Felix Dahn

Gesammelte Werke

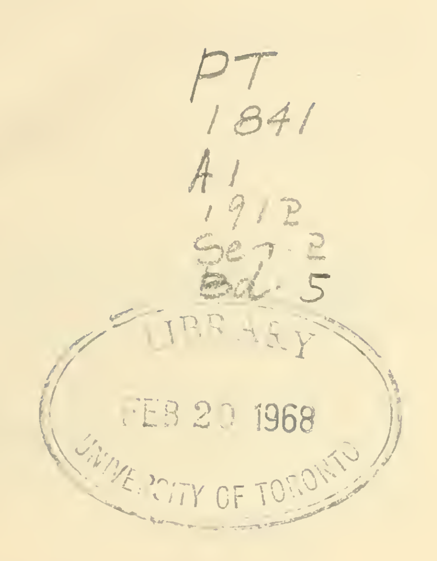
Erzählende und poetische Schriften

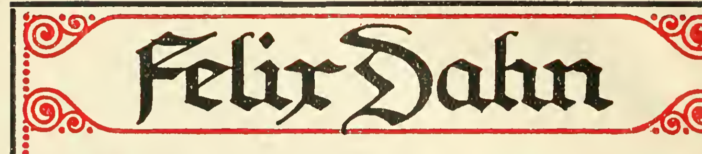












Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 5



Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Am Hof Herrn Karls · Herzog Ernst von Schwaben · Meine welschen Ahnen · Odhins Rache · Friggas Ja · Die Finnin · Der Vater und die Söhne

Romane und Erzählungen
Illustriert von G. Adolf Closs
und Johs. Gehrts



Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe" wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Am Hof Herrn Karls

Vier Erzählungen

I. Die Freibitte

II. Der Liebe Maß. III. Einhart und Emma

IV. Herrn Karls Recht



I.

Die Freibitte

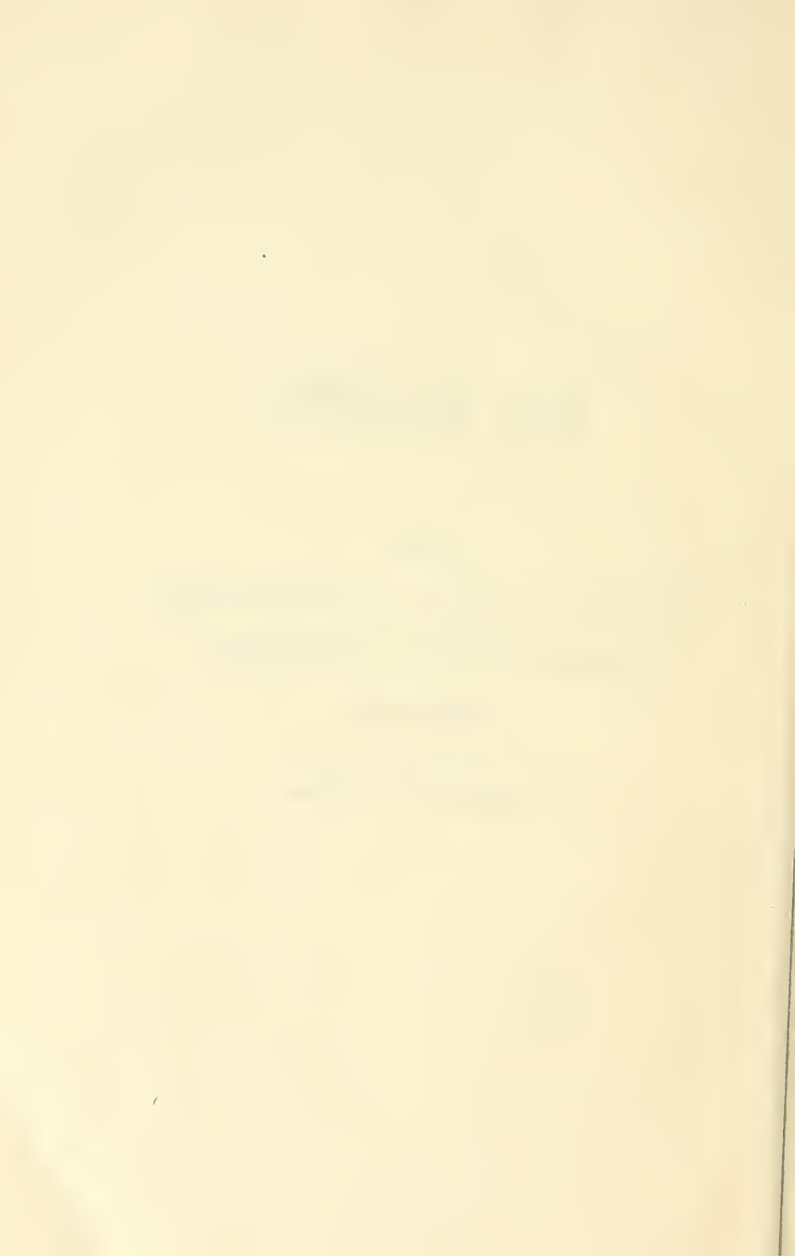
Ihrer

der Frau Herzogin zu Trachenberg,

Fürstin Natalie von Hatzfeld,

Durchlaucht

verehrungsvoll zugeeignet



I.

In dem Palatium der Langobardenkönige zu Pavia reichte der von der Königin und ihrer Tochter bewohnte Flügel bis dicht an das Ufer des Tessin, dessen Fluten auch an schwülen Sommertagen einige Kühlung der gegen den Fluß hin offenen Säulenhalle, dem Hauptgemach der Frauen, zuführten. Hier waren an einem solchen heißen Sommerabend um Ansa, die ehrwürdige Gemahlin des Königs Desiderius, und um Adalperga, deren Tochter, eine Anzahl vornehmer langobardischer Frauen und Mädchen, auch Geistliche und ein Paar weltliche „Gasindi" und Höflinge des Palatiums versammelt.

Die Königin war ernst, ja sorgenvoll, so schien es, im Hintergrund der weiten Halle in ein Gespräch mit Bischöfen und älteren Vornehmen vertieft, indes die schöne Adalperga — schon feierten Lieder, nicht nur lateinische der Hofpoeten, auch langobardische im Mund des Volkes ihre Anmut, Bildung und Herzensgüte — ganz vorn auf der offenen Bogenwölbung gegen den Fluß hin an einem mächtigen Steintisch saß, dessen Mosaikplatte zahlreiche Handschriften trug; diese zu ordnen und allmählich in eine hohe eherne Amphora wegzulegen war ein junger Mann beschäftigt, dessen Kleidung ein seltsames Gemisch von Geistlichem und Weltlichem zeigte. Das edle Antlitz mit den feingeschnittenen Zügen schien gebleicht von zu an-

strengender — wohl auch nächtlicher — Forschungsarbeit: aber das Auge blitzte von feuriger Begeisterung und um den schwarzen langen sutanengleichen Rock war doch der Wehrgurt mit dem Schwert gegürtet.

Dagegen völlig die Tracht eines Kriegers zeigte ein ihm gar ähnlicher etwas jüngerer Mann, der sich neben ihm auf den Tisch mit den Rollen beugte und nun mit leichtem Schütteln der braunen Locken lächelnd meinte: „O Fürstin, das Latein laß ich mir noch gefallen: — hab' ich's doch sogar in diesen meinen harten Kopf hinein gehämmert: —, aber diese krausen Schnörkel, dies Griechische sogar, soll Euch mein gelehrter Bruder beibringen? Wozu? Ihr habt's doch nicht nötig zu Eurem Geschäft." — „Was ist denn mein Geschäft, Gasind Arichis?" fragte Adalperga mit anmutiger Neugier. — „Fürstin und schön zu sein," war die rasche Antwort. „Nicht wahr, Bruder Paulus, das findest du auch?" — Aber dem Befragten schoß es blutrot in Wangen und Stirn. Verweisend sprach er „Mit so hohen Dingen scherzt man nicht, mein Bruder." — „Wer sagt dir, daß ich scherze? 's ist mir hoher Ernst damit. Und kundigere Männer als ich finden's auch. So mein hoher Patron und Senior Arichis . . ." Da hob die Jungfrau ein wenig das schöne Haupt und sah dem Sprecher in die Augen, aber gleich blickte sie wieder in die griechische Schrift.

„Was sagte der Herr Herzog von Benevent?" fragte der ältere Bruder. — „Ei, unser Herr, er, der sich wahrlich versteht auf Frauenschöne, er meinte kurz vor seiner Abreise ins Frankenreich: „Fürstin Adalperga ist das schönste Weib der Erde." — Da errötete diese über und über; um das Gespräch abzubrechen, schob sie die Schriften zurück, und auf die beiden leeren Stühle neben dem Tisch deutend, sprach sie: „Kommt, ihr Warnefridinge, da setzt

euch zu mir und erzählt — ihr habt es längst versprochen! — die seltsame Geschichte eurer Sippe, eurer ‚Fara‘. Man sagt, gar Wunderhaftes schmücke und verhülle sie zugleich, wie Efeuranken ein alt Gemäuer." — „Ein treffend Bild, wahr und schön," meinte Paulus sich niederlassend. „So schmückt und verhüllt zugleich Frau Sage auch unseres ganzen Volkes Geschichte: man kann, man soll Sage und Geschichte nicht scheiden," schloß er sinnend, „erzählt man davon. Gern möcht' ich all' das einmal erforschen und berichten," meinte er nachdenklich. „Freilich ist auch Bedenkliches dabei, was an die Heidengötter, die Dämonen mahnt" — und er schlug ein Kreuz über die Brust; „von denen soll man nicht viel reden." — „Doch soll man das," lachte der jüngere Bruder und setzte sich an die andere Seite Adalpergas. „Sind gar schöne und oft lustige Geschichten. So, wie Frikka ihrem Gemahl, Herrn Wodan . . ." — „Nenn' ihn nicht, er ist der Dämonen Haupt und König," warnte Paulus.

Aber Arichis fuhr fort: „Mein Bruder ist so fromm wie ein Mönchlein! Also: wie Frikka ihren weisen Gemahl überlistete, was unserem ganzen Volk den Namen gab." — „Ich hörte davon einmal: — aber die Frau Äbtissin, meine Erzieherin, liebte das nicht . . . und doch wüßt ich's gern." — „So hört! Das erzähle ich besser als mein ernsthafter Bruder," fiel Arichis ein. „Findet Ihr nicht, Fürstin, er wird immer unweltlicher, immer mehr priesterlich? Umsonst dräng' ich ihn, gleich mir Gasind unseres Herzogs zu werden." — „Nun, er trägt ja das Schwert. Habt Ihr gewählt, gelehrter Paulus, zwischen Brünne und Kutte?" — „Noch nicht. Ich schwanke."

„Nun also, tapfrer Gasind Arichis, wie war das mit der Überlistung?" — „Das war so," hob er wieder an.

„Unser Volk hieß ursprünglich — in seinen alten Sitzen an dem Elbestrom fern im Norden — die Winiler. Die Winiler hatten Krieg mit den Vandalen· diesen wollte Wodan — das barg er jedoch heimlich im Herzen — den Sieg geben. Frikka, seine Gattin, aber den Winilern. Auf ihr Fragen und Forschen erwiderte er, arglistig in den Wirrbart lächelnd: ‚Ich gebe denen den Sieg, die ich morgen früh von meinem Pfühl aus zuerst sehe.‘ Das wären aber die Vandalen gewesen, die im Osten lagerten: denn nach Osten schaut Walvaters Pfühl . . .“ — „Erstaunlich viel weißt und fabelst du von diesem übeln Waland!“ schalt Paulus. — „Aber Frikka drehte seinen Pfühl am späten Abend um . . .“ — „Das ist lustig,“ lachte Adalperga. — „Und riet den Weibern der Winiler, um Sonnenaufgang vor ihren Männern sich aufzustellen und das aufgelöste Haar — wie einen Bart — um den Mund zu schmiegen. Das taten sie und als nun Siegvater im Morgendämmer zum Himmelsfenster hinaussah . . .“ — „Der wohnt aber doch im tiefsten Pfuhl der Hölle!“ meinte berichtigend der Bruder. — „Rief er erstaunt: ‚was sind das für Langbärte?‘ Da sprach Frikka: ‚Du gabst ihnen den Namen: so gib ihnen auch den Sieg — als Patengabe,‘ und küßte ihn auf den bärtigen Mund und streichelte ihm die Wange . . .“ — „Aber Bruder! Laß ab.“ — „Hei, sie war ja seine Frau! Da ist doch nichts Schlimmes dabei, nicht wahr, Fürstin? — Und der Gott? . . . Nun er tat, was schöner Ehefrau Gatte tut: er lächelte und tat nach ihrem Willen und gab uns den Sieg, und ‚Langobarden‘ heißen wir seither.“ — „Das ist schön, daß unser Name schon an Sieg sich knüpft. Aber nun erzählt weiter . . . . von eurer Sippe.“ — „Fang’ an, Paule. Wirst du allzu fromm oder läßt du mir das Schönste weg, fall’ ich, verbessernd und ergänzend, ein.“

„Also: — da die hohe Fürstin unsre Fara solcher Ehre würdigt, von ihr zu hören — mit den Langobarden, die vor mehr als zweihundert Jahren unter König Alboin aus Pannonien in dies reiche Land einwanderten, das unsre schöne Heimat ward, war auch unser Urgroßvater Leupichis: er siedelte sich und die Seinen in Friaul an — am Ufer der Livenza — und ward Gasindus des Herzogs von Friaul. Und seither sind wir von Geschlecht zu Geschlecht getreue Gefolgen dieses Herzoghauses gewesen.“ — „Ja, gar mancher unsrer Vorfahren,“ fiel Arichis ein, „hat den Schild solchem Herzog getragen und ist mit ihm, auch wohl für ihn erschlagen worden!“ — „Aber auch das fürstliche Haus hat Schutz und Treue unsern Vätern gewährt: ein Held dieser Sippe ist im Schirmkampf für unsre Ahnen gefallen.“ — „Ja, und daß ich hier lebend sitze neben der Tochter meines Königs, wem verdank' ich das, als unsrem Herzog?“ — „Wie das?“ forschte Adalperga eifrig. „Hat er . . . . hat der Herr Herzog von Benevent —?“ — „Herausgehauen hat er mich vorigen Herbst aus einem ganzen Rudel wilder Slovenen. Wir sollten sie aus dem Ostland treiben, in das sie aus der Windischen Mark eingefallen waren: bis Marianum waren sie schon vorgedrungen. Herzog Arichis schlug sie dort aufs Haupt und lustig war die jagende Verfolgung! Aber ich ward darüber allzu lustig und fiel in einen Hinterhalt im dichten Grenzwald: es waren ihrer fünf, mein Gaul stürzte —, ich war verloren; da sprengte mein Herzog heran . . . —“ — „Auf seinem schönen Rapphengst?“ fragte das Königskind. — „Jawohl! — Schau, wie gut Ihr beschlagen seid in seinem Marstall! — Und holte mich heraus — er allein! — er blutete dann, aber er lachte dazu.“ — „Und,“ fuhr Paulus fort, „sie haben aus ihrem Reichtum gespendet,

als wir in wilder Kriegsdrangsal alles verloren hatten, sie haben mit Rat und Tat uns geholfen allezeit. Und so sind wir ihnen denn zu Dank und Treudienst verpflichtet immerdar. Und nicht nur Pflicht, — nein, stolze Wonne wär's, für dies hohe Geschlecht das letzte Herzblut zu vergießen."

Er hatte sich in edle, in lodernde Begeisterung hineingesprochen: es ließ ihm gut; die feinen Züge, das schöne Auge verklärten sich: mit freundlichem Staunen sah's die Jungfrau, Arichis aber rief: „So gefällst du mir, Paule! Ich seh' dich doch nochmal in Helm und Brünne stolze Streiche tun für Arichis von Benevent. Denn Ihr wißt ja wohl, daß zwei Brüder des Herzoghauses von Friaul übergesiedelt sind in jenes südlichere Land und dort das Herzogtum erwarben. Und weil bei diesem Haus — jetzt von Benevent — der Name Arichis fast erblich ist, — haben auch wir, mit jenem übergesiedelt, dessen Namen gar oft geführt: so heiße ich — unwürdigermaßen! — wie jener Herzog, dessengleichen — bei Gott! — kein Held lebt im Volk der Langobarden;" — Abermals errötete Adalperga. Aber Paulus deutete das irrig — als Erzürnung: „ausgenommen, Arichis, den Herrn König Desiderius," mahnte er. Jedoch die Königstochter meinte: „Ach, mein lieber Vater ist alt und krank und der viele Gram um dieser bösen Franken willen . . .! Hat er doch um deswillen" — sie stockte ein wenig — „den Herrn Herzog, den ihr wie um die Wette lobt, in jenes Reich über die Alpen geschickt — recht lange, lange bleibt er aus, mein' ich! — zu erkunden, was etwa Schlimmes dorther droht. — Aber nun endlich zurück zu Leupichis, eurem Ahn."

„Der hinterließ, wie er starb, fünf noch ganz junge Söhne, der jüngste hieß wie er. Da brachen in das

Gebiet von Friaul die greulichen Horden der Avaren . . . —" — Adalperga schauderte: „Unholde sollen's sein, nicht Menschen." — „Sie plünderten, mordeten, verbrannten, was sie erreichten und schleppten die fünf Knaben, an die Schweife ihrer Gäule gebunden, mit sich in die Knechtschaft, in die öden Steppen der Avarenringe! Die vier älteren sind dort geblieben und verschollen. Der Jüngste aber, Leupichis, hatte nie die Sehnsucht nach der Freiheit, die Hoffnung auf die Wiederkehr in die Heimat aufgegeben. Jeden Abend vor dem Einschlafen hatte er zu den Heiligen gebetet, zumal zu dem Schutzherrn unserer Fara, Sankt Sabinus zu Spoleto, ihm glückliche Heimkehr zu gewähren." — „Wohl, wohl," meinte Arichis. „Aber unser alter Rinderhirt, der mir die Sache — wie oft! — erzählte draußen auf der Heide, flüsterte immer dazu: ‚er hat auch stets einen Wuchs Ernte-Hafer stehen lassen auf dem Felde — für Herrn Wodans Grauroß.'" — „Nicht doch! — In einer kalten Winternacht nun, ohne Mond und Sterne, floh der zum Jüngling Herangewachsene aus der Lehmhütte, die ihm samt ein paar Ziegen sein Herr als Wohnung angewiesen hatte, nahe dem Grenzring der Avaren: er nahm nur Bogen und Pfeilköcher und etwas trockenen Ziegenkäse mit. Als er aber nun den nächsten Wald erreicht hatte, wußte er nicht, — denn die Sterne fehlten — welche Richtung er einschlagen solle auf seiner Flucht, um Langobardenland zu erreichen. Auch schien das Gestrüpp des dornigen Dickichts im Unterholz undurchdringbar: er konnte weder vorwärts noch rückwärts, ratlos blieb er stehen: er wollte verzagen. Da sah er plötzlich zu seiner Rechten zwei kleine rotgelbe Lichter funkeln, die, nah an der Erde, an ihm vorüber vorwärts schossen: es war ein Wolf, der wies ihm den Weg durch das Gestrüpp: er folgte, dankend Sankt Sabinus, der ihn gesendet."

Arichis schüttelte das kurzkrause Gelock: „Aber der alte Hirte lachte und raunte. ‚Wie käme ein Heiliger zu einem Wolf? Den Wolf hat Wodan gesendet:‘ ‚der Wolf ist Wodans geweihtes Weidwild‘ so sagt ein uralt Wort. Und: ‚reich lohnt Wodan treuen Dienst‘ ein anderes. Er hatte wohl der Ähren für sein Grauroß nicht vergessen, — sagte der Hirt, nicht ich, frommer Bruder!“ — „Wundersam war nun, wie ein paar Tage lang das Untier wirklich als Wegweiser dem Fliehenden vorantrabte, nie ihn bedrohte, nie außer Sichtweite lief, oft sich umwandte, ob Leupichis auch richtig auf dem schmalen Pfade durch das Dorndickicht folge? Aber am dritten Tage — die mitgenommene wenige Mundspeise war längst verzehrt — plagte den Ahn der Hunger, ganz erschöpft fürchtete er zu erliegen: da spannte er den Bogen, legte den Pfeil auf, den Wolf zu töten, ihn zu verzehren.“ — „Das war recht undankbar von dem Ahn — sagte nämlich Grimmo der Hirt, der soviel alte Dinge, Sagen und schöne Sprüche wußte, wie nur etwa noch Willehalm sein jüngerer Bruder, viel hab ich von ihnen gelernt: — Gott lohn' es ihnen im Himmel! — Und auf dem Fleck strafte ihn Wodan: der Pfeil ging fehl, was sonst dem Ahnherrn nie geschah, er sah nur noch, wie der treue Wegweiser vorwurfsvoll umsah und verschwand, dann stürzte er todmüde zu Boden.“ — „Im Traum aber erschaute er einen Mann, der stand bei seinem Haupte und sprach: ‚Steh auf! Leupichis, was schläfst du? Geh dahin, wohin deine Füße gerichtet liegen: denn dort liegt Langobardenreich, wohin du trachtest:‘ das war Sankt Sabinus.“ — „Er trug aber einen Schlapphut, dieser Mann,“ warf Arichis ein, „und dunkelblauen Mantel und in der Hand einen Speer: so sehn die Kutten-Heiligen nicht aus.“ — „Und der Ahn sprang auf und wanderte, wie ihm das Traumgesicht ge-

wiesen und fand am Abend eine Siedelung: darin waltete eine schöne junge Mutter, die ihn aufnahm, speiste, nächtigte, den Weg wies: tief dankte er der Hausfrau." — „‚Die trug ein linnenblütenblau Gewand, klirrende Schlüssel am Gürtel, und ein golden Halsgeschmeide,‘ sagte der Hirt. Das war . " — „Und so gelangte er in ein paar Tagen nach Friaul, an die Livenza und an das alte Stamm-Gehöft, das Allod unserer Fara: aber das sah traurig aus! Verödet lag's seit vielen Jahren, das Dach war von den Avaren abgebrannt, offen klaffte die Halle gen Himmel: Buschwerk und Gedörn füllte die Stuben: und ein gewaltiger Eschenbaum" — — „Das ist Wodans Weihebaum." — „Ragte hoch durch die Dachlücke in die Luft. Daran hing der Ahn sofort Bogen und Köcher auf, als des Besitzes Zeichen. Und der gütevolle Herzog, der Ahn des heutigen, beschenkte ihn reich mit milder Hand, so daß er ein Weib gewinnen und unsre Fara neu begründen konnte." — „So sind wir von Geschlecht zu Geschlecht diesem Fürstenhaus zu tiefem Dank verbunden. — Aber horch, wer kommt da?"

Und Arichis wandte sich: die Doppeltüre, die in das Innere des Palastes führte, ward aufgerissen und herein trat in lebhafter Bewegung eine hohe Gestalt, klirrend in Waffen. Adalperga sprang auf: „Er! Er zurück" flüsterte sie.

Der Ankömmling aber schritt durch die umgebenden Palastgroßen und Frauen auf die Königin zu, beugte tief das Haupt und sprach: „Frau Königin, soeben komm' ich an: Tag und Nacht ritt ich aus Frankenreich: schlimme Kunde bring' ich: König Karl und sein Reichstag haben — für den heiligen Vater! — den höchst unheiligen Krieg gegen uns beschlossen. Aus dem Sattel gesprungen eilte ich an das Krankenbett Eures königlichen Gemahls, zuerst

ihm das zu melden. Dann aber, hohe Frau — in dieser Stunde höchster Gefahr ist es Zeit, um Waffenschutz und Waffenschirm für Euer Haus zu sorgen: jetzt — nicht früher, — wagte ich es, bei König Desiderius um die Hand Eurer Tochter Adalperga zu werben: er sagt sie zu, wenn die Mutter und die herrliche Jungfrau . . ." — Da unterbrach ihn die immer noch schöne Greisin, faßte seine Hand und sprach: „Die Stunde der Werbung adelt Euch, Herr Herzog, mehr als Eures Blutes Adel und all' Euer Waffenruhm. Nehmt sie hin — seht, wie hoch sie errötet! Ich kenne ihr Herz: — Komm, Adalperga, folge diesem Herzen." Das Mädchen schwebte gesenkten Hauptes auf die Mutter zu, die ihre Hand in die des Herzogs legte.

Alle Versammelten drängten nun aus der Bogenhalle in das Innere des Palastes in heftigster Erregung. So bemerkte niemand, — auch nicht der Bruder, — daß eine schlanke Jünglingsgestalt bei dem Versuch, zu folgen, ohnmächtig auf den Estrich niedersank.

II.

Wie herrlich ist der Ausblick von Monte Casino weithin über das Land, über das blühende Tal des Garigliano im Westen und Süden und die umliegenden Berge, die es vom Golf von Gaëta scheiden, aber doch zuweilen das tief blaue Meer erschauen lassen: im Osten das Tal von San Germano, dem alten „Casinum", von seinem raschen Flüßlein Rapido, damals noch „Vinius" genannt, durchflutet und hoch überragt von den Felskämmen der Abruzzen!

Ein starker Wille der völligen Weltentsagung wahrlich gehört dazu, an diesem entzückenden Fleck der Erde alles Irdische von sich zu streifen und nur noch dem Geistlichen, der Kirche zu leben. Aber keine Regung des Bedauerns, der geheimen Sehnsucht nach Rückkehr in das Leben der Welt lag auf den bleichen Zügen des jungen Mönches, der, in die schwarzen Ordensgewande Sankt Benedikts gekleidet, mit dem Rücken an der Außenseite der westlichen Eingangspforte des Klosters an die schwarz-graue Felsmauer gelehnt, traumverloren in den prachtvollen Sonnenuntergang des Frühlingstages hinausblickte: er hatte den linken Arm auf den Rücken gelegt, die rechte Hand, mit der Rückseite quer über die Stirn gehalten, suchte die blendenden Strahlen, die schon wagrecht leuchteten. abzuwehren.

Lange stand er regungslos· man hätte ihn für die Statue eines Benediktiner-Mönches halten können, die, aus dem schwarzen Schieferfels gehauen, hier Wache hielt. Endlich störte ihn aus seiner Ruhe ein Geräusch, das sich von unten vernehmen ließ, von der Straße, die heute noch von Westen in höchst steiler Steigung und mit vielen Windungen um die Felsvorsprünge auf den Gipfel des Berges führt. Ein solcher Vorsprung hatte auch bis dahin unsichtbar und unhörbar gemacht den kleinen Zug, der sich nun rasch näherte. Voran zwei berittene und bewaffnete Klosterknechte: dann folgte ein reich geschirrtes Maultier, dessen kleine Silberglöcklein, bei jedem Schritt erklirrend, zuerst vernehmbar geworden: der Reiter achtete nicht all' der berauschenden Schönheit von Natur und Landschaft um ihn her: er las eifrig in der Regula Sankt Benedikts: die Sorge für den sichern Gang seines Tieres auf dem schmalen Steg, hart an dem schwindelnden Abgrund hin, überließ er einem kleinen Hirtenjungen, der, barhäuptig

und barfüßig, nur mit einem braunen zottigen Lammfell bekleidet, daneben her lief, die Zügel am Gebisse haltend, und offenbar gar stolz auf solches Amt. Dahinter schwankte, mühsam von vier Männern emporgetragen, eine geschlossene Sänfte: ein dritter Gewaffneter ritt hinterdrein.

Der junge Mönch schritt jetzt langsam den Kommenden entgegen: er hatte den Reiter des Maultieres erkannt: als er ihn erreicht hatte, kniete er zu dessen Rechten nieder, beugte das glatt geschorene Haupt und sprach: „Euern Segen, Herr Abt und Vater! Wie lang hab' ich sein entbehrt." — Mit liebevollem Blick legte der Abt die Rechte auf sein Haupt: „Gott der Herr hat dich gesegnet mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens: und eifrig hast du sie verwendet in seinem und in der Menschen Dienst. Er wird dir lohnen. Steh auf!"

Im Weiterschreiten sprach nun der Mönch: „O Vater Theudemar, wie lange doch bliebt Ihr den Euern fern! Wie fehltet Ihr uns allen — und zumeist mir." — „Ich blieb nicht länger unten in der Welt, als es die Pflicht gebot. Das sind Zeiten, mein Paulus, in denen Sankt Benedikts unwürdiger Nachfolger nicht unter den Büchern und mit Gebeten allein die Tage verbringen darf. Zwar nicht viel drang und dringt hinauf in den heiligen Frieden dieses Hauses aus dem Lärm und den Kämpfen der Welt da unten: — nur verworrene Kunde hat uns bisher erreicht von all' dem Geschehenen — aber Hilferufe Leidender, Verfolgter, Verwundeter fanden doch den Weg zu mir: so eilte ich zu helfen wo ich konnte."

Sie hatten nun das Klostertor erreicht: der Abt stieg ab, die Sänfte zu erwarten, die langsam näher kam: „Und dir, mein Sohn, hab' ich auch etwas mitgebracht, zu helfen, zu heilen, zu pflegen: du wirst es gern tun, wär' es auch ein Feind." — „Gewiß, mein Vater. Es

steht geschrieben: ‚Liebet die euch hassen‘.“ — „Nun,“ lächelte der Abt, „diesmal wird das nicht von dir verlangt. Siehe, es ist nicht ein Feind, es ist . . .“ — „Mein Bruder, mein Arichis!“ rief Paulus und lief auf die geöffnete Sänfte zu, aus welcher die Träger nun den Insassen hoben.

„Paulus! Du hier? Du lebst?“ erwiderte Arichis, sich wankend auf des Bruders Schulter stützend. — „Und du! Wie bleich! Verwundet? Schwer verwundet?“ — „Ja,“ sprach der Abt, „schwer. Aber Gott hat geholfen.“ — „Und dieses guten Mannes Pflege,“ sprach der Wunde. — „Kommt nun herein, ihr wieder Vereinten. Ins kleine Refektorium! Da wollen wir den Gast laben nach der anstrengenden Reise bis heute von Reate her. Dann mögt ihr euch erzählen, was ihr seit eurer Trennung erlebt habt: — ihr und dies Land Italia.“

III.

Nach dem von klösterlicher Einfachheit vorgeschriebenen Abendessen, das sie nicht wie sonst mit der Gesamtheit der Brüder, sondern in einem schmalen, hochgewölbten, kühlen Nebenraum des Refektoriums einnahmen, wollte der Abt die Brüder allein lassen, aber beide baten ihn, zu bleiben: „Wir haben nichts Geheimes vor dir, Vater,“ meinte Paulus. — „Ja, deine Seele kenne ich so klar wie den Grund kristallhellen Quells, besser kenne ich sie als du selbst! Aber dieser Kriegsmann . . .“ — „Bleibt, Herr Abt, und helft mir, diesen Schweigsamen zum Reden bringen. — Also hier — und als Mönch! — finde ich

dich wieder, Bruder! Spurlos verschwunden warst du, verschwunden mir und allen im Palast zu Pavia, von jenem Abend an, da unser Herzog mit der Nachricht von dem Frankenkrieg eintraf. Vergeblich suchte ich, aus dem großen Saale, wohin wir alle der Königin folgten, zurückgekehrt, dich in der Säulenhalle am Tessin, im ganzen Palast, in der Stadt: — niemand wußte von dir als ein Torwart: der meinte, er habe dich erkannt, wie du in derselben Nacht, auf einem Maultier reitend, durch das Südtor die Stadt verlassen. Das war die letzte Spur all' diese Monate. Du warst also . . .?" — „Ohne Aufenthalt hierhergeeilt — in den heiligen Frieden Sankt Benedikts: und in die Entsagung." — „Und beide hat er gefunden," sprach der Abt, „nach der ersten Beichte, die ich ihm abnahm. Ich fand nichts — in der Vergangenheit — zu vergeben, nur zu warnen für die Zukunft." — „Ich danke, Vater!" sprach Paulus und küßte seine Hand.

„Aber," grollte Arichis, „warum mir, dem König, dem Herzog gar nichts sagen. Warum?" — „Weil ihr," lächelte der Mönch wehmütig, „mich bestürmt hättet, zu lassen, was ich doch tun mußte. Das wollt' ich euch und mir ersparen." — „Und so plötzlich!" — „Nicht doch! Du weißt es ja: lange schwankte ich ‚zwischen Brünne und Kutte'." — „So sprach damals Adalperga: du hast ein gut Gedächtnis!"

Paulus errötete: nach einer Weile fuhr er fort: „An jenem Abend nun kam's über mich, erkannte ich wie im hellen Blitzschlag, daß für mich nur in der Weltentsagung Friede zu finden ist. Ich eilte Tag und Nacht hierher — das Schwert warf ich noch vom Säulenaltan des Palastes aus in den Tessin! — und Abt Theudemar würdigte mich — nach der Probezeit — der Aufnahme in Sankt Benediktus Schar. Das ist alles, was ich erlebt seit jenem

Abend." — „Hm," meinte Arichis nachdenklich, „ist nicht eben viel. Und doch: — da liegt ein Dunkel, das ich nicht durchdringe. Kaum ahn' ich . . ." — „Nun aber rede du," unterbrach der Bruder hastig, „viel hast du zu berichten!"

IV.

Und Arichis hob an, nach einem herzhaften Schluck des tiefdunkelroten Weines, den die fleißigen Mönche dem sonnenbestrahlten Schieferschutt ihres Berges abgewannen und aus den Trauben Sankt Benedikts kelterten: „Ja, vielerlei hab' ich zu erzählen, aber vielleicht ist das Wenige mehr, was mein Bruder berichtet — und das Viele, was er verschwiegen hat. — Rasch auf die Verlobung unseres Herzogs folgte die Vermählung und rasch auf die Vermählung folgte der Krieg. Kaum war die junge Herzogin in das ferne und feste Benevent in Sicherheit gebracht, kaum stieß der Eidam mit seinem Aufgebot zum Heer des Königs, das die Engpässe, die ‚Clusen', am Südabhang des Mons Cenisius sperrte, als der furchtbare Frankenkönig, der ‚Karl von Eisen', mit seinem Heere heranzog. Und der Schreck zog vor ihm her; war es doch ein ‚heiliger Krieg', den die Franken zu führen vorgaben — und glaubten, — Sankt Peter die Städte und Landschaften zurückzugeben, die unsre Könige ihm entrissen. Bei diesem heiligen Krieg fielen gar viele Tausende von ihrem König ab und traten auf des Papstes und seines Helfers Seite: die Engel des Herrn, flüsterte man in unsrem Lager, ziehen unsichtbar Herrn Karl voraus und bahnen ihm den Weg zum Siege." — „Es muß ein wunderbarer Mann sein,"

meinte Paulus nachdenklich. „Ich möchte ihn sehen." — „Das wünsche dir nicht, Bruder! Wenigstens nicht wie ich ihn sah, als Feind, im Sturme der Schlacht. Noch heute gedenk' ich's mit Grauen. Also unser Heer lag in den verschanzten Clusen, die offene, breite Straße über den Berg sperrend. Der Herzog aber mit uns Beneventanern lagerte auf dem äußersten linken Horn in einer tiefen Schlucht: in die führte, von dem mit firnem Schnee und Eis bedeckten Felsengipfel des hohen Berges herab ein ganz schmaler, kaum mannsbreiter Klettersteig, in steilstem Anstieg drüben, in schroffstem Absturz hüben: nur Steinbock und Luchs und der verwegenste Gemsenjäger wagen sich auf den schwindelnden Pfad: hart vor dessen Mündung hatte der Herzog sein Zelt aufgeschlagen. Ich hatte etwas höher oben die vorderste Wache: mondlose Nacht war's, kurz vor Hahnenkraht, ich lehnte an einer finster schattenden Eiche: denn das verlöschende Wachtfeuer warf wechselndes Licht bis zu meiner Höhe herauf: Totenstille ringsum: nur der Steinkauz klagte zuweilen in den schwarzen Felsen ober mir: da blitzte plötzlich um den nächsten Vorsprung des Gesteins helles, blendendes Fackellicht: „Feinde!" schrie ich, „Feinde! — Zu den Waffen!" wollte ich weiter rufen: ich konnte nicht! Grauen erstickte mir die Stimme: denn hart vor mir stand im hellsten Schein zweier Fackeln, die zwei Männer dicht hinter ihm trugen, grellrot beleuchtet, ein Gewaltiger, um mehr als Haupteslänge mich überragend, ganz in funkelndes Erz gehüllt: „Vorwärts, Neffe Roland" rief er, mit furchtbar dröhnender Stimme; „drauf, Held Oliver von Viane; der Herr hat sie in unsre Hand gegeben! Sankt Peter und Sankt Denis!" Hoch blitzte ein Schwert: zersplittert wie Glas zersprang bei seinem Streich meine gute Klinge von Aquileja: derselbe Streich spaltete meine Ringbrünne und

drang noch ein gar ansehnlich Ende in meine rechte Brust: — da — ich spür es noch." Und er legte die Hand auf die schmerzende Rippe. „Ich stürzte: über mich hinweg sprangen die drei Männer: bevor mir die Sinne vergingen sah ich noch den Herzog vor seinem Zelt grimme Hiebe tauschen mit dem zur Rechten — Roland von Bretagne war's, wie ich später erfuhr — gar bald fiel der Herzog: seinen Bannerträger hinter ihm, den Gastalden von Nola, durchspeerte der andre Begleiter: — das war Herr Oliver von Viane. Dann aber sah ich nichts mehr als von dem Felspfad herab zahllose Fackeln, Helme, Speere der Franken: ‚Herr Karl und Sieg', riefen sie: da schwanden mir die Sinne." — „Armer Bruder," seufzte Paulus und griff nach der abgemagerten Hand.

„Das ist nicht Menschenwerk," meinte der Abt. „Ich hörte davon raunen: ja, schon singt man im Volk ein Lied davon: Herr Karl, unfähig, die Clusen auf der breiten Straße zu stürmen, flehte zu Sankt Denis: urplötzlich stand vor ihm ein Jägersmann, der sich erbot, eine kleine erlesene Schar auf nur ihm bekanntem Felsensteig so zu führen, daß sie im Rücken der Langobarden auftauchen solle. So geschah's: aber als Herr Karl dem Jäger danken und lohnen wollte, verschwand er im Nebel der Berge. Es war der Engel des Herrn. Dem Willen Gottes muß man sich fügen." — „Ei, das kann ich nicht! Noch nicht! Kann ich nur erst wieder das Schwert heben, wollen wir doch sehen, ob der verfluchte Engel" — beide Mönche bekreuzten sich — „verzeiht, ehrwürdiger Abt! — ihm jedesmal hilft. Aber damals freilich hat der engelhafte Jägersmann — hätt' ich ihn doch an der Gurgel! — die Schlacht, ja den Krieg entschieden." — „Wie ging das zu?" forschte Paulus. „Wo ist der König, seine — seine Sippe, wo der Herzog? In Pavia . . .?". „Verloren ist alles. Nachdem die

Franken uns im Rücken standen, — wie vor der Stirn, — waren die Clusen nicht zu halten: alles floh nach Pavia. Aber bald erschien vor der Stadt der furchtbare Herr Karl: Mangel, Hunger, Entsetzen, — der König ergab sich und sein Haus." — „War Adalperga, . . . war die Frau Herzogin . . .?" — „Nein! Sie war ja in dem sichern Benevent geborgen. König Desiderius ward gefangen: er ward mit seiner Gattin in ein fränkisch Kloster abgeführt . . ." — „So ist kein Reich der Langobarden mehr!" rief Paulus in tiefem Weh, sprang auf und erhob beide Hände.

„Doch!" antwortete der Abt, „aber sein König heißt — Karl. Nicht eine Provinz des Frankenreichs, — ein eigen Königreich bleibt Langobardien." — „Das — das ist ein Trost," seufzte Paul. — „Nein, kein Trost," knirschte der Wunde. „Und da mein Herzog lebt, — frei und in Sicherheit —, so hoff' ich, alsbald heißt Langobardiens König . . . Arichis."

„Hüte dich," warnte der Abt, scheu nach der Türe blickend. „Sogar vor meinen Mönchen: — schweige."

„Wo, wo weilt der Herzog. Er ist also frei?" fragte Paulus. — „Es gelang ihm, aus der Gefangenschaft, sobald Herrn Rolands Schwertstoß ein wenig geheilt war, zu entspringen und nach Benevent zu entkommen. Herr Karl, den dringende Sorgen nach Hause riefen, — die heidnischen Sachsen sind heerend tief ins Frankenland gedrungen — hat Frieden mit ihm geschlossen und ihn als Herzog von Benevent anerkannt, so lang Arichis sich ruhig verhalte. Wird hoffentlich nicht lange dauern." — „Wie? Man sagt, er hat geschworen: — den Untertaneneid!" mahnte der Abt. — Arichis zuckte die Achseln: „Erzwungener Eid!" — „Gleichviel!" — sprach Paulus, „ein Eid! Gott läßt sich nicht spotten. Schon wieder sinnst du Kampf?" — „Und Vergeltung!" sprach Arichis, die Faust ballend.

— „Dem Tode kaum entronnen, gewiß durch ein Wunder der Heiligen!“ mahnte der Bruder. „Erzähle! Wie ging dir's nach dem Überfall, wie kamst du hierher?“ — „Nicht durch ein Wunder der Heiligen, durch — einen ganz andern,“ erwiderte Arichis, kopfschüttelnd und tief trinkend „Lang lag ich, wo ich gefallen war, ohne zu denken. Feind und Freund hielt mich wohl für tot. Als ich zu mir kam, war heißer Mittag: hoch stand die Sonne: ringsum alles hell — aber alles still, grabesstill. Angriff, Flucht und Verfolgung hatte beide Heere seit vielen Stunden weit hinweggeführt: wohl nach Pavia zu. Ich erhob mich — nur ein paar Tote um mich her — darunter nicht, den ich ängstlich suchte, der Herzog! Gott hierfür dankend trachtete ich nun, so schwer es ging — ich war schwach, die Wunde brannte! — möglichst verdeckt vor Franken, die etwa in der Nähe streiften, ein paar Berghöfe von Langobarden zu erreichen, die ich auf den Almen in den mittleren Höhen oberhalb unserer Zelte liegen wußte. Mühsam kletterte ich die steilen Pfade hinan: da plötzlich, hart am Abgrund, verließ mich die Kraft, der Speer, auf den ich mich stützte, entfiel meiner Hand und ich stürzte — nach der Rechten hin — tief, tief in den Abgrund.“ — „Bruder, Bruder!“ seufzte Paulus. — „Und unverletzt kamst du unten an?“ forschte der Abt.

„Ja: ich fiel auf tiefen, weichen Schnee: durch ein Wunder der Heiligen, werdet ihr rühmen. Meinethalben, — diesmal! Aber heraus, herauf aus dem schauerlichen Abgrund hat mir geholfen: — ein anderer. Denn nun ergriff mich alsbald die Angst furchtbaren Todes! Ich rutschte auf allen vieren, oder aufrecht stehend tastete ich mit den Händen rings umher an den fast kreisrunden senkrechten Felswänden, die, — wie in einem schmalen Turm von wenig Fuß Breite — mich überall umstarrten:

nirgends, nirgends ein Aufstieg aus der Abgrundtiefe, nirgends auch ein Spalt, um seitwärts zu entrinnen. Ach, unzähligemale suchte ich alles ab in meinem engen Gefängnis, vergebens strengte ich das Auge an, irgend eine Lücke zu erspähen, stundenlang: — die Sonne war hinter dem hohen Gletscher gesunken —: mich fror: vergebens auch schrie ich — gleichviel, ob Feinde mich hörten, mich fingen! — schrie, bis mir die Stimme versagte: ich sah mich gefangen, rettungslos eingeschlossen in dem schmalen Felsenkerker, nie von Menschenaugen entdeckt: — dem Verschmachten, dem Verhungern preisgegeben!" — „Bruder, lieber Bruder!" — „Warum habt Ihr nicht gebetet?" — „Oh, ich betete, frommer Abt, betete in meiner tödlichen Not heiß, wie wahrlich nie im Leben noch. Ich rief Gott an, den Herrn Christus, Sankt Peter . . ." — „Auch Sankt Sabinus?" — „Gewiß, Bruder, unsern Schirmherrn. Ich gelobte ihm eine Kapelle aus all meinem Erb und Eigen zu erbauen. Vergeblich! Ich rief alle Heiligen an, deren Namen ich je vernommen. Umsonst! Umsonst! Ich ward schwächer und schwächer. Verzweifelt warf ich mich in den Schnee, ich schloß die Augen, ich dachte, sie nie wieder aufzuschlagen. Da plötzlich, in dieser furchtbaren Stille, die seit Stunden kein Laut unterbrochen hatte, kein Ton — hör' ich, hoch über mir, wie vom Himmel her, einen lauten Ruf: ich blicke empor: ein Rabe senkt sich krächzend mit regungslos ausgebreiteten Flügeln, langsam, aus Wolkenhöhe, gerade oberhalb meines Hauptes, zu mir herab: ich springe auf: es verscheucht ihn nicht: er läßt sich dicht neben mir nieder, schaut mich an mit seinen runden, klugen, schwarzen Augen, krächzt mir zu und schreitet langsam und feierlich über den Schnee hin — manchmal umblickend, ob ich ihm auch folge? — nach links hin bis vor einen halb manneshohen, dunkelgrauen Felsblock: auf

dessen Oberspitze flattert er auf und ruft mich nochmal an: ich folge, ich erreiche den Block: nur ganz wenig schwebt der Vogel auf einen höheren Fels empor, wie um mir Platz zu machen: ich schaue ihm nach, ich fasse den Block mit beiden Händen, — da gibt er nach, gleitet langsam links über den Schnee und zeigt mir einen langgestreckten Spalt in der Felswand, in den von der Ausgangsseite das Licht der eben da draußen zu Golde gehenden Sonne fällt: — ein Weg, ein Ausweg! Wodan, jauchzte ich, wegweisender Wodan! Dank dir, glühenden Dank."

Der Abt schüttelte den Kopf: „Welch heidnischer Aberglaube!" — „Das war Zufall," meinte Paulus. — „Zufall? Wie? Welche Verblendung! Ihr seid verstockt! Zu euern Heiligen-Mirakeln reicht euch viel weniger aus, um daran zu glauben! Und hier! Dem Urahn naht, Weg weisend, rettend, der Wolf, dem Urenkel ebenso der Rabe, beide des Waltenden geweihte Tiere —: und das soll Zufall sein? Ei, die Heiligen, zu denen ich schrie, stundenlang, hören mich nicht, aber der alte Schirmer unsrer Sippe, den ich nicht angerufen, rettet mich." — „Laßt mich ihm den Wahn austreiben," bat Paulus den Abt, der ernst verweisend den Finger hob. „Ich will ihn schon bekehren. Sprich, Bruder, das ward wirklich deine Rettung?"

„Sie ward's! Höre nur! — Ich kroch, gebückt, durch den Spalt, immer dem Licht entgegen. Bald war die Enge zu Ende, die Felsen traten zu beiden Seiten zurück, ein Bergquell rieselte zur Linken herab, in dem und neben dem watete ich, mühsam, aber gefahrlos empor: so erreichte ich den Saumpfad, hoch oben, von dem ich herabgestürzt. Ziemlich nah vor mir erschaute ich einen der Almhöfe, die ich suchte: eilig — der Anblick gab mir schnelle Füße — lief ich darauf zu: da horch! Hoch ob meinem Haupte

wieder der Ruf des Raben: er flog ober mir, getreulich folgend. als ich die Gattertüre des Hofzauns öffnete, krächzte der treue Vogel noch mal, wandte sich pfeilschnell um sich selbst und flog stürmisch nach Westen, wo Walvater wohnt, ihm Kunde zu bringen von meiner Rettung: denn ‚im Westen wölbet sich Walhall‘: so flüsterte heimlich die Mutter.“ — „Es ist nicht anzuhören,“ grollte der Abt. „Genug von dem Federvieh!“ „Und gleich auch genug von mir. Die guten Stammgenossen in dem Gehöft nahmen den Schlachtwunden gar mildsinnig auf, labten ihn, pflegten sein, wollten ihn nicht fortlassen, bis die Wunde ganz geheilt. Das aber währte mir zu lang: mich trieb das Herz, nach unsrem Herzog zu forschen, nach Benevent zu eilen, für Frau Adalperga zu kämpfen, tat das Not.“ — „Bruder, wackrer! Ach beneidenswerter!“ — „Aber auf dem Wege dorthin brach die kaum geheilte Wunde wieder auf: ich blieb hilflos liegen auf der staubigen Straße: da fand mich dieser edelherzige Mönch, las mich auf und führte mich — im Sattel kann ich mich noch nicht halten — in seiner eignen Sänfte, führte mich dem verloren geglaubten Bruder zu. Dank ihm von Herzensgrund.“ — „Nun wollen wir dich ausheilen!“ sprach Paulus, ihm die Hand auf die Schulter legend. — „Ja, vorher bin ich ja zu nichts zu gebrauchen. Dann aber flugs nach Benevent!“

V.

In Benevent, im Garten des hochgelegenen Kastells, zugleich Palatiums der langobardischen Herzoge, wandelten wenige Wochen darauf die beiden Arichis, Senior und

Gasindus, in eifrigem Gespräch: nur selten achtend des schönen Ausblicks, den der prachtvoll gelegene Ort über die hohen Felsenwälle hinweg, über die ragenden Pinien und Cypressen des Burgberges hin, auf die vielfachen Windungen der beiden Flüsse, des Calore und des Tamaro, zwischen üppigen Gefilden gewährte. Der Herzog trug den Schwertarm noch in der Binde; es war aber wohl nicht nur der Wunde Schmerz und Fieber, die sein Angesicht gebleicht hatten, das, eingefallen und hager, ein finsterer Ausdruck beherrschte; er blieb oft plötzlich stehen in dem ungleichmäßigen, bald hastigen, bald zagenden Schritt, auf den Gartenwegen, dem der Gasindus zur Linken stets nachgiebig folgte.

„Ja," rief der Herr, „wenn alle, wenn nur ein paar Zehntausend dächten, fühlten wie du, Vielgetreuer! Ich würde nur so lange warten, bis dieser Arm wieder heil. Aber es ist, wie wenn ein Zauber diesem Karl alle Herzen zuwendete. Oder ist es nur schnöde Furcht? Es kann nicht sein! Schlachtbewährte Freunde, sobald sie in seiner Nähe geweilt, mahnen, bitten, beschwören mich, nie wieder das Schwert zu heben gegen diesen Mann. Das hielte mich nicht ab, bei Gott! Ich glaube nicht an diesen Zauber, nicht an seine himmlische Sendung. Glaubt er selbst daran? Vielleicht! Dann bildet er sie sich ein! Wenn jedoch dieser Wahn den meisten meiner Krieger das Schwert in die Scheide bannt, dann wirkt der Wahn wie Wahrheit: ein kleines Häuflein treuer Helden aber würd' ich nur ins sichere Verderben führen!"

„Führt mich, wohin Ihr wollt, mein Herzog. Ich folge Euch gern: — auch ins Verderben." — „Ich schwanke noch," hob der Herzog wieder an, weiter schreitend. „Auch dich hat doch sein Anblick erschüttert?" — „Ich leugn' es nicht. Nie sah ich seinesgleichen! Aber gleich-

viel, Euch . . ." — „Schweige jetzt. Da kommt die Herzogin: sie darf nichts erfahren von meinen Racheplänen, die sie ohnehin schon leise ahnt, mit Angst und Beben: auch ihr hat dieser Karl es angetan, den sie doch nie gesehn. Und dein frommer Bruder dort an ihrer Seite — wie eifrig sie reden! — der würde wohl . . .?" — „Er ist Euch — und Frau Adalperga! — mit ganzer Seele ergeben, nicht minder als ich wahrlich: er würde für Euch — beide! — sterben ohne Besinnen. Nur eins hält ihn von unsrem Weg fern . . ." — „Nun? Was? Auch Furcht vor Herrn Karl?" — „Mein Paulus kennt nicht Menschenfurcht. Nur der . . . der Eidbruch . . ."

Der Herzog stampfte mit dem Fuß: „Pfaffengeschwätz! Kircheneid! Erzwungener Eid ist kein Eid. Ich schwor, nicht um mich, um mein Volk zu retten vor der Zertretung, in jenem Augenblick der Übermacht des Siegers. Diesen Eid zu brechen, — nicht um meinetwillen, nur um dies mein Volk aus der Fremdherrschaft zu befreien —, besinn' ich mich nicht lange. Ja, wenn es Mannes Ehre wäre, Freundschaft, Dankespflicht! Aber so! Und du — denkst du auch wie dein heiliger Bruder?" — „Ich bin Euer Gefolgsmann und folge meinem Herrn durch Recht und Unrecht: in den Tod, in den Himmel oder in die Hölle: allüberall ist mein Platz an Eurer Schildseite." — „Wackerer! Aber still, da sind sie. — Was habt ihr, das euch so bewegt? Dieses Schreiben da?"

Die Herzogin und Paulus traten nun in das rings offene runde Tempelchen, in das die breiten sich hier kreuzenden Gartenwege mündeten: — einst war es, wie die Inschrift am Altar bezeugte, den Nymphen geweiht gewesen. Während der Mönch vor dem Herzog sich tief verneigte, ließ sich die Frau auf der halbkreisförmigen Marmorbank vor dem halb verfallenen Altar nieder und

reichte dem Gemahl eine kurze Pergament-Schedula: „Ja, das hat uns aufgestört aus unsrem Griechisch Lehren und Lernen. Es ist hoch wichtig für unsern frommen Freund, — auch wohl für andere,“ fügte sie sinnend bei.

Der Herzog nahm: „Ah, ich sehe von Abt Theudemar. ‚Meinem teuern Sohn und Schüler Paulus Heil in Christo. Wichtige, lebenentscheidende Nachricht hab' ich dir zu künden: eben traf ein im Kloster, wo man dich vermutete, ein Beauftragter des großen Frankenkönigs: dieser hat durch den heiligen Vater von deiner — des noch so jugendlichen! — tiefen Gelehrsamkeit, zumal auch in der im Abendlande gar seltenen Kenntnis des Griechischen, vernommen und lädt dich durch Papst Hadrianus ein, in sein Palatium zu Aachen zu eilen, zu jenen zahlreichen Gelehrten, die er dort aus dem ganzen Abendlande um sich geschart. Eine Einladung Herrn Karls lehnt man nicht ab: sie ist Befehl‘.“ — „So?“ riefen wie aus einem Mund trotzig die beiden Arichis. — „Er soll's mit mir versuchen,“ lachte der Gasinde. — „Am liebsten,“ rief der Herzog, „käm' ich nach Aachen, ungeladen, — mit hunderttausend Helmen. Aber laß uns weiter lesen, was der weise Abt darüber zu sagen hat: ‚Gleichwohl, lieber Sohn, enthalte ich mich, dich durch abtherrliches Gebot zu zwingen wie ich dich, den heftig Widerstrebenden, zuletzt flehentlich Bittenden durch Berufung auf dein Gehorsamsgelübde zwang, den Bruder nach Benevent zu begleiten und das Herzogpaar dort aufzusuchen.‘ „Ei, ei, Herr Mönch,“ so unterbrach der Herzog die Lesung, „das ist ja wenig schmeichelhaft für uns. Ich dächte, zumal Frau Adalperga hätte Besseres von Euch verdient. Ihr sonntet Euch gar gern in ihrem Glanz, solang sie im Glück thronte im Palast zu Pavia: aber nun, da wir im Schatten . . .“ — „Ja,“ sprach die Frau, mit leise vorwurfsvollem Ton

und einem tiefen Blick der schönen Augen, „es hätte mir fast weh getan, als ich das las."

Da zuckte es schmerzlich über des Mönches bleiches Antlitz, er zerdrückte eine Träne: seine Lippen bebten, aber er fand kein Wort: nur ganz wenig schüttelte er das Haupt. Aber der Bruder kam ihm zu Hilfe: scharf, gespannt hatte er das wehevolle Ringen des Mönches aus dem bewegten Mienenspiel erkannt und verfolgt: „Nicht also, edles Paar," rief er jetzt lebhaft. „Nicht das — wahrlich! — ist der Grund! Keine Seele hängt treuer an euch als die meines Paulus. Aber diese Seele war krank: ist es wohl noch! Unüberwindliche Furcht vor der Welt, Scheu vor den Menschen hat ihn urplötzlich befallen: so wollte er die stille Klosterzelle am Garigliano, die volle Einsamkeit nie mehr verlassen, selbst nicht, um euch beide wieder zu sehen." — „Du sprichst wahr," nickte der Herzog, wieder in die Cartula blickend, „der Abt schreibt: ‚Ich kenne ja aus deiner wahrhaftigen Beichte die Gründe dieser Weltschen, deiner Vergrabung in die Einsamkeit. Aber ich mußte die giftige Pflanze der Verzweiflung an der eigenen Willenskraft an ihrer Wurzel ausreißen: du solltest auch jene Augen wieder schauen können, die du vor deiner plötzlichen Weltabkehr zuletzt gesehen: du solltest stark sein, ohne Erschütterung auch diese Menschen — auch diese! — wieder zu sehen ohne Rückfall in Welt-Furcht, in Furcht vor dir selber: du solltest alles Kranke in dir als überwunden mir darweisen und selbst empfinden.'

Da zog ein schmerzliches Lächeln um die feinen Lippen des Mönches. Sein Bruder seufzte unhörbar: „Armer Paulus!"

Der Herzog las weiter: ‚Ob du aber schon so weit genesen, dich in den glänzendsten Hof des Abendlands wagen zu wollen, zu können, — das kann ich nicht wissen:

das muß ich dir zu prüfen überlassen. Entscheide. Aber rasch: Herr Karl kennt keinen Aufschub. Der Bote sollte dich flugs aus dem Kloster in das Frankenreich entführen. Der heilige Geist erleuchte dich und führe dich zu der richtigen Wahl.'

Der Herzog warf das Pergament auf den Tisch: in seinen scharfen Augen blitzte leidenschaftlich ein Gedanke auf: den wollte er wohl gern vor allen verbergen, denn er senkte die Wimpern, als er rief: „Versteht sich! du mußt dem Rufe folgen."

Hoch erstaunt sahen alle drei auf ihn: der Gasindus fand zuerst ein Wort: „Wie, Herr? Der gehaßte Karl will Euch dieses goldtreue Herz entführen und Ihr helft dazu?" — „Nun, das Herz," sprach Frau Adalperga innig, „wird uns wohl bleiben, auch wenn's in Aachen schlägt." — Da warf sich der so stumme, verhaltene Mönch ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Gewandes: „Dank, hohe Fürstin, für dies Wort, für das Vertrauen: — es heilt gar viele Wunden." Er erhob sich rasch: „Aber wie sollte ich das Menschengewimmel am Hof Herrn Karls ertragen, ich, der nur gezwungen aus der Cella sogar hierher ging?"

Einstweilen hatte der Herzog seinen Gasindus am Arm ergriffen, aus dem Tempel geführt und in sein Ohr geflüstert.

„Ich verstehe," erwiderte der: „Ja, das ist . . ." — „Schweig! Höre weiter! Er soll, er darf ja gar nicht merken, was wir durch ihn erkunden wollen. Aber wenn er uns alles von dort berichtet, dann . . ." Und er ging mit ihm ein paar Schritte rund um den Tempel.

„Also," sprach Adalperga zu ihrem Freund und sah ihm eindringend in die Augen, „Ihr werdet nein sagen, obwohl der Herzog es wünscht?" — „Ich sage nein." —

Da erhob sie sich von der Bank, trat einen Schritt näher, legte leicht — nur einen Augenblick — die Rechte auf seine Schulter: er erbebte. „Auch, wenn ich es wünsche, wenn ich Euch darum bitte?“ — „Adalp . . . Frau Herzogin! Ihr mich bitten — mich!“ — „Hört den Grund. Jeder Mensch soll dahin eilen, wo er seinen Freunden — und Ihr seid unser Freund, ich weiß es! — am meisten nützen kann: das ist für uns ein Freund dort: — am Hof Herrn Karls. Vernehmt, — aber schweigt gegen alle, auch gegen meinen Gemahl! es ist das erste Geheimnis, das ich vor ihm hehle! — ich ahne, ach nein: ich weiß: der Herzog sinnt auf — — Bruch mit Herrn Karl.“ — „Da sei Gott vor!“ flüsterte Paulus und erbleichte. „Sein Schwur!“ — „Eidbruch! Auch ich zittre davor. Ich fürchte, ich kann den Rachezorn meines Gatten nicht zurückhalten, sobald er sich stark genug wähnt. Er rennt sich, — uns alle ins Verderben. Dann, dann ist mir von höchstem Wert ein Fürsprecher am Hof, ein Freund, ein Liebling des Siegers: — denn das werdet Ihr so sicher werden wie aller Menschen Liebling mit Eurem goldnen reinen Herzen.“ — Des Mönches Antlitz verklärte ein edler Glanz: „Zwar wird das mir nie zuteil werden! Aber schon der Gedanke, daß Ihr daran glaubt, und daß Ihr wünscht . . .! Ich verspreche Euch, vermag ich es, so rette ich Euren Gemahl aus jeder Gefahr — um jeden Preis!“

Da traten die beiden Männer wieder in das Tempelrund: der Gasinde flüsterte noch auf den Stufen: „Es wäre freilich gar wertvoll. Aber er geht nicht hin.“ — „Wer weiß! Wir sind alle ehrgeizig. — Nun, Paule, wie steht's? Muß ich Euch Gründe nennen? Sagt Ihr noch immer Nein?“ — „Ich sage: Ja. Die Frau Herzogin hat mich bekehrt: ich gehe an den Hof Herrn Karls, weil

ich — vielleicht — dort Gutes wirken kann." — „Trefflich," rief der Herzog mit einem triumphierenden Blick auf seinen Gefolgsmann. „Jedenfalls Besseres als in der Klosterzelle. Und ganz anderes!"

VI.

„Seinem hochehrwürdigen Vater und Herrn Theudemar dem Abt, Paulus, Warnefrids Sohn, der Mönch.

Hätt' ich auch nicht versprochen, Euch, dem hohen Paar zu Benevent und meinem herzgeliebten Bruder oft und ausführlich Nachricht zu schreiben von all' dem, was ich seit unserer Trennung erlebt und erfahren im Reiche der Franken, es würde mich das Herz dazu zwingen, die Fülle, die überwältigende Fülle der Dinge, die es bewegen, die es zu sprengen drohen, vor Euch auszuschütten. Es ist eine Welt der Wunder, in der ich lebe: aber das Wunderbarste der Wunder ist er, der Unvergleichliche, der Unschilderbare: ist Herr Karl!

Ich weiß, hoher Herzog, diese Worte wecken Euren Zorn: aber ich muß der Wahrheit Zeugnis geben: ja, ich muß: es ist Pflicht: denn lernt Ihr die Wahrheit über diesen Mann, den Unbezwinglichen, dann müssen Euch jene Gedanken vergehen, jene Hoffnungen siegreichen Nachekampfes wider ihn, die Euch im geheimen bewegen: — kenn' ich doch Euren trotzgemuten Heldensinn. Ich flehe Euch an, zu Eurem, Eures Hauses, unseres Volkes Heil: — gebt sie auf, jene Hoffnungen, verscheucht sie für immer, fügt Euch in das von Gott Gewollte. Ja, von Gott, nicht von jenem Sterblichen. Denn fest wie all' sein Volk, wie er selbst glaube ich: Herr Karl ist Gottes des Herrn

auserkorenes Rüstzeug, seine Kirche zu beschirmen, seinen Namen auszubreiten unter den Heiden, das Reich Gottes auf Erden zu begründen: ich glaub' es, was seine Völker, was auch seine Feinde raunen: der Engel des Herrn schwebt zu seinen Häupten Tag und Nacht: von seinen Augen strahlt ein Glanz, erhaben, blendend und doch so herzgewinnend durch eine wunderbar warme Güte der Seele. Ihn schildern, das kann niemand: erleben muß man ihn!

Ich sah ihn zuerst in Poitiers, wohin mein treuer Begleiter, Bischof Constantius von Chur, mich über Aosta, Lyon und Limoges zu ihm führte: der Herrscher brachte dort mit eigner milder Hand Hilfe den schwer durch Mißwachs, Hunger und Hunger-Seuche getroffenen Provinzialen: ich traf ihn in der fieberverpesteten Hütte eines armen Winzers; die Ärzte scheuten die Ansteckung, er nicht. Er richtete sich auf von dem Lager des Kranken, über das er sich gebeugt hatte, und sah mich lang an mit seinen großen, die Seele durchdringenden Augen: dann lächelte er, reichte mir die mächtige Hand und sprach: ‚Mönchlein, du gefällst mir: in dir ist kein Falsch. Aber zu wenig Blut. Bring du uns dem Himmel näher, — wir wollen dich, du bleicher Geist, der Erde näher bringen.‘

Von Stund an war mein Herz, mein Geist, mein Wille sein eigen! Wir blieben in Poitiers, bis die Seuche erloschen und der mitgeführte Geldvorrat ausgespendet war, dann begleitete ich den König quer durch Gallien gegen den großen Rheinstrom hin und in seine dortigen Villen zu Metz, Diedenhofen, Düren, endlich hierher, in das große Palatium zu Aachen! Hier erst, in seiner wahren Heimat-Pfalz, ging mir das ganze Wesen des Mannes auf und seine Größe! Nicht das Gedränge der Gesandten all' der Fürsten und Völker, die seine Gunst suchen, vom heiligen

Vater bis zum Sultan Arraschid zu Bagdad, von den dänischen, angelsächsischen, den asturischen Königen bis zu den Boten des Kaisers aus Byzanz, — nicht die Geschenke, die Schatzungen, welche sie huldigend ihm zu Füßen legen, erregen mein bewundernd Staunen, — nein, die väterliche Liebe, mit der er unermüdlich der Bedrängten, der Armen, der Hilflosen in seinem weiten Reiche gedenkt. In der Nacht springt er vom Lager und schreibt den Namen eines kleinen Bauern fern in den Alpen Bajuvariens am Inn oder an der Loisach, dessen Hilferuf gegen den gräflichen Unterdrücker noch nicht erhört ist, auf seine schlichte Gedenktafel von Schiefer, er, der schreckliche Schlachtenschläger, der ‚eiserne Karl‘, er trägt in der Brust das gütevollste Herz.

Und sein Geist! Er hat mich gewürdigt der Aufnahme in den Kreis von weisen Meistern, die seinen Hof zu einer hohen Schule machen. Hier lerne ich von dem ernsten Angelsachsen Alkuin, von dem wir ja alle zu lernen haben, hier traf ich den Landsmann Petrus von Pisa, hier den edlen Goten, den schönheitdurstigen und schönheitspendenden Theodulf von Orleans. Und mit so vielen andern noch darf ich Unwürdiger wie mit meinesgleichen verkehren! Und ganz wie einer von uns lebt und forscht und tafelt und scherzt mit uns auch der mächtigste Herrscher des Abendlands, er neckt und läßt sich necken in Prosa und Gedicht, der ‚David‘ dieser Tafelrunde, wie wir ihn, jeden Titel und Hofzwang meidend, nennen müssen: wie Alkuin Horatius Flaccus ist Angilbert, des Herrschers vertrautester Rat, Homer und der junge liebenswerte Einhart — auch manche Jungfrau des Hofes findet ihn so! — heißt gar Beleseel nach dem kunstreichen Baumeister der Stiftshütte, weil der Kluge, Feine gar kunstverständig ist in allerlei Bauwerk. Der ist mir von allen der Liebste, meiner Seele der Nächste geworden.

‚Wie sie wohl meinen Paulus getauft haben?‘ forscht hier mein neugierig Brüderlein. Ei seltsam genug! Am dritten Abend unsrer Tafelrunde stieß sich Freund Einhart an dem einzigen ‚Ungetauften‘ in dem Kreis und bat Herrn Karl, mir einen Namen zu wählen: der sah mir ernsthaft ins Gesicht, dann lächelte er: ‚nun reichlich — reichlicher als mit Fett und Muskeln! — hat ihn der Schöpfer bedacht mit der Nase. „Ovidius Naso“ wollen wir ihn nennen.‘

Alle stimmten laut lachend bei und Einhart meinte: ‚Aber die ars amandi müßte er wohl erst lernen, um sie zu lehren.‘ Da lachten sie alle noch lärmender. Ich aber schwieg und dachte: ist das eine Kunst? Ich meine, lieben ist nicht eine Kunst, ist eine Notwendigkeit, ein Herzenszwang. Könnte ich euch, ihr in dem Herrn Geliebten, auch nicht lieben? Ich muß, ob ich will, ob nicht! — Nicht müde wird der Herrscher bis in die späte Nacht, uns zu fragen, sich zu belehren. Und mich hat er — die hohe Fürstin hat beschämend richtig geweissagt! — gar bald tief in sein großes Herz geschlossen: auch wenn es nicht Freund Einhart und dessen gar eifrige Schülerin, die schöne Königstochter Emma, versicherten, — ich merke es mit glückseligem Dank täglich an allerlei Dingen und Worten im Ernst und Scherz.

Gestern bei der Abendtafel lobte ich die persischen Äpfel, die ihm der heilige Vater als Geschenk gesandt aus seinem Garten am Tiber: als ich spät Nachts heim komme in mein Hospitiolum neben dem Palast, finde ich sechs der schönsten mit einem Zettel: ‚sie seien nicht geschenkt, verkauft, je um vier Verszeilen, und beim Frühmahl müsse ich die fertig vorlesen‘. Da galt es fleißig dichten bis zur Hahnenkraht, denn Theodulf und Angilbert dichten schön, aber richten scharf. Nun, sie waren alle zufrieden. — Die

hohe Fürstin gedenkt vielleicht noch der Verse, die sie mir zuweilen auftrug in Pavia: — ach, die waren doch viel besser. Wie oft gedenk ich mit Heimweh der Seele der schönen Tage am Tessin! — —

Dieser Brief wird, ich merk' es, ein ganzes Tagebuch: nun, ein solches habt ihr ja, hat zumal der Herr Herzog gewollt, und heute hab' ich das Wichtigste zu melden, was mir bisher am Hof begegnet: eine hohe Auszeichnung; manche beneiden sie mir, meint Einhart. Der König winkte mich heran in aller Frühe bei seinem Ankleiden, dem nur die Vertrautesten beiwohnen dürfen: — er gibt ihnen dann wohl Aufträge, die ihm in schlafloser Nachtstunde gekommen, — lachte mich an mit seinem sonnigen Lachen und sprach: ‚Paule, mein Liebling, heute Nacht gab mir der Herr wieder einmal die Weisheit im Schlaf, das heißt im Traum: du weißt, Rothtrud, mein schön Töchterlein, ist verlobt mit Constantin, dem Sohn des Kaisers Leo zu Byzanz. Zu Ostern bring' ich sie mit großem Geleit nach Rom: von dort schifft sie sich ein nach Byzanz: so soll ein Sproß unsres Königshauses auch die Kaiserkrone tragen: bei Sankt Denis, wir sind es wert —! Würdiger als mancher dieser „Romäer" da drüben würde mancher von uns heißen: »Imperator Romanorum«. Aber genug hiervon. Nun, soll schön Rothtrud über Griechen herrschen, muß sie ihres Volkes Sprache verstehn: denn sie soll nicht, wie jene byzantinischen „Imperatrices", die sie auf Goldgrund malen, steif, regungslos, wie lebendige Tote, nein, wie eine pflichtgetreue Königin der Franken, die emsige Hausfrau des Herrscherhofes, wie ihre Mutter, meine herzgeliebte Frau Hildigard — Gott segne sie alle Stund' und führe sie bald wieder aus ihren Mutter-Schmerzen! — soll meine

Tochter da drüben walten, die Tränen der Bedrängten trocknen, ihre Klagen stillen: dazu muß sie aber diese Klagen verstehen: griechisch muß sie lernen! Nun hat zwar der Imperator auf mein dringend Verlangen — er selbst und sein Sohn waren — seltsamerweise! — gar nicht auf den Gedanken gekommen, was doch mehr ihre als meine Sache! — mir zwei feine Griechen seines Palastes geschickt — in prahlerisch prunkenden Seiden-Gewanden: nahm sie neulich mit auf die Saujagd in die Ardennen, wußte, es werde regnen — da lachte er so recht fröhlich vor sich hin — regnete auch: tüchtig wurden sie naß bis in ihre feine „romäische“ Haut, die Seidenfetzen verschrumpften. — Einen Alten und einen Jungen: der Alte ist mir aber zu alt d. h. zu langweilig: wohnte neulich einer Lehrstunde bei, schlief ein nach einer halben! — auch mag ich nicht den bösen Falschblick seiner Augen; der Junge aber — Agathon heißt er — ist mir zu jung: meine Rothtrud ist gar schön! Nun schlief ich ein in Sorge darüber, wer mir wohl die beiden Griechen ersetze? Und im Traum tratest du an mein Bett, du mein Paule, mit deinem lieben, nur allzubleichen Gesicht und sprachst: „Herr König, ich kann gut griechisch. Und ich bin treu, nicht falsch. Und jung zwar bin auch ich, aber ich bin Sankt Benediktus zu eigen.“ Da sprang ich vom Pfühl und schrieb quer über meine ganze Tafel und alles, was schon darauf stand — da sieh her! — „Paulus der Mönch lehrt sie griechisch!“ Und so soll's werden! Wenn du willst, heißt das. Willst du? Ist dir schön Rothtrud nicht zu schön?‘ lachte er. Ich neigte mich und sprach gerührt: ‚mit Freuden will ich‘. Denn Fürstin Rothtrud ist mir nicht zu schön. — —

Nun hat der Unterricht seit einigen Tagen begonnen. Ich staune: ein paar Wochen hat sie der alte Elisäus schon gequält: und was hat sie gelernt? Nichts! Gar nichts! Und dabei ist die junge Fürstin hellen Geistes, raschen Verstandes und hat ein wunderbares Gedächtnis. Aber freilich, erwäge ich ihr ganzes Verhalten bei meinen weisen Lehren, so begreif' ich ihr Nichtwissen, wenn sie's mit dem Alten ebenso getrieben hat. Sie hört mir zu, engelgeduldig: nur denkt sie einstweilen offenbar an etwas ganz anderes! Dabei lächelt sie immer vor sich hin, zuweilen mutwillig, so daß ich meinte, sie lache mich aus: aber nein, denn meist ist es ein still seliges vor sich hin Sinnen und Lächeln, ein beneidenswertes, geheimes Glück verratend. Auf Mädchenlächeln aber, auf Mädchen überhaupt versteh' ich mich gar nicht, o Fürstin Adalperga!

Am Schluß der heutigen Stunde — jetzt eben — hörte ich etwas, das gewiß den Schlüssel des Geheimnisses birgt: leider verstand ich zu wenig davon. Fürstin Emma, die den Stunden beiwohnt — sie schreibt dabei gar eifrig an den Übersetzungen ins Latein, die ihr Freund Einhart aufgibt — flüsterte der Schwester beim Hinausgehen etwas zu — ich nahm gerade in der Ecke meinen schwarzen Mantel um, aber ein wenig hörte ich doch: — es war offenbar eine Mahnung, merksamer zu sein, ihre schriftliche Aufgabe fleißiger zu machen: da antwortete Rothtrudens metallische, glockenreine, aber auch glockentiefe Stimme: ‚Ach was! Lerne du nur weiter bei deinem Einhart und kümmere dich nicht um mich. Du wirst doch nicht etwa glauben, daß ich jemals den Griechenprinzen nehme?' Und lachend schwebte sie hinaus. — Was soll das heißen? Den König, den ganzen Hof, mich zum besten haben?

Allgütiger Gott! Dank den Heiligen, daß sie mich unwürdig Werkzeug wählten, ein schändliches Verbrechen zu verhindern! Kaum hatte ich heut' in aller Frühe mein Morgengebet vollendet, als an mein schmales Kämmerlein gepocht wurde und herein trat zu meinem höchsten Staunen meine fürstliche Schülerin, ehrerbietig gefolgt von einem gar stattlichen, schönen Herrn: ich kannte ihn gut, es ist ihr Mariskalk, Graf Rorich von Maine, einer der prächtigsten von unsren — d. h. von des Königs! — Palatinen. Die Jungfrau hob an: ‚Verzeiht, mein weiser Lehrer, den Verdruß, den Euch die ungelehrige Schülerin gemacht hat. Die Schule ist aus, denk' ich: zu ihrem, aber auch zu Eurem Heil. Sprecht, Graf von Maine.' Und den traf ein kurzer Blick, welchen wohl andres noch als Dank durchglühte, — soviel verstehe sogar ich von Mädchenblicken.

Der Graf neigte sich höfisch vor mir geringem Mönch und begann: ‚Mein ganzer Dienst, all meine Treue und Sorge ist Fürstin Rothtrud geweiht und wird es bleiben mein Leben lang. Unleidlich war mir von je der Gedanke, die Herrliche dem falschen Byzanz anzuvertrauen, und einem — ich weiß es! — ungeliebten Mann. Mit Argwohn beobachtete ich von Anfang an die beiden Griechen, zumal Elisäus: mir fiel auf, daß sie, sowie ein weiterer Gesandter vom Kaiser eintraf, geheim tuschelten, sich Nachts heimlich besuchten und besprachen. Gestern nun — Ihr wißt es — kam wieder ein Bote aus Byzanz mit allerlei Schreiben — an den König, die Königin, Fürstin Rothtrud, — die offen übergeben wurden: es stand — wie gewöhnlich — nichts drin als griechischer Wind. Nach dem Nachtmahl sah ich Elisäus und Agathon durch den Palastgarten nach ihrem Hospitium schreiten, in eifrigstem Flüstergespräch, in hitziger Erregung offenbar: ich folgte

ihnen leise· die mond- und sternenlose Nacht, das Dunkel der hohen Bäume verbarg mich. da hörte ich, — als Gesandter des Herrn in Byzanz hab' ich zwar nicht die Sprache schreiben oder sprechen, wohl aber ein wenig verstehen, auch etwas buchstabieren, gelernt, — wie der Alte zu dem Jungen sprach: er war des Weines voll, wankte im Gang und zitterte an den Händen: „Jetzt ist das Netz gespannt, alles verabredet! Drum gönnte ich mir ein paar Becher Falerner mehr denn heute erhielt ich, durch den Boten des Kaisers, von dem Protonotar die geheime Meldung, — hier im Gürtel barg ich sie" — er klopfte darauf — „schön Rothtrud ist schon so gut wie gefangen im Meerturm am Bosporus. Wehe diesen Barbaren!" Damit erschloß er die Haustür ihres Hospitiums: ich wollte herzuspringen, — ihn fassen: aber da sah ich in dem Licht, das aus dem geöffneten Gang strahlte, etwas Weißes auf die Erde gleiten: wie er den Schlüssel in der Gürteltasche suchte, war ihm das Schreiben herausgeglitten, so hoffte ich: und so war es. Ich raffte es auf, lief in den Hof des Palastes zurück, wo in dem Tor die Pechfackel brennt und las, — ach wollte lesen! Es waren zwar griechische Buchstaben, aber in einer Geheimschrift — von niemand zu entziffern,' schloß er seufzend.

‚So fürchtete mein Freund,' fiel die Jungfrau rasch ein. ‚Als er aber heut' in aller Frühe — er hat täglich mit mir auszureiten!' erklärte sie ein wenig errötend — ,'s ist sein Amt! — mir vom Roß herab die Rolle reichte, — da gedacht' ich, wie Ihr, gütevoller Lehrer, der Schülerin auch von jenen Geheimschriften der Griechen gesprochen, jenen, — wie heißen sie doch?' — „Formatae." — ‚Und wie Euer großer Lehrer — wie hieß er doch?' — „Flavianus!" — ‚Jawohl, — Gott segne Flavianus! — Euch auch eine Anzahl solcher byzantinischer Geheimschriften ent-

ziffern gelehrt habe. Geben die Heiligen, daß diese darunter war!‘ Und sie zog aus dem Busen den zerknitterten Papyrus und reichte ihn mir mit zitternder Hand.

Ich sah hinein: ‚Gelobt sei der Herr,‘ rief ich, ‚ja, das kann ich lesen.‘ Und ich las: — und erschrak bis zum Tode: der Herzschlag stockte mir: ‚das — das ist teuflisch!‘ sprach ich dann. ‚Auf, zu Herrn Karl.‘

Alsbald standen wir vor ihm, der Graf wiederholte dem Staunenden seinen Bericht, der König sah in den Papyrus: ‚das ist die Schrift des Protonotars,‘ sprach er. Ich aber las mit oft versagender Stimme: ‚Ein Dämon muß diese Barbaren betört haben zu dem Wahne, der Basileus der Romäer werde seinen Sohn vermählen mit dem Kind dieses Räuberkönigs, der uns die schönsten Provinzen Italias entrissen. Der plumpe Bär ging in die seiner Eitelkeit gestellte Falle. Sowie das Püppchen in Byzanz gelandet, — in den tiefsten Turm mit ihr als Geisel. Und nicht eher — bei des Kaisers Haupt! — soll sie das Licht der Sonne wieder schauen, bis ihr Vater all' seinen Raub: Rom, Ravenna, ganz Italien, Istrien, Dalmatien herausgegeben hat. Droht er mit Krieg, so lachen wir: er hat ja nicht zehn Schiffe! Und schön Rothtrud hat nur eine Nase und nur zwei Augen.‘

Da stieß Herr Karl einen Schrei aus, wie ich im Leben nie gehört, nicht wie ein Mann, — wie ein edles, todwund getroffenes Tier. Dann ballte er beide Fäuste, reckte sie gen Himmel, einen furchtbaren Fluch zu stammeln: aber sieh: er fluchte nicht: plötzlich, wie blitzgetroffen, sank er auf beide Kniee, faltete die eben grimm geballten Fäuste zum Gebet und sprach: ‚Herr mein Gott, ich danke dir. Ich danke dir für deine wunderhafte Gnade, mit der du mein armes Kind gerettet hast. Ich danke dir, Herr mein

Gott! All' mein Leben sei dir ein Dank für diese Stunde.' Seht, das ist Herr Karl.

Ich konnte gestern nicht weiter schreiben, meine Seele zitterte zu stark. Ich fahre erst heute fort. Die beiden Griechen wurden gefangen gesetzt: mit der Folter bedroht, bestätigten sie alles, was der Brief enthielt. Der König wollte beide zum Tode verurteilen und hinrichten lassen: aber die Frau Königin Hildigard auf ihrem Krankenbett — sie ist ein Engel auf Erden! — erbat beider Leben als Dank für die Rettung der Tochter. So wurden sie in Fesseln nach Italien geschickt, um eingeschifft zu werden nach Byzanz, dorthin die Kriegserklärung König Karls zu tragen. Aber lange vor ihrer Ankunft, mein' ich, werden die Kaiserlichen in unsrem Vaterland die Rache Herrn Karls verspüren: er hat das ganze Heer der Franken aufgeboten von der Avarenmark bis Barcelona, von der Eider bis an den Tiber. Italiens Erde wird gar bald dröhnen unter dem Fußtritt ungezählter Scharen: bei deren Anblick wird wohl jedermann — hört ihr's? jedermann! — den Gedanken an Widerstand gegen Herrn Karl aufgeben.

In eurer Güte, hohes Herzogpaar und Herr Abt und in deiner brüderlichen Liebe, mein Arichis, werdet ihr nun vielleicht fragen, wie es in diesen gewaltigen Weltmeerwogen das Schifflein des Mönches Paulus getragen hat?

Zuerst kam mir als Dank meines verdienstlosen Verdienstes eine gar liebliche Herzensfreude: am Abend desselben Tages pochte es wieder an die Tür meines Kämmerleins und herein traten wieder Fürstin Rothtrud und der

Mariskalk, aber diesmal Hand in Hand: und mit strahlendem Antlitz — da war sie wirklich schön, Frau Fürstin, das sah selbst ich! — sprach sie: ‚o Mönch Paulus des Warnefrid Sohn, kurze Zeit mein Lehrer, aber mein Freund alle Zeit meines Lebens, habt den Dank der Geretteten. Und verzeiht der Schülerin, daß sie so unaufmerksam war und lachte statt zu lernen. Wisset, ich war entschlossen, nie des Kaisersohns zu werden. Nach Byzanz hätten sie mich wohl führen können, aber nie in seine Arme. Denn‘ — und hier errötete sie wieder und stockte eine Weile, aber gar nicht lange — dann fuhr sie freudestrahlend fort — ‚denn ich liebe einen andern: stolz sag' ich's: — diesen da! Und der lieben Mutter hab' ich's heut an ihrem Bette gestehen wollen: aber die hat gelacht und gemeint, „das weiß ich viel länger als du. Und ich habe,“ fuhr die goldene Mutter fort, „heute dem Vater das Wort abgenommen, daß er nie eines meiner Mädchen ungeliebtem Manne gibt. Und er wird's halten.“ Und all' das sag ich Euch, Mönch Paulus, unter allen am Hof ganz allein, weil ich weiß, es erfreut Euch, wenn Ihr auch gar nichts davon habt, denn Ihr habt ein . . .‘ da sagte sie was von meinem Herzen. ‚Mein Vater kann und wird Euch lohnen mit Ehren und Gütern‘ — als ob Sankt Benedikts Schüler das annehmen dürfte! aber die Glückliche dachte nicht daran! — ‚ich aber lohn' Euch so.‘ Und eh' ich mich's versah, faßte mich die Hochgewachsene an beiden Schultern und küßte mich mitten auf die Stirn. Ich beichte, Vater Theudemar, aber es geschah ohne, ja wider meinen Willen. Und es ist der erste Weibeskuß, den ich, seit die Mutter starb, empfangen.

‚Aber,‘ fuhr sie fort, ‚neben diesem weltlichen Mädchendank — der Graf ist nicht eifersüchtig, nicht, Rorich? — nehmt hier ein heilig Andenken: zierlich in Gold gefaßt

einen Splitter vom Kreuze Christi. Harun Arraschid hat ihn mir geschickt: der gute Heide meinte, das Kleinod bringt Glück in der Liebe. Nun, das braucht es uns nicht noch zu bringen — nicht, Herr Mariskalk? — und Euch darf es nichts der Art bringen! — aber Alkuin lehrt, es gibt Kraft der Entsagung und die kann ein Mönch brauchen.' Da trat Graf Rorich vor, gab mir die Hand und sprach: ‚Und, Mönchlein, willst du mal einem Wunsche nicht entsagen, — hier ist ein Schwert, das soll dir ihn erkämpfen. Und ein treu ergebener Wille, der dir gerne dient.'

Und Herr Karl, so werdet ihr jetzt wohl fragen — wie hat er den Zufall — nicht wahrlich das Verdienst! — des Mönches belohnt? Hört nur, wie überreich! Früh am andern Morgen ließ er mich rufen. Ich hatte kurze Zeit auf ihn zu warten in einem Empfangsaal, den ich noch nie betreten: da sah ich denn jenes angebliche Wunderwerk, das ihm, wie die Leute fabeln, Gott der Herr selbst aus seinem Himmel durch zwei Engel hat heruntertragen lassen: nämlich auf hohem Gestell von Alabastron eine mächtige Goldscheibe, darstellend den ganzen Erdkreis, mit allen Meeren und Strömen — die aus Silber! — mit allen Inseln und Gebirgen, allen Ländern mit ihren wichtigsten Städten — diese aus allerlei Perlen und Edelsteinen: so fand ich gleich Pavia, — wie suchte ich es! — Benevent, Friaul, Aachen. Diese Scheibe wirkt das Wunder, — so flüstern die Leute, — daß, wo immer in einem Ort seines Reiches die Mark vom Feinde verletzt oder auch im Innern Aufruhr erhoben wird, da — an dieser Stelle, — ein leises Klingen von Innen heraus ertönt, so daß Herr Karl sofort, ehe die Feinde das für möglich halten, die Gefahr erkennen und seine raschen

,Scarae' dahin werfen mag. So erklären es sich die Menschen, daß er jede Gefahr in seinem weiten Reich so rasch entdeckt, so rasch und unfehlbar abwendet. Aber die Sage mag eine Warnung sein für alle, die Erhebung planen gegen Herrn Karl: wie ich so einsam neben der Scheibe stand, war mir, ich höre aus ihr ein leises Klingen: — aus der Gegend von Benevent. — — —

Alsbald sprangen die Doppeltüren des marmorgetäfelten Saales auf und herein schritt aus dem Innern des Palastes gerade auf mich zu Herr Karl, aber nicht allein, gefolgt von gar vielen Geistlichen und Weltgroßen des Hofes: ich erkannte den wackern Helden Gerold von Bayern, — den Bruder der Königin, — den Markgrafen Roland von Bretagne, des Königs Neffen, und den von ihm unzertrennlichen Vizecomes Oliver von Viane, den Markgrafen Erich von Friaul, den Grafen Wilhelm von Orange, Bischof Arn von Salzburg.

Dann alle die trauten Genossen unserer ,Akademia', wie uns Meister Alkuin neulich taufte: ihn selbst, Einhart, Angilbert, Petrus, Theodulf und die andern: der Graf von Maine lächelte mir zu und legte den Finger auf den Mund: — unnötige Sorge!

Als sich der Halbkreis hinter ihm geordnet hatte, sprach Herr Karl und sein Auge leuchtete mich an, daß in das meine die Träne der Rührung trat: ,Sohn Warnefrids, Paule, mein Liebling: all diese meine Getreuen wissen, welch großen Dank ich und mein Haus dir schulden. Nie kann ich dir vergelten. Aber alle Welt soll wissen und vor allem mein Hof und mein Reich, wie tief ich solche Dankespflicht empfinde. Dem Mönch darf ich nicht Allod, nicht Beneficium bieten, nicht Gold noch köstlich Gewaffen noch weltlich Amt in Hof oder Reich: lebst und webst du doch im Geistlichen, in der Kirche: aber in diesem deinem

kirchlichen Stand stehst du mir lang schon viel zu niedrig: auf meinen Wunsch wird dich der gute Herr von Salzburg — siehst du, dort steht er! — gar geschwind mit rascher Häufung der niedern Grade zum Diakonus weihen an meiner Stiftskirche zu Aachen, und ‚Paulus Diakonus' soll fortab dein Ehren-Name lauten, von deinem König dir verliehen. Doch mehr: gern möcht' ich dich für immer um mich haben: dein Abt Theudemar gibt dich gewiß aus seinem Kloster frei, verlangen wir das beide: und so sollst du — bei deiner Jugend noch unter meinem Archicapellanus — mein Capellanus werden und fortab dienen, leben und wohnen in der Capella meines Palatiums. Sprich, willst du das, mein Sohn?'

Mich überwältigte fast die Rührung: ach, neben dem Dank für soviel Güte ward das Heimweh so übermächtig in mir, die Sehnsucht nach euch, ihr Hohen und Lieben, in der Heimat, die Sehnsucht nach meiner stillen Zelle am Garigliano, nach dem gütigen, weisen Abt, nach dem treuen Bruder, ja auch nach den Pinien und Cypressen des Schloßgartens von Benevent, daß meine ganze Seele erschrak bei dem Gedanken, mein Leben lang von dort, von euch verbannt zu sein: so faßte ich mir ein Herz — es war nicht leicht, so reiche Güte auszuschlagen! — und sprach: ‚Nein, Herr König! Ich danke dir vom Grund der Seele: aber meine Stätte ist nicht hier, nicht in Glanz und Lärm der Welt, sie ist in meiner Heimat, in meinem Kloster, in meiner Zelle: dorthin laß mich zurückkehren: dort will ich ein großes Werk, das Werk meines Lebens schreiben: du und Fürstin Rothtrud ihr braucht mein Griechisch nicht mehr.'

Ein leicht Gewölk flog über seine klare Stirn, doch freundlich sprach er: ‚Ich hab's gefürchtet, denn ich kenne deine stille Seele. Ein großes Werk? Ich ahne: du

sprachst davon. Mag's sein! Aber die Flucht von mir hinweg wird wohl nicht eilen. Den Capellanus schlugst du aus —: so erbitte dir irgend eine andere Gnade von mir: denn den Diakonat gibt dir die heilige Kirche. Wähle! Wünsche!'

‚Herr König, ich habe keinen Wunsch.'

‚Wohl, jetzt, für dich. Aber — nach deines Herzens Art! — etwa für andere.'

Ich sann nach: da fiel mir ein, wie's mich erschüttert hatte, als ich jüngst — von ungefähr war ich dazu gekommen auf dem Marktplatz von Aachen — einen zum Tod Verurteilten — wegen infidelitas — zum Galgen schleifen sah: er sträubte sich mit allen Kräften, er wand die Glieder in seinen Ketten, die Todesangst stand auf seinem Gesicht: — es war grauenhaft! ‚Wohlan, Herr König,' rief ich kurz entschlossen, ‚so gewährt mir eine Freibitte, wie sie bei mir daheim in Langobardien zuweilen Äbten oder Äbtissinnen verliehen wird.'

‚Freibitte? Für wen? Von was?'

‚Für einen Verurteilten: — vom Tode.'

Der König stutzte einen Augenblick: er sann nach: ‚Hm,' meinte er, ‚sonderbar. Recht sonderbar! Aber nein doch: echt christlich, und echt priesterlich. Auch das ist ganz mein Paulus, drum gefällt's mir. So sei's! Aber höre,' lächelte er, drohend den Zeigefinger hebend, nur einmal! Und nur einen! Dein Erbarmen wär' im stande, einen ganzen Schlachthaufen treubrüchiger Sachsen freizubitten. Nur ein Leben! Und nun, nimm hier, vor seinem ganzen Hof, deines Königs Dank!'

Und er schritt an mich heran und küßte mich auf beide Wangen. Mir schwindelte. Ich entzog mich dem Händedruck der andern, eilte in mein Kämmerlein, warf mich auf die Knie, dankte inbrünstig Gott und weinte, weinte, weinte.

Ach, meine Seele, meine undankbare Seele, war nicht hier: — in heißer Sehnsucht war sie bei euch."

VII.

Als der Herzog von Benevent den langen Brief — Abt Theudemar hatte ihn selbst gebracht — laut zu Ende gelesen, warf er ihn unmutig auf den runden Marmortisch des kleinen Gartentempels und winkte Arichis, ihm ins Freie zu folgen. Adalperga nahm das Schreiben sorglich auf: sie wischte die feuchten Augen und sprach zu dem Abt: „Was für ein Herz!" — „Ja, wahrlich! — Und wenn Ihr es erst kenntet wie ich." — „Wer so gut ist, der muß doch glücklich sein, nicht, ehrwürdiger Vater?" — „Wohl, wohl, edle Frau, das sollte so sein. Allein . . . Ihr seid so gut wie Paulus und doch . . ."

„Ich wäre ganz glücklich, quälte mich nicht die Sorge um den Herzog. Ach, und um das Kind unter meinem Herzen, das in so schwerer Zeit in die Welt hineinwachsen soll. Aber vielleicht war es ohne Grund oder doch ist es jetzt ohne Grund: unser Paulus hat mir in diesem Brief eine Last von der Seele genommen. Habt Ihr beachtet seine wiederholte, scharfe Warnung an den Herzog? — Jetzt — nachdem er das ganze Heer des Reiches auf dem Wege nach Italien weiß, — jetzt kann doch mein Gemahl nicht an Empörung denken?"

„Wir wollen's hoffen," erwiderte der Bischof. „Es wäre Wahnsinn. — Aber gebt mir Urlaub, hohe Frau, ich muß noch heute den Rückweg in mein Kloster antreten: es darf nicht verwaist stehen: wirre Gerüchte von Unruhen,

von Ansammlung Gewaffneter — ziemlich in der Nähe — schwirren durch die Luft: da darf der Vater nicht den Söhnen fehlen. Schreibt dem lieben Diakon, schreibt ihm bald: und schreibt — selbst: Ihr wißt nicht, wie ihm das wohl tun wird."

„Gern," sprach die Frau, sich erhebend. „Obzwar ich nicht verstehe, was der Fromme und Viel-Gelehrte hat von dem Brief einer sorgenschweren Frau."

VIII.

Mit hastigen, ungleichen Schritten durchmaß der Herzog die schmalen Gartenwege, zuweilen blieb er stehen und riß an einem Zweig, der den Pfad verengte; ernst, schweigend schritt Arichis neben ihm her. Außer Hörweite von dem Tempel, sprach der Fürst: „Diese törichten Warnungen! Sie kommen zu spät: sie machen nur wirr, sie umwölken den Blick und können doch nichts mehr ändern." — „Und doch hattet Ihr ihn an den Frankenhof zu gehen gedrängt, gerade weil . . . —" — „Ja, weil ich hoffte aus seinen Briefen rechtzeitig zu erfahren, was dort geplant werde: ein Späher, ohne Wissen, wider Willen, sollte er mir sein! Nun schreibt er erst jetzt, nachdem hier alles bereit, ja mehr als bereit ist. Das ganze Frankenheer im Anzug: — — und ich kann nicht mehr zurück." — „Wirklich nicht? Es wäre gut." — „Das weiß ich allein. Meinst du, ich bin so tollkühn, jetzt — jetzt gerade! — freiwillig loszuschlagen, nachdem ich das erfahren? Das bedeutet dreißigfache Übermacht. Wir sind verloren." — „Seht Ihr das ein, Herr, warum dann . . . .?" — „Weil ich

muß, sag' ich dir! Die Ehre gebeut, hörst du? Die Ehre! Das gilt Männern mehr als ein — erzwungener! — Eid auf morsche Knochen." — „Ja," sprach der Gefolge, „die Ehre ist das Höchste, so lehrte auch der Vater. Aber wie bindet sie Euch dazu, gerade jetzt . . .?"

„Merk' auf! Allein war ich zu schwach, ich habe deshalb mich mit Herzog Hrodgaud von Friaul fest verbündet, — mit dem Bruderkuß der Ehre! — loszuschlagen auf seinen ersten Ruf. Auch von meinen Nachbarn von Spoleto, von Melfi, Asculum, Bovinum hab' ich feste Zusage, zu mir zu stoßen: soll ich all' diese Getreuen, die auf meine Ehre und Waffentreue bauen, schnöde im Stich lassen? Lieber sterben!" — „Gewiß. Freilich bleiben wir auch mit diesen vereint gar schwach. Und an die Griechen in Neapel, in Capua, denkt Ihr doch wohl nicht!" — „Nein, bei Gott, jetzt nicht mehr! Ich hatte an sie schreiben wollen: aber ehrlos wär's, nach solcher Niedertracht des Kaisers Hand zu fassen. Nicht mit Neidingen zusammen gehen: — auch nicht zum Siege! Laß mich das Wort der Ehre halten und d'rüber untergehen. Du aber: — rette dich! — Flieh zu deinem Bruder: du bist nicht wie ich gebunden an Hrodgaud." — „Aber an Euch, Herr, mit jeder Herzensfaser. Auch der Gasinde hat seine Ehre: — sie heißt die Treue. An Eurer Schildseite steh' und falle ich."

IX.

In der folgenden Nacht erreichte Benevent ein Bote des Herzogs von Friaul: er überbrachte das verabredete Zeichen: zwei Schwungfedern des Steinadlers. Sofort

brach der Herzog auf, so schwer es ihm ward, jetzt Frau Adalperga zu verlassen, die ihrer Schmerzensstunde entgegensah.

Die Bewegung begann: aber gar bald kam sie zu Ende: es ward kaum gekämpft. Die näher wohnenden Verschworenen, der Herzog von Spoleto, die Grafen von Melfi, Asculum, Bovinum und andere erschraken bei der Nachricht von dem Anzug des gewaltigen Frankenheeres, sie griffen gar nicht zu den Waffen: die einen eilten nach Rom zu Papst Hadrian, dort ihre Unschuld zu beteuern, die andern suchten zu diesem Zweck Herrn Karl selbst jenseit der Alpen auf. Nur Hrodgaud von Friaul, trotzig und treu, trotzig gegen Karl, treu gegen Arichis, hatte losgeschlagen: gegen ihn zogen die Bayern, geführt von des Königs Schwager, dem ruhmreichen Gerold: bei dem ersten Zusammenstoß an der Livenza fiel der Herzog, tapfer fechtend: Treviso und Cividale (Forum Julii) wurden erobert: damit war der Krieg in Friaul zu Ende.

Gleichzeitig wandte sich ein zweites, stärkeres Heer: — Franken, Alamannen und Burgunden — gegen den Herzog von Benevent: es zog, geführt von Sigwin von Brabant, Ruodhart, dem Grafen vom Argengau am Bodensee, und Trudulf von Orleans gegen Benevent: auf zwei Straßen von Rom aus: von Nord nach Süd und von West nach Ost. Der Herzog hatte sein Banner und den Befehl über die Scharen seiner linken Flanke Arichis anvertraut. Aber beide Schlachthaufen kamen kaum zum Gefecht: von erdrückender Übermacht unter Sigwin bei Telesa und unter Ruodhart bei Bovinum angegriffen, warfen die meisten, zumal die Italier, die Waffen weg und flohen: die beiden Arichis versuchten allein mit ihren wenigen langobardischen Gefolgen Widerstand.

Verwundet, vom Gaule gerannt, auf der Erde liegend,

hielt der Gasinde zuletzt noch mit den Zähnen das Tuch des Banners fest, dessen Schaft zerhauen war: erst als er vor Blutverlust ohnmächtig geworden, konnte er gebunden werden. So hatte es ihm nichts geholfen, daß er am Tage des Aufbruchs von Benevent dem Altar von Sankt Sabinus zu Spoleto öffentlich eine Wachskerze so lang wie er selber, und in der Nacht vor dem Gefecht Wodan heimlich ein Roßopfer gelobt hatte, um Sieg und frohe Heimkehr!

Dem Herzog aber ward der Helm zerschroten von dem Schlachtbeil des Grafen Ruodhart, dann ward der Betäubte gefesselt: beide Gefangene wurden über die Alpen in das Frankenreich geschickt, während das feste Benevent, der Verteidiger entblößt, sich der Schar Trudulfs von Orleans ohne Schwertstreich ergeben mußte. Fürstin Adalperga ward in der eignen Burg in ehrenvolle Haft genommen.

Es war das Verdienst des Papstes und seiner eifrigen Fürsprache, aber auch die Folge der eignen staatsmännischen Weisheit Karls, daß der raschen Niederwerfung des Aufstandes nur wenige Strafurteile — Verbannung und Vermögen-Einziehung — folgten: man wollte die Menge der Bevölkerung, die nur den Führern gefolgt war, durch Milde gewinnen. Vor allem sollte ja die ganze Frankenmacht in der Halbinsel sofort zu dem Krieg gegen die Byzantiner verwendet werden, was mit solchem Erfolg geschah, daß alsbald kaiserliche Gesandte um Frieden baten, der nur unter beträchtlichen Landverlusten und anderer Genugtuung gewährt ward. Aber jenen Führern freilich war der Untergang fest zugedacht.

Herr Karl war furchtbar zornig über die Empörung, so kurz nach feierlich beschworenen Verträgen: „da wäre ja kein Fertigwerden," meinte er grimmig, „müßte man jedes eroberte Land wieder und wieder erobern. Ich habe

noch gar vielfach anderwärts zu tun für den Herrn Christus, als immer wieder in meinem Langobardien: so in Sachsen, in Spanien, in Avarien, dann gegen Dänen und Wenden. Kann nicht immer wieder von vorn anfangen am alten Fleck! Jenen Hrodgaud hat der Schwerttod vor dem Galgen geschützt: aber dieser Beneventaner und sein hartnäckiger Bannerwart und Feldhauptmann, — wie heißt er doch? — die sollen zur Abschreckung dienen für andere."

Er verwies beide vor das Pfalzgericht zu Chur, wo er damals Hof hielt, dem italischen Kriegsschauplatz näher zu sein. Das Verfahren war kurz genug: die Angeschuldigten waren in handhafter Tat gewaffneten Hochverrats ergriffen, überführt und geständig, vorher den Treueid geschworen zu haben: die Anklage und das einstimmige Urteil gingen auf Tod am Galgen. Das alles war so ganz klar, rechtgemäß und in Ordnung, daß nicht einmal die Verurteilten ein Wort dagegen einzuwenden hatten.

Der Tag der Urteilsfällung — Karl hatte selbst den Vorsitz geführt — war auch aus andern Gründen aufregend gewesen: von manchen Seiten her waren in geistlichen und weltlichen Dingen ernste Vorkommnisse, Schäden, Gefahren gemeldet worden: „Meine goldene Scheibe hätte heute den ganzen Tag singen dürfen," grollte er, als er gegen Mitternacht die vertrauten Räte entließ, mit denen er gearbeitet, sowie die Cancellarien und Notarien, denen er diktiert hatte. „In Italien ist für den Augenblick — wer weiß, auf wie lange? — Ruhe, die Byzantiner haben ihre reich verdienten Hiebe. Aber jenseit der Pyrenäen bestürmen die Heiden mein Saragossa, der Patriarch von Jerusalem und Freund Harun sind höchst verschiedner Meinung über ihre Rechte an der heiligen Grabeskirche, und ich soll entscheiden: habe große Lust, sie mir allein zuzusprechen! Die Dänen sind aus dem Danewirke vor-

gebrochen und haben geheert bis über die Eider, die Tschechen in Bojohemum haben — wie gewöhnlich! — bayrisch Vieh gestohlen, der heilige Vater hadert mit dem Erzbischof von Ravenna um Zollrechte und mit mir um den Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne, die Avaren wollen, ich soll den Erbstreit unter ihren Chanen entscheiden, — Teufelssöhne sind's alle! — in Alamannien ist großes Viehsterben, meine Villiei in Aquitanien haben mich, wie ich finde, jahrzehntelang betrogen, und auf Korsika und den Balearen sind afrikanische Seeräuber gelandet. Von all' dem werd' ich heut' Nacht wohl träumen! Wenn ich nur erst träumen, das heißt schlafen, kann! Deshalb, hört ihr, Ostiarii, sorgt, daß ich nicht geweckt werde vor hellem Tagesschein, — ja vor der achten Stunde nach Mitternacht! — mag kommen, mag gemeldet werden, wer und was da will. Und wenn der heilige Vater die Tochter Harun Arraschids heiraten wollte: — er soll warten bis morgen Mittag. Wer wacht im Vorsaal?" — „Graf Rorich von Maine." — „Ist gut. Der ist recht: der meint es treu mit König Karl und seinem Schlaf. So! Leuchte voran, Lucernarius! Gute Nacht, ihr Herren all'! Jetzt will ich lange schlafen!"

Aber nicht gar lange sollte dieser Schlaf währen. Nach einer Stunde etwa hörte der König sich beim Namen rufen, einmal, zweimal, dreimal.

„Bei Sankt Denis," schrie der Schlaftrunkene, auffahrend aus dem schlichten Lager von Fellen, „wer hat sich erfrecht, mich aufzustören? Den soll der üble Waland . . . wie, Ihr, Graf Rorich? Wie könnt Ihr's wagen? Liegt Euch nichts an meiner Gnade, meinem Wohlergehn?" — „An beiden mehr als an meinem Leben. Deshalb

stehe ich hier: denn um Eure Gnade gilt's und Euer wahres Wohl." — „Hm, Mann, du sprichst aus tiefstem Ernst: bist ja ganz verstört. Was ist? Wer will mich sprechen?" — „Paulus Diakonus, des Warnefrid Sohn." — „Der? Der sitzt ja fern in Aachen." — „Er ist viele Tage und Nächte hergeritten ohne Zaum zu ziehn." — „Was will er?" — „Sein Bruder Arichis ist zum Tod verurteilt." — „Der Bannerheld? Sehr von Rechts wegen!" — „Der Diakon erfuhr erst kürzlich, daß jener, — daß beide Arichis hier angeklagt sind." — „Nun, und?" — „Herr König, gedenkt Ihr nicht? . . . Seine Freibitte . . ."

Da fuhr Herr Karl mit beiden Beinen hurtig aus dem Bette: „ah, Sankt Denis, 's ist wahr. Nun will er ihn . . . Höre mal, Rorich," schalt er, immer noch verdrießlich, „hatte das denn solche Eile? Mich wecken! Gib mir die Schuhe, dort — unter dem Bett stehen sie. Und jetzt den Gürtel. Und den Mantel. — Warum solche Eile." — „Ihr habt befohlen, Euch erst um acht Uhr zu wecken." — „Nun, ebendrum! Konnte der Diakon nicht bis dahin warten?" — „Nein, Herr König." — „Du bist sehr kühn. Warum nicht?" — „Herr, Ihr hattet befohlen beide vor sechs Uhr zu hängen." — „Ah, ja freilich! Hattest recht, Graf von Maine. Da eilte es. Aber doch, woher nahmst du den Mut, gegen mein Verbot — —?" — „O König Karl: — er hat Eure Tochter gerettet. Und ich habe ihm meine Hilfe versprochen fürs ganze Leben." — „Bist ein ganzer Kerl," er klopfte ihm auf die Schulter. „Und er hat ja die Freibitte, 's ist sein Recht. Sollte ich wünschen, er wäre um sechs Stunden zu spät gekommen? Pfui, nein, nein! Wenn das Frau Hildigard gehört hätte! Schließlich war der eigensinnige Bannerwart doch nur ein allzutreuer Gasindus. Was liegt

an dem Ungefährlichen? Mag er leben! Laß den Mönch herein." — „O Dank, Dank, Herr. Ihr seid . . ." — „Still, ich weiß schon, was ich bin. Führ ihn ein." — „Gleich. Aber entsetzt Euch nicht." — „Warum? Wovor?" — „Vor ihm. Er sieht aus, wie sein eignes Gespenst." — „Armer Paulus! Herein mit ihm, und dann laß uns allein."

X.

Der Mönch wankte über die Schwelle, offenbar nur mühsam hielt er sich aufrecht. Der König trat ihm entgegen bis in den matten Schein der Hängampel: „Mensch," rief er, „du siehst wie eine Leiche. Bist du krank?" — „Nur müde. Ich kam nicht aus dem Sattel — Tag und Nacht — von Aachen bis hierher. Jede Eurer Villae gab mir frische Perde. Ich aß mein Brot im Reiten." — „Ja warum? Eilte es so?" — „Es eilte. Ihr hört es, Herr Karl."

Da schallten aus dem Hof herauf dumpfe Hammerschläge auf hartes Holz. Der König trat an die durch einen Vorhang geschlossene Fensterluke: bei Fackelschein zimmerten sie da unten — —. Er riß den Vorhang wieder zu. „Ich erfuhr erst, nachdem die Anklage erhoben war, daß es dein Bruder. Übrigens gleichviel: er mußte angeklagt, mußte verurteilt werden. Du kommst nun wohl wegen deiner Freibitte?" — „Wegen der Freibitte." — „Nun gut: mein Wort ist heilig: will dich nicht lange bitten, nicht warten lassen." Er schritt an einen Tisch mit Schreibgerät, ergriff Pergament und Feder und schrieb, vorgebeugt, im Stehen. „Arichis heißt er, nicht? Wie . . .

wie der andre?" — „Arichis." — „Da, nimm!" Er reichte ihm den beschriebenen Zettel: „Geh' damit zu dem Pfalzgrafen, der diese Woche das Siegel führt: es ist Adalhard: — zeig' ihm das: er soll es siegeln und — nun, was starrst du? ich schrieb doch richtig: ‚Arichis, Warnefrids Sohn, der Gasindus, ist begnadigt'. Er heißt ja doch Arichis?"

„Herr, den andern bitte ich frei, den Herzog." — „Oho," rief der König und warf die Feder von sich. „Das nicht, das geht nicht! Gedenke: nur einen!" — „Nur einen." — „Und du bittest den Fremden frei und läßt den Bruder sterben?" — „Und lasse den Bruder sterben!" stöhnte Paulus und hielt die Hand gegen die nächste Säule. — „Ist's dein echter Bruder, von Vater und Mutter?" — „Mein echter, lieber, lieber Bruder."

Nun trat Herr Karl dicht an ihn heran und sah ihm scharf in die Augen: „Warum tust du das? Sprich," — er faßte ihn bei den Schultern. „Sag' die Wahrheit. Warum rettest du — mit dem Blut des Bruders! — diesen Herzog?" — Paulus zitterte und bebte: „Weil ich es versprochen habe." — „Wem? Diesem eidbrüchigen Herzog?" — „Nein!" — „Wem, sage, wem?" — „Ach, seinem Weibe!" ächzte Paulus und preßte die Stirn an die Säule.

Der König trat einen Schritt zurück: „Einem Weibe!" wiederholte er langsam, vor sich hinnickend. — „So, so! Dieser Herzogin!" Nun trat er wieder näher: „Und wo, wo ist Frau Adalperga? In Benevent?" — „Nein, im Himmel!" schluchzte der Mönch und sank kopfüber, mit flutenden Tränen, in einen Faltestuhl vor der Säule.

„Hm —, armer Mönch!" sprach Karl zu sich selbst; dann laut: „Gestorben? Wann? Wie? Ich weiß nichts davon." — „Der Bote, der es melden sollte, suchte Euch

in Aachen: ich erhielt die Nachricht dort gleichzeitig mit der von der hier drohenden Verurteilung: ich übernahm es, sie Euch hierher zu bringen." — „Wie starb sie?" — „Nachdem sie ihr erstes Kind geboren." — „Nun," meinte Karl, „ich sehe, es geht dir nah. Aber, nachdem sie nicht mehr auf Erden weilt — deines Bruders Leben . . .?"

Da sprang Paulus auf: „Soll ich der Toten das Wort brechen, das ich der Lebenden gegeben? Herr König Karl, so denkt Ihr nicht!" — „Was, was hast du ihr versprochen?" — „Sie ahnte Gefahr — ahnte alles, was kam: — ich versprach alles, was ich bei Euch etwa vermöchte, einzusetzen, um jeden Preis ihren Gatten zu retten. Hört Ihr? Um jeden Preis! Ich halte Wort." — „Ja, wahrlich. Frau Adalperga hatte einen treuen Freund an dir." — „Sie hat ihn noch — im Himmel wie auf Erden — bis ans Ende."

Der König faßte seine Hand: „Du bist wacker, Warnefrids Sohn. Vieles an dir versteh' ich erst jetzt." —

„Mein armer Bruder — darf ich ihn sprechen? Ich muß ihm 's sagen, daß ich ihn retten konnte und nicht gerettet habe. Er wird sprechen: ‚Paule, du hast recht getan'." — „Komm, wir wollen zusammen zu ihm gehn. Denn ich schenke dir sein Leben — zu dem des Herzogs hinzu." — „Mein großer König." — „Still! — Aber Ruhe muß ich haben vor diesen beiden Arichis: der Eid versagte: vielleicht bindet sie die Ehre, die Ehrenpflicht des Dankes?" — „Die bindet sie, dafür verbürg' ich mich." — „Gut! Und dann folgst du mir wieder nach Aachen, mein Ovidius, zu Horatius und Belsezeel und all' den andern." — „Nicht, o mein gnädiger König. Ich gehe zurück in mein Kloster. Ich kann — nach diesen Tagen — die Welt nicht mehr ertragen. Ich lebe und sterbe . . . in der Einsamkeit. Ich muß." — „Hm, ich kann's —

jetzt — begreifen! Aber ein Geist wie du — müßig liegen?“ — „Nicht doch! Ich sprach Euch früher schon von einem großen Werk, das ich in Gedanken schon lange wälze: am Hofe kam ich — und käme ich — nie dazu.“ — „Was – was willst du schreiben?“ — „Die Geschichte meines Volkes, der Langobarden, was die Sage davon flüstert, was die Annalen davon verzeichnet haben.“ — „Ein schön, ein edel Werk, wert, ein Leben wie das deine auszufüllen! Du tust recht daran. Aber wie wirst du, zwiegespalten zwischen König Desiderius und König Karl, zwischen Benevent und Aachen . . .“ — „Neina, Herr König. Ich werde weder Euch loben noch jenen tadeln. Ich schließe mit der Glanzzeit meines Volkes: lang vor unserer Gegenwart schließ' ich die Pforte meines Werkes.“ — „Gut, gut! Davon halt' ich dich nicht ab: hab' ich doch meine Freude an den alten Heldenzeiten und ihren Sagen. Nun, komm', laß uns die beiden Gefangenen besuchen: 's ist löblich Werk, sagt der Apostel. Und von uns beiden, mein' ich, heut' erst recht. Dann kehre heim in deines Klosters Frieden.“

II.

Der Liebe Maß

Der

Freifrau von Heldburg

verehrungsvoll zugeeignet



I.

„Komm, kleine Frau Königin," sprach Herr Karl in dem dämmerigen, nur von einer hangenden Ampel erhellten Schlafgemach im Palast zu Aachen, und er lupfte Frau Hildigard wie eine Feder mit dem rechten Arme auf seinen Schoß, „komm, laß uns noch eins plaudern vor dem Schlafengehen." — „Eia, Lieber, ich muß doch nach den Kinden sehen." — „Die schlafen ruhig in ihren Bettlein, behütet von ihren Schutzengeln. Dafür sind die von Gott dem Herrn beamtet: wie meine Grafen von mir: weh ihnen — den Engeln und den Grafen! — muß man sie strafen. — Mein Schutzengel aber — verzeih'n es die Heiligen, ist es sündhaft zu sagen! — mein Schutzengel bist du, kindjunge Frau!"

„Ich?" lächelte sie anmutvoll und schlang beide Arme zärtlich um seinen breiten Nacken. „Wozu bin ich dir nütz'? Vierzehn Winter zählte ich kaum, als du mich fortführtest aus Schwabenland, wie der Adler ein Täublein."

„Nun, hab' dich aber nicht zerrissen. Und seither hast du mir Jahr um Jahr ein prächtig Kind gebracht —, Gott lohn' es dir! Und hast mir aus deinem Kinderherzen manch guten Rat geschöpft, — immer zur Milde. Nie hat mich's gereut, wenn ich dir folgte: nicht vom besten meiner Räte, kaum von Held Gerold, deinem Bruder, mag ich das Gleiche rühmen, du holder Archikapellan

in blonden Flechten.“ Und er beugte das mächtige Haupt auf die Zarte herab und küßte das weizengelbe Haar, das sie in reichen aufeinandergetürmten Flechten wie eine Krone auf dem Haupte trug, während das übrige nach alamannischer Sitte, auf dem Wirbel zurückgekämmt, auf das flachsblütenfarbige Linnengewand der Schultern flutete. Nun faßte er sie mit beiden Händen unter den Schultern, schnutzte sie ein wenig in die Höhe und ließ sie sänftlich wieder auf seine Kniee gleiten: sie erreichte von dem hohen Armsessel aus nicht den Estrich mit den Sohlen.

„Ich hab' dich lieb, Herr Karl: — das ist alles, was ich kann.“ — „Doch nicht! Du kannst viel mehr: du gibst mir Friede: mehr als Papst und Metropolitan, verzeih'n mir's beide! Sieh, in der Kirche, wann ich vor dem Altar kniee, — mitten im Vaterunser — ärger noch während der langen, — oft allzulangen! — Predigt kommen mir die weltlichen, die zornigen Gedanken über allerlei, über diese halsstarrigen Sachsen, die Christ-Verhaßten ....“ — „Nit, nit!“ bat die Schwäbin und strich leise mit der schmalen Hand die Zornfalte zwischen seinen Brauen hinweg. — „Über meine treulosen, pflichtlosen, gewalttätigen, rechtbrecherischen Herzoge und Grafen ...“ — „Jetzt laß die einmal in Ruh für heut' Nacht! Jetzt kannst du sie doch nit grad' bannen: s'ist spät.“ — „Aber wenn du,“ fuhr er fort, „mit deinem leisen, doch silberhellen Stimmlein — wie des Rotkehlchens! — mir zum Guten, zum Verzeihen redest, dann kann ich nur auf deine Worte lauschen, die mir wie aus dem Himmelreich ertönen. Meinen Schutzengel und Sankt Denis meinen Schutzheiligen da droben hab' ich noch nie zu sehen gekriegt: statt dessen schau' ich in deine himmelblauen Äugelein. Ich schlafe friedlich, ich träume Liebes, hab' ich zuletzt noch dein leis Gelispel gehört.“

Und er drückte sie sanft an die Brust.

„Und heute kann ich's besonders brauchen, daß dein Wort beschwichtigend wie Sternenschein auf meine Seele träuft. Sie haben mich heute wieder . . .“ — „Fürchtig geärgert! Hab's schon gemerkt; 's ist allweil so, wenn so viele Boten einreiten in den Torhof von früh bis spat. Oft ball' ich's Fäustelein in der Tasch', trabt schon wieder so einer daher; 's ist einmal zuviel, dein Geschäft.“ — „Ja, ja,“ sprach der König, mit dem Rücken der Hand über die Stirne streichend, „von Jerusalem bis Barcelona, vom Danewirk bis Benevent, . . . irgendwo brennt es immer.“ — „Und du? Du mußt nun einmal überall blasen, wo's brennt, wenn's auch dich kein bißchen nit brennen tut.“ — Er lächelte: „Kleine Rebellin! Du hast recht. Aber ich muß: es läßt mich nicht anders.“ — „Schlimmer noch als solche Boten verzürnen und verdüstern dich — und das ist noch ärger! — manche Leut', die du bei dir am Hof hast. Nit alle raten dir zum Guten.“ — „Sankt Peter weiß!“ grollte er. „Schau', da hat mir heut' während des ganzen Abendschmauses — vom Hasen bis zu den Äpfeln! — Abt Romanus von Farfa . . .“ — Da warf die junge Frau die kirschroten Lippen auf und fuhr hastig mit beiden Händen an die Stirn, die schweren Flechten höher hinaufzuschieben: „Schon gar nit ein kleines Stücklein mag ich ihn, den schwarzen Walen. Verzeih' mir's Sankt Gallus: — der Abt ist ein g'weihter Mann; aber arg weltlich.“ — „Nun,“ lachte Karl, „das sind gar viele von ihnen. Und mein Herr Großvater — der mit dem Hammer — und mein Herr Vater und nicht zum wenigsten meines Herrn Vaters Sohn, — wir haben alle drei dazu geholfen, sie zu verweltlichen. Ist doch viel feiner mit ihnen regieren, als mit den plumpen Laien.“ — „Du, du! Mein Bruder

Gerold, ist der vielleicht nit recht?" fragte sie drohend. — „Ja doch, du beste aller Schwestern, der ist treu wie Gold und . . ." — „Gescheit ist er auch. Dem hat der Himmelvater auch mein Teil Verstand dazu gegeben." — „Ei, ei, auf Herrn Gerold könnt ich eifersüchtig werden. — Der Abt hat in einem fort in mich hinein geredet." — „Hab's gesehen. Ich dürft' nit so lang plauschen." — „Er ist so zäh wie geschmeidig. Hat er sich was in seinen schlauen schwarzhaarigen Kopf gesetzt, — immer wieder kommt er darauf zurück mit seiner singenden Stimme." — „Wie ein Sing-Schnak! Oft verscheucht fliegt er immer wieder an, und zuletzt sticht er doch." — Karl lachte: „'s ist wahr, mit einem Stich endet er immer, wenn auch nicht in meine Haut. Jetzt liegt er mir tagelang in den Ohren, ich soll . . .: aber das ist auch eine Tugend von dir: — fast übermenschlich für ein Weiblein! daß du gar nicht neugierig bist." — „Kein Stücklein nit! Eure Sachen sind meist öd. Oder fürchtig scharf und wild." — „Nun, diesmal geht's um eine verliebte Geschichte," — er sah sie verschmitzt an. — „Wer? Wie? Wo? Was? Wieso?" — „Schau, schau, Kleine! Ja, die Liebessachen, die brennen euch Frauen." — „Ei, 's ist unser Geschäft. Und ich helfe gern allen, die da treulich lieben." — „Das weiß Sankt Denis! Nur allzu eifrig. — Nun rat' einmal, wer ist's?"

Gar ernsthaft zog Frau Hildigard die sanft geschwungenen blonden Brauen in die Höhe und legte den Zeigefinger an das kurze, ein klein wenig stumpfe Näslein: „Laß mich ein wenig sinnieren! Der Abt? Der darf ja nit selber! Aber er hat einen Neffen, den Grafen von Reims, Herrn Florentius. Ein schönes Stück von einem Welschen, das muß man sagen! Gar höfisch und fein in seinem dunkeln Kraushaar." — „Und eine scharfe, rasche

Klinge! Hei hat er die Avaren zugerichtet! Ihm allein dank' ich den stolzen Sieg dort an der Donau, wie man mir vom Schlachtfeld aus schrieb." — „Ich mein', es war noch ein anderer dabei, nit? Herr Rothari von Montfalcon, dort im Friaul?" — „Ja," nickte Herr Karl, „auch ein tapfrer junger Degen. Aber Florentius entschied und gewann den Tag." — „Laß mich nur noch ein wenig nachdenken! Der Graf von Reims, wann war der doch zuletzt am Hof? Ei, zu Ostern, zugleich mit der verschwundenen Langobardin — wie hieß sie? Richtig: Adalgardis! Das war die hoch herrlichste von meinen Edeljungfrauen." — „Glaub's gern," unterbrach Herr Karl, nickend. „War doch ihre Mutter, Clementina von Tarent, die schönste Römerin über all Italien. Von der hat sie das herrliche dunkelbraune Haar geerbt und, hochgewölbet über den goldbraunen langobardischen Augen, die dunkeln, stolz geschweiften Brauen, ‚Gloria Italiae' hieß die Mutter . . ." — „Ei, so heißt ja auch die prächtige Rose, die dir der heilige Vater geschenkt hat. Und auch die Tochter könnte also heißen. — Wie war es doch? Ja, sie blieb am Hofe bis sie an das Sterbebett gerufen ward ihres Vaters, des Herzogs Adalrich von Friaul . . . ." — „Des alten Trotzkopfs!" grollte der König. „Wenig Liebe trug er mir bis an sein Ende. Als Gast lud ich seine Tochter, — aber als Geisel hielt ich sie hier fest." — „Du viel Ärger!" — „Der stolze Herzog! In seinem verstockten Herzen hielt er immer noch nicht mich, hielt den Mönch Modestus in meinem Kloster Marmoutiers dort an der Loire für seinen und aller Langobarden Herrn und König." — „Ein treuer Held! Du solltest ihn drum loben." — „Ei," lachte Herr Karl, „mir ist's lieber, sind die treuen Helden mir getreu."

„Ich hab's!" rief die Frau lebhaft. „Gar arg schön tat der schmucke Welsche der Schlanken. Und nun ist sie die reichste Erbin in Friaul. Und der Abt ist aufs Geld, wie der üble Höllenwirt auf eine arme Seele. Und nun soll sie gewiß seinem Neffen sich vermählen, die arme Adalgardis." — „Arme? Warum? Was ist an meinem Grafen von Reims auszusetzen? Jung, schön, gescheit, edelsinnig, höfisch, wie's euch Weibern, tapfer, wie es mir gefällt, . . . warum soll sie ihn nicht nehmen?" — „Warum? Weil sie ihn nicht liebt." — „So? Weißt du das gewiß, du Herzenskundige?" spottete er. — „Ja, das weiß ich." — „Hat sie dir's gesagt, die Kecke?" — „Keck ist die nit, kein Stücklein nit. Edelgemut, hochgemut, meintwegen trotzgemut. Nichts hat die Herbe, Verhaltene mir vertraut. Aber darauf versteh' ich mich: gar nichts von euren Plänen und Listen, doch auf Mädchenherzen gründlich! Und wie die Vielschöne dieses Grafen Werben, das unablässige, eifrig beflissene, gar nicht zu bemerken schien, wie sie stets, wann er ihr Auge suchte, an ihm vorbei, in die weite, weite Ferne schaute, als ob sie dort was — oder etwa gar wen? — mit der Seele suche, — das hat mir klar gezeigt, —: die will ihm nix, gewiß nit."

Karl zog sie näher an sich: „Was doch die Schwabenmädchen gescheit sind! Nun ja: du hast recht: er hat um sie geworben — durch den Abt —: sie hat Nein gesagt." — „Das g'freut mich." — „Warum?" — „Ein rechtes Mädel muß tapfer Nein sagen, ist's ihr nicht ums Ja." — „Nun mich freut's nicht. Denn nun plagt mich Romanus Tag für Tag, ich soll . . ." — „Nun? Was noch? Sie hat Nein gesagt: also ist's aus." — „Meinst du, gar weises Näslein? Ich bin auch noch da." — „Ja, Dank sei Sankt Gallus! Und viel kann Herr Karl mit

Schwert und Königstab. Aber ein Mädchenherz zwingen, daß es liebe, — das kann er nit, mit seinem höchsten Königsbann." — „Ah was, lieben! Aber vermählen kann ich auch die Trotzigste."

Da ließ die kleine Frau beide Arme von seinem Halse gleiten und sprang von seinem Schoß herunter auf ihre Füße: „Nein, Herr König, das kannst du auch nicht. Nicht mehr!" — „Wa .. was schwatzest du da?" sprach er ganz erstaunt. — „Die Wahrheit! Wenig kümmer' ich mich — du weißt es! — um eure Gesetze und Capitularien: — ich mein', es werden ihrer fast zu viele: man kann gar nicht alle merken . . ." — „So scheint es," meinte der König kleinlaut, „nach ihrer mangelhaften Befolgung!" — „Aber eins hab' ich mir scharf gemerkt, weil's mich am meisten gefreut hat." — „So? Was für eines?" — „Abschreiben hab' ich mir's lassen von Freund Einhart, dem arg lieben Buben, mit seinem zierlichen Gekritzel. Dies Gesetz geht mich am nächsten an, die Königin der Franken, die Schützerin der Mädchen und der Witwen in diesem Reich." — „Was für ein Gesetz?" — „Das von dem letzten Reichstag zu Diedenhofen, das abgeschafft hat jenes abscheuliche Recht, das die bösen Merowingen von den noch viel böseren römischen Imperatoren gelernt und geerbt, die Hand freier Jungfrauen und Witwen gegen deren Willen zu vergeben. Das ist das beste Gesetz, das du jemals verkündet hast, viel besser als die blutigen gegen die armen Sachsen . . ." — „Du! das hat dir Meister Alkuin eingeblasen." — „Ich laß' mir nix einblasen. — Jenes Recht war greulich Unrecht, Gewalt war's und Unrecht, Entweihung war's. Denn Ehe sonder Liebe" — sie erschauerte — „ist Sünde, ist ein Greuel vor Gott und Menschen, ist Schändung an Leib und Seele. Lieber dreimal sterben!"

Und noch viel schöner war sie nun in ihrem edeln Zorn als vorher in ihrer kindlichen Heitre. So schien es wohl auch Herrn Karl: gar liebevoll ruhte sein Blick auf ihr, wie sie hochaufgerichtet im vollen Schein der Häng-Ampel vor ihm stand mit blitzenden Augen. „Drum," schloß sie, „sollte dich der zuwidere Pfaff nit plagen mit Unmöglichem." — „Unmöglich? Warum? Ein Gesetz kann man aufheben."

Ganz erschrocken trat sie einen Schritt von ihm zurück: „Das . . .? Das wenn du tust . . .! Ah, das tust du ja nit." — „Ich habe große Lust." — „Dann . . . dann kriegst du im ganzen Leben keinen Kuß mehr." — „Bah, nicht einen Tag hieltest du das aus!" lachte er, sprang auf vom Stuhl, griff die Widerstrebende mit beiden Armen und setzte sich wieder, sie auf seinen Schoß niederdrückend. „Merk auf, Kleine: ich habe dem Abt für seinen Neffen nach dem Avarensieg reichen Lohn versprochen: Adalgardis ist der Lohn, den Romanus verlangt." — „Ein Mädchenherz ist . . ."

Er verhielt ihr den Mund mit der Hand und fuhr fort: „In jenem Friaul gärt es noch immer. Graf Florentius ist mir treu ergeben: ich muß wünschen, daß er dort reich und mächtig walte und jene widerstrebenden Langobarden niederhalte. Das große Erbe der Herzogstochter ist dazu wie geschaffen und . . . .

„Du darfst sie nicht zwingen, Karl," sprach die Frau ernst feierlich, „wenn je du in meinen Armen gefühlt, was Eheliebe ist. Du darfst es nicht! Hör' auf mein warnend Wort."

„Ja, lieber Schutzengel, ich versprech' es dir: ich werde sie nicht zwingen. Aber vielleicht tut sie's doch noch freiwillig. Ich hoffe darauf. Und nun laß uns schlafen gehn."

„Guten Schlaf, du Lieber, hast du durch jenes Wort verdient.“

„Und auch das hat mir mein Schutzengel eingegeben.“

II.

In der gleichen Stunde dieser schwülen Sommernacht tauschte fern in dem Garten der Herzogsburg von Friaul, zu Cividale, ein andres Paar leise, aber heiß erregte Worte. Der Vollmond goß sein silbern Licht auf die tief dunkelgrünen, fast schwarzen Wipfel der hohen Pinien und Cypressen, die den schmalen Pfad zu den in seinem weißen Quadergestein hell erschimmernden Schloß umsäumten: auf der obersten Stufe der Porphyrtreppe standen links und rechts zwei Marmor-Statuen noch aus der heidnischen Zeit, da der Bau ein Römer-Kastell gewesen: Eros und Anteros waren es: ernst, bedeutungsvoll blickten sie auf das unten wandelnde Paar herab. Die schlanke Jungfrau war nicht um eines Haares Breite kleiner als der hochgewachsene Mann im braunen Reitermantel, der, während sie langsam auf und niederschritten, den rechten Arm zärtlich um die stolze Gestalt geschlungen hatte, die nun stehen blieb und die linke Hand wie hemmend, abmahnend auf seine Schulter legte.

„Noch einmal,“ sprach sie eindringlich, ernst, bittend, „noch einmal, Geliebter, fleh' ich dich an: laß ab! Es wird dein Verderben, dein Tod, dies tollkühne Wagnis. Ach nein: nicht das Wagnis, — deine Liebe zu mir: ich, ich selbst werde dein Verderben.“ — „Und wenn, so sei's

willkommen, weil für dich," erwiderte er und zog sie enger an sich. „Hast du vergessen den alten Spruch:

So sind bestimmt des Mannes Lose:
  Nur höchstem Mut wird höchster Preis;
Am Abgrund blüht die Alpenrose
  Und dicht beim Tod das Edelweiß!

Ein Schwächling, ein Feigling, der nicht sein Leben, sein alles setzt an seine Liebe. Wär' ich es wert, daß dein herrlich Herz sich mir zugewandt, dürfte ich es wagen, den Blick zu Adalgardis, der Krone aller Jungfraun, zu erheben, könnt' ich bei dieser Wahl zweifeln oder zögern? Der einzige Weg, der zu dir führt, ich sollte zögern, ihn zu beschreiten?" — „Ach, ich fürchte, am Ende dieses Weges findest du nicht mich, sondern das Grab. Bedenke doch! Mein Vater hat dir ja nicht den Eid abgenommen, diesen Versuch zu wagen, nur . ." — „Nur unser Verlöbnis hat er an die Bedingung geknüpft, daß ich es versuche. So bin ich doch in der Ehre gebunden: ich muß es wagen! Gelingt es oder scheitert es, — erst dann darf ich deine Hand erfassen." — „Du wirst aber das Scheitern nicht überleben! Und dann . . . dann fällt dein Blut auf meine Seele." — „Ach, dem Kühnen ist Frau Saelde hold! Oder mißtraust du meinem Mut, meiner Kraft, meinem Schwert." — „Wie könnt' ich dich lieben, wärst du nicht ein Held? Das ist das Maß des Weibes, welchen Mann sie liebt. Und nicht niedrig wahrlich schätz' ich mich ein, lieb' ich Held Rothari von Montfalcon." — „Und deiner Liebe Maß, du Herrliche? Sie ist unermeßlich." — „Dank für dies Wort, Geliebter! Stets will ich des gedenken!" Und sie blieb, ergriffen, begeistert stehn und küßte ihn — sie selber — auf den Mund: Eros und Anteros schauten feierlich im Mondenglanz hernieder auf das junge Paar.

„Aber,“ fuhr sie fort, „bedenke: gegen wen hebst du Willen, Hand und Schwert? Gegen Herrn Karl, den Beherrscher der halben Welt! Ich fürchte ihn.“ — „Ich fürchte nur eines: dir entsagen müssen.“ — „Man raunt,“ fuhr sie mit leisem Schauer fort, er ist des Herrn Christus auserlesen Rüstzeug, ein Schutzengel umschwebt und schützt ihn Tag und Nacht.“ — „Ei,“ lachte der Jüngling, „ich will ihm ja nichts zuleide tun. Treue hab' ich ihm nie geschworen: klüglich wußte dein Vater, mein Ohm und Muntwalt, der mich zu solchem Beginnen ausersehn, mich immer außer Landes zu schaffen, kamen seine Königsboten in unser Friaul, alle schwurmündig Gewordenen zu vereiden und ihre Verzeichnisse einzusenden: ich schwor ihm nie! So brech' ich ihm die Treue nicht, brech' ich seinen Willen. Aber da seien die Heiligen vor, daß ich das Schwert hebe gegen sein gewaltig Angesicht! Das wird nie nötig, hoff' ich. Deines Vaters Auftrag muß vollführt sein, bevor Herr Karl im fernen Aachen davon ahnt: sonst freilich! — — Aber bange nicht! Alle Vorkehrungen, alle Verabredungen sind genau getroffen: in einer nur den Eingeweihten lesbaren Geheimschrift — der Formata von Ticinum — hat der Arme Kenntnis von meinem Plan erhalten, in der gleichen Schrift schrieb er zurück: — in einem ausgehöhlten Pfeilschaft war der Zettel geborgen, den mir ein treuer Bote überbrachte: danach wird er bereit sein um Mitternacht des beredeten Tages: meine Gefährten, Waffengenossen im Avarenkrieg und Vassen deines Vaters, sind kühn und verschwiegen: es muß gelingen! Und ist es gelungen, du Heißgeliebte, . . . schon liegt das Schiff bereit im Hafen von Tergeste, das uns nach Byzanz führt! Dann . . .“ — „Werd' ich dein Weib, selig über alle Maßen. Scheiterst du aber blutig . . .“ — „Ich weiß, nie wirst du eines andern. Das ist undenkbar! Eher fallen

vom Himmel die ewigen Sterne. Ein Kloster! Über dich verfügt dein Muntwalt, der gute Bischof von Treviso. Viel gutes mag eine Äbtissin . . ." — Aber das schöne Mädchen lächelte seltsam, wie es ihm, leise das Haupt schüttelnd, in die Augen sah: „Nein, Geliebter, nicht lebendig tot, wann dein blühend Leben . .! Sorge nicht um mich: im Leben wie im Tode folg' ich dir."

III.

Wenige Tage darauf, in einer dunkeln Sturm- und Regennacht — selten trat der Mond aus dem zerrissen vorbeijagenden Gewölk hervor — hielt eine kleine Reiterschar in einem Tannenwäldchen südöstlich von dem Mönchskloster Sancta Crux, das weit entfernt von der nächsten Grafenstadt an dem Flüßlein Rapidus auf freiem Felde lag. Den etwa zwölf Gäulen waren die Eisen verkehrt auf die Hufe genagelt. Ganz lautlos saßen oder standen die wohl Gewaffneten. Nun winkte der Führer — ein hochgewachsener Jüngling — die dunkelblonden Locken fluteten aus der Sturmhaube auf den braunen Reitermantel über seine Schultern — zweien der Reiter, ihm zu folgen: sie führten ein viertes, sorgfältig gesatteltes Roß am Zügel mit: sie ritten langsam, geräuschlos an den äußersten nordwestlichen Saum des Tannichts, von wo sie die schwer und schwarz schattenden Mauern des nahen Klosters erkennen konnten. Der Führer spähte eine Weile nach oben gen Himmel: ziemlich lange: denn die ziehenden Wolken verhüllten meist Mond und Sterne. Endlich flüsterte er: „Da! der Heerwagen wendet abwärts! Und seht, plötzlich

erlischt auch das Licht in der höchsten Zelle des Klosterturms, dicht unter dem Dach: die Mitternacht ist da! Jetzt gilt's. Ihr haltet vor der Mauer: bin ich nicht gleich zurück, so flieht rasch zu den andern und rettet euch in die Heimat. Das Kloster ist sturmfrei und zweihundert erlesene Scharmänner bewachen den Gefangenen. Also nichts von Gewalt. Vorwärts!"

Bald hielten die drei Reiter vor einer Ecke der Klostermauer, wo diese am niedrigsten ragte. Der Führer gebot flüsternd den beiden, sein Pferd fest und kurz am Zügel zu halten: das treue Tier stand ganz ruhig, als er sich nun aus den Bügeln hob und auf den Sattel stieg: jetzt faßte er mit beiden Händen die zackigen Zinnen der Mauer, hob sich so auf deren Krone und spähte scharf in den dunkeln, baum- und strauch-reichen Klostergarten hinab. Da sah er aus einem dichten Rainweidengebüsch eine schwarze Gestalt auf den helleren weißsandigen Schmalpfad treten und langsam auf die Mauerecke zu schreiten: jetzt schlug der Mönch — denn nun ward bei flüchtigem Mondblick seine Benediktiner-Kapuze sichtbar — zweimal leise in die Hände.

„Er ist's!" frohlockte der Jüngling im Herzen, knüpfte ein langes Seil, das er aus dem Wehrgurt zog, fest um eine Zinnenzacke und glitt lautlos daran hinab. Er ging noch ein paar rasche Schritte dem Mönch entgegen, der mitten im Wege stehen geblieben war: er schien ängstlich zu zögern, er sah sich um, ob ihm niemand gefolgt sei . . . — „Kommt, Herr König," mahnte der Jüngling leise, „rasch! Alles ist sicher. Ihr zuerst zieht Euch an dem Seil hinauf. Ich harre hier, bis Ihr drüben und drunten seid bei den Pferden. Kommt, Herr König Desiderius!" Einen Schritt noch trat ihm der Mönch entgegen: dann rief er plötzlich: „Noch stehn die Toten nicht auf! Hierher,

Herr Gerold! Greift den Verräter." Damit haschte er den Befreier am Mantel. Wohl fuhr die Hand des Überraschten an den Schwertgriff, wohl zog er die gute Klinge halb heraus. aber weiter kam er nicht: ein Gewaffneter sprang klirrend hinter einem breiten Eschenstamm hervor und eine gewaltige Faust umklammerte eisern seine Rechte. Zugleich sprangen die Pforten des Klosters auf und heraus drangen bei hellem Fackelschein zahlreiche Speerträger.

„Gebt Euch in Güte, jung Rothari," sprach sein Überwältiger. „Wir sind vierzig gegen einen." — Der sah sich rings von Lanzen umstarrt: „Euch geb' ich mich, Herr Gerold von Bayerland. — Wo aber ist . . .?" Er trat einen Schritt vor in das helle Licht der Fackeln: „Romanus!" rief er. „Wo . . . . wo ist König Desiderius?" — „In der Hölle," höhnte der Abt, die Kapuze zurückschlagend. „Noch vor Euch hat ihn der Teufel abgeholt."

IV.

Bald darauf standen zu Aachen in Herrn Karls Schreibgemach im Erdgeschoß vor diesem Herr Gerold, der „Präfekt" von Bayern, und Romanus, der Abt von Farfa. Der König durchmaß immer wieder den schmalen Raum mit ein paar seiner mächtigen Schritte, bald vor dem einen, bald vor dem andern seiner Unterredner Halt machend.

„Wie gesagt," grollte der Kriegsmann, verdrießlich mit dem Rücken der Rechten die Schläfe reibend, die der jahrzehntelange Druck des Helmes weithin enthaart hatte, „mir fehlt in dieser Stunde, bei diesem Handel hier bitter meine

Frau Schwester. Die Kleine würde Euch, Herr Karl, alles viel klarer zeigen — in besserem Licht! — und Euch das Richtige in den Mund streichen, glatt wie Honigseim." Lächelnd legte der Herrscher die Hand dem Graubart auf die Schulter: „Schau, schau! So bekannt ist schon im Reich der Franken, wie dieses blonde Kind mit dem König anfängt, was es will? Gut, daß sie zu Sankt Denis gepilgert ist bei Paris, ein Gelübde zu lösen: so bin ich doch ein paar Tage wirklich König. Aber berichtet nun genauer wie all' das kam: — gemäß dem Zweck, den der Keckling angestrebt und je nach den Mitteln, die er gebraucht, muß ich sein Urteil, seine Strafe bei dem Pfalzgericht beantragen." — „O je, Herr Schwager! Das Pfalzgericht, das heißt Herr Karl. Das weiß man schon. Was Ihr dort sagt, sagen alle nach." — „Das . . . das darf man — vielleicht — denken, aber nicht sagen. — Nun alles hübsch der Reihe nach. Beginne du, Abt: du kennst den Anfang, mein Schwager hat nur das Ende gemacht."

Der schwarzhaarige und schwarzäugige Priester, dessen häufig zuckende Züge gar klug, aber wenig Vertrauen erweckend aussahen, legte die schmale, weiße Hand auf die Brust und hob an: „Daß ich die reine Wahrheit . . ." — „Beim Strahl!" unterbrach polternd Gero, „versteht sich von selbst! Man lügt Herrn Karl nicht an!" — Gereizt fuhr der Alte fort: „Nun also, — nach des Präfekten Gebot! — ohne Beteuerung. Ihr wißt, von Gott erleuchteter Herr König, noch immer grollen Euch in meiner Heimat Italia, zumal im reichen Friaul, gar viele Langobarden um das, was Ihr dem Mönch Modestus angetan." — „Eia," meinte Karl, „seitdem er so heißt, hab' ich ihm nichts mehr zuleide getan." — „Nun," lachte Gerold und stieß das lange Schwert, das er im Wehrgurt trug,

ein wenig auf den Estrich, „Ihr warft ihn von seinem Thronsitz zu Pavia und stecktet ihn in eine enge Klosterzelle: wenig gefiel 's ihm und seinen Getreuen." — „Vor allem: seiner Treuesten und Mächtigsten einem: Adalrich, dem Herzog von Friaul." — „Ein wackrer Held!" rief der Kriegsmann dazwischen. „Hätten sich alle die Langbärte so tapfer geschlagen, wie der Ticinum verteidigt hat, — wir wären nicht sobald mit ihnen fertig geworden." — „Sein Geschlecht, dem königlichen verschwägert, war schon vermöge seines großen Reichtums . . ." — „Ja, der sticht dem in die Nase," brummte Gero. — „Eine Hauptstütze dieser heimlichen Rebellen. Der alte Herzog nahm es sich schwer zu Herzen . . ." — „Siech ward der Treue vor Gram!" unterbrach der Präfekt. — „Daß sein geliebter König in einem Kerker, wie der Greis meinte . . ." — „War nicht viel anders," rief Gero, die Schultern hebend. — „Getrennt von Weib und Kindern sein Leben vertrauern müsse. Ihn zu befreien war sein einziger, sein heißer Wunsch."

„Jawohl!" rief Karl, unwillig vor ihm stehen bleibend, „und ihn wieder auf den Thron zu heben hinter den starken Mauern von Ticinum und mir einen neuen Langobardenkrieg zu entzünden." — „Natürlich!" hetzte der Abt, nickend. — „Nein, mit Verlaub!" rief Gerold. „Das ist nicht natürlich: nicht wahr ist's! Ich werd's beweisen!" — „Ruhig, Schwager! Wird dir schwer werden! Weiter, Abt!" — „Ihn selbst hemmten Alter und Krankheit, den Gefangenen zu befreien. Aber sein Brudersohn, der junge Rothari von Montfalcon . . ." — „Der richtige Bergfalk!" sprach der Krieger. — „Dem man die Fänge beschneiden muß!" drohte der König. — „Der schien dazu so recht geschickt. Und da der junge Fant in die schöne Adalgardis vergafft ist . . . — der Frevler, in seine

nächste Base! Nie würde die heilige Kirche solche Ehe verstatten."

Der Alte blies leise durch den wallenden Bart: „Phüh! Hat's schon gar oft verstattet — gegen ein gut Stück Geld oder Rebland." — „Ja, ja," lächelte der König, „viel ist ihnen feil, den frommen Herrn. Sie dürsten nach Wein, doch mehr nach Gold, Land und Macht." — „Also da der Kühne um der Tochter Hand warb, machte der Sterbende zur Bedingung des Verlöbnisses, daß der Neffe versuche, den Mönch zu befreien: auch wenn es scheitere, solle er die Braut heimführen." — „Aus der Hochzeit wird nichts," grollte der König, rascher ausschreitend.

„Alsbald machte sich der Frevler auf den Weg: eine Bande von Helfershelfern war leicht geworben. Einer aus ihnen fand wiederholt Eingang in dem obzwar stark von Euern Scharleuten besetzten Kloster: als Fischer verkleidet hat er wiederholt den frommen Brüdern für die Fasttage seinen Fang verkauft." — „Die frommen Brüder wissen so genau, was für ihren Gaumen gut ist auf Erden wie was für ihre Seele im Himmel," meinte Gerold. „Die Lachse des Rapidus sind die fettesten in deinem Reich, Herr Schwager." — „So ward dem Mönch ein Brieflein, in den Fischkiemen verborgen, zugesteckt, geschrieben in der Geheimschrift der Cancelei zu Ticinum, die der Alte den Neffen gelehrt hatte." — „Eia," rief der König, „aber wir haben sie auch lesen gelernt, diese langobardische Geheimschrift." — „Glücklicherweise." — „Durch dein Verdienst, Romanus, ich erinnere mich jetzt." — „So verabredeten die Verschworenen . . ." — „Sie haben nicht geschworen," widersprach der Präfekt. — „Das ist ihr Glück. Sonst . . .!" drohte der Herrscher. — „Tag, Stunde, Ort und Art der Befreiung." — „Aber, bei Sankt Denis, wie kamst du dahinter, schwarzer Schlau-

kopf?" — „Ist keine Kunst," murmelte der Kriegsmann, „schnüffelt man in den Kleidern der Toten." — „Durch Gottes Fügung, du Rüstzeug des Herrn, ja, durch Gottes Finger." — „Wie soll ich das verstehn? Ein Miraculum . . .?" — „Nichts anderes — zu Euren Gunsten haben die Heiligen schon manch' Wunder getan." — Andächtig, tief gläubig, dankbar nickte König Karl mit dem Haupt.

„Kurz vor dem beredeten Tage — Sankt Laurentius sollte es sein — erkrankte plötzlich der Mönch an einem Anfall seines alten Herzleidens und starb. Die erschrockenen Brüder benachrichtigten sofort mich, ihren Abt, — denn deine Frömmigkeit, o von Gott Erleuchteter, hat mir außer Farfa auch dies Coenobium verliehen — den sie in dem nahen Orleans als Euren Sendboten tätig wußten, zugleich mit diesem gefeierten Helden . . ." — „Nicht ausstehen können wir uns beide," zürnte im stillen Gerold. „Was hat mich der falsche Pfaff' zu loben? Bloß damit er nicht aus der Übung kommt im Lügen!" — „Sofort eilte ich an das für deinen Staat so wichtige Totenbett. Ich überzeugte mich, daß der Gefangene nicht selbst Hand an sich gelegt: sonst hätt' ich die Leiche unter dem Galgen verscharren lassen." — „Und ich, sobald ich nachkam, prüfte, ob ihn nicht fremde Hand getroffen. Schlimm wäre das gewesen für meines Königs Ehre im Gerede der Menschen." — „Ich durchsuchte dabei auch seine Kutte, ob er nicht Gift darin geborgen. Da knisterte etwas unter meinen tastenden Fingern, eingenäht in die Kapuze: flugs trennte ich die Naht auf und fand darin zwei Zettel, die den ganzen Anschlag enthielten." — „Der Unvorsichtige!" meinte der König. „Wozu verwahrte er sie?" — „Wohl, sie genau dem Gedächtnis immer wieder einzuprägen; auch hielt er ja die Schrift für unentzifferlich. — Sobald ich

gelesen, traf ich meine Maßregeln — ganz im geheimen." — „Jawohl, ganz hinter meinem Rücken!" grollte der Alamanne. — „Gewiß! Denn Held Gero wäre in seinem Ungestüm sofort offen gen Montfalcon ausgezogen, wobei ihm der Verräter leicht entwischen mochte." — „Welch' Unglück dann!" schalt jener. — „Höre, Schwager," zürnte der König, hart vor ihm stehen bleibend, „du tust gerade, als sei dir leid, daß du ihn ergriffen."

Gero zuckte die Achseln und brummte in den breiten Bart, der ihm bis auf die Brünne wogte. Karl verstand davon nur: „Die Flucht war ja schon vereitelt." — „Nein, nein!" fuhr der Abt in scharfem Tone fort, „auf handhafter Tat des Verbrechens mußte ich den Hochverräter ergreifen. So rief ich erst kurz vor jener Mitternacht die Scharmänner unter die Waffen und forderte erst jetzt meinen tapfern Mit-Boten auf, im letzten Augenblick das Netz, das ich allein gestellt, über dem schuldigen Haupte zusammenzuziehen, wozu er als weltlicher Königsbote verpflichtet war. Das Ende weißt du, gottgeliebter Herr und Herrscher."

„Äbtlein," sprach Karl, Halt machend, „du hast dich wieder einmal verdient gemacht um dieses Reich der Franken. Fordere deinen Lohn." — Da funkelten die schwarzen Augen, aber streng verhalten sprach die singende Stimme: „Ich tat nur meine Pflicht; so verlange ich keinen Lohn." — „Das ist das erste Wunder, das ich erlebe," meinte Gerold staunend. — „Nur . . ." — „Aha! jetzt kommt des Rätsels Lösung." — „Nur an ein Versprechen wage ich demütig zu erinnern, das du, Sankt Peters Liebling, vor geraumer Zeit einem andern gegeben hast."

Karl furchte leise die Brauen: „Florentius," dachte er. „Aber nein, ich halte dir Wort, Hildigard."

„Nach dem Avarensieg," fuhr der Abt fort, „meinem

Neffen. Und wie die Heiligen nunmehr in ihrer Weisheit und Güte alles gestaltet haben, nun ist ja ein Haupthindernis weggefallen, das zumal bei der Frau Königin — ich weiß! — entgegenstand ..." — „Auch das weiß der Spürhund," murmelte deren Bruder, und auch der König staunte. — „Sie erachtet es ihres Amtes," fuhr Romanus fort, „die Freiheit der Jungfrauen und Witwen bei der Gattenwahl zu schützen und ..." — „Und wohl steht dies meiner Schwester an, der Königin in diesem Reich der Franken!" — „Fern sei's, das zu bestreiten. Aber jetzt haben die Heiligen selbst jeden Zweifel gelöst. Die Beneficien weiland Herzogs Adalrich sind wegen seines Hochverrats — denn er hat den Neffen zu dieser infidelitas angestiftet — der Krone heimgefallen: du, Herr König, kannst sie leihen oder zu eigen schenken, wem du willst. Aber auch die Allodien, all' sein Erbe kannst du einziehn." — „Soll ich eine Waise berauben?" zürnte Herr Karl. „Die Waisen beschützen gebietet meine Königspflicht." Und Gerold nickte eifrig dazu. — Aber der Priester zuckte die schmalen Achseln: „Bei wie vielen Sachsen hast du das getan!" — „Ja, die Sachsen! Diese gottverhaßten Heiden! Nicht nur mir, dem Herrn Christus haben sie die oft beschworne Treue gebrochen ..." — „So sei's darum," gab jener geschmeidig nach. „Aber der Hochverräter Rothari! Auch all sein Eigen ist verfallen. Die Einziehung begleitet stets die Hinrichtung." — „Hinrichtung?" rief der Präfekt. „Was spricht er da?"

Auch der König machte Halt in seinem Wandeln und sah den Ankläger stutzend an. „Was ich sage? Die Wahrheit und das Recht. Ist's etwa nicht infidelitas, was der Langobarde verbrochen?" — „Nein! Mit Vergunst, Herr König, laßt einmal — zur Abwechslung! — mich reden. Dieser Schriftgelehrte hat mir die auf-

gestöberten Zettel vorgelesen: sie bestätigen, sie erheben über jeden Zweifel die Versicherung, die mein Gefangener mir gegeben: nicht das war der Zweck, Desiderius wieder auf den Thron zu heben, nur, ihn aus dem Klosterkerker zu befreien: der gebrochene Mönch hat ausdrücklich geschrieben, für immer hab' er dem Königsstab entsagt: er sei kronmüde, weltmüde: er wünsche nur, sein Leben in Freiheit zu beschließen: schon war das Schiff gemietet, das ihn zu Tergeste aus deinen Reichen nach Byzanz zu seinem Sohn Adelchis bringen sollte."

Karl warf einen scharfen Blick auf den Abt: „Ist das wahr? Steht das in den Briefen?" — Romanus schwieg. — Aber Gerold fuhr fort: „Ei, ich sage ja, er hat mir's selbst draus vorgelesen. Ich — ich kann besser fechten als lesen, und vollends Geheimschrift . . ." — „Gleichviel," unterbrach der Priester. „Auch Befreiung eines Gefangenen ist infidelitas, weil Bruch des Treue-Eides." — „Den aber hat der Bub nie geschworen!" rief der Präfekt dazwischen. — „Was? wirklich?" forschte der König eifrig. Das machte großen Eindruck auf ihn: denn erst dieser Eid begründete — nach seiner freilich falschen Auffassung — die Treuepflicht. — „Wahr und wahrhaftig!" versicherte der Präfekt. „Laß die Schwur-Listen von ganz Friaul nachsehen —, du wirst seinen Namen nicht darin finden. Sein Oheim . . ." — „Der alte Fuchs!" zürnte Karl. — „Hat ihn stets außer Landes geschafft, wann wir Sendboten kamen." — „Das ändert viel," sprach der Herrscher nachdenklich. — „Alles, Schwager! Gedenke, wie du vor kurzem jene Thüringe nicht strafen wolltest — konntest —, weil sie dir nie geeidet. Und doch hatten Graf Hardrad und die Seinen sich in Waffen gegen dich erhoben: der gute Bub hat nur aus Mitleid gehandelt." — „Und aus Liebe," sprach Karl zu sich selbst. „Wie würde das Frau

Hildigard verwerten!" — „Gleichviel!" wiederholte der Abt: „Einen Staatsgefangenen befreien . . ." — „Hat er das getan? Wo ist er denn, der Befreite? — Und nun kommt die Hauptsache, Herr König, paſſ' gut auf! — Die ganze Welt rühmt ‚Herrn Karls Recht': das heißt: seine weise Gerechtigkeit im Richten und Urteilfinden: schon gehn davon Sagen und Märlein im Volk. Und ein wenig rühmt sich dessen auch Herr Karl selbst!" — „Kann's nicht leugnen," schmunzelte der. „Nun, wohlan, gib Antwort, du gerechter Richter! Vor wenigen Monden hatte dein Pfalzgericht eine seltsame Tat zu richten: der Forstwart Frikko von Hagenau . . ." — „Ah, ich gedenke!" — „Fand seinen Todfeind, den Grafen Wilbert vom Saarburggau, im Wasgenwald am Saum des Tannichts in der Mittagsschwüle eingeschlafen, wie er wähnte. Er schlich hinzu und stieß ihm sein Weidmesser mitten ins Herz. Aber der arme Graf war — so stellte sich später heraus: dein Pfalzarzt, der kluge Jude Alexander, hat's bewiesen — schon vorher mausetot gewesen: auf der Wolfsjagd hatte ihn ein Gehirnschlag niedergestreckt. Die Jäger jedoch des so zweimal Gestorbenen waren hinzugelaufen, bevor der Mörder seine Waffe aus der blutenden Wunde hatte ziehen können: so ward er gegriffen auf handhafter Tat. Der Sohn des Grafen klagt vor dir um Mord: und du . . ." — „Ich sprach den Angeklagten frei Wie kann man einen Toten töten?" — „Eia, Herr Karl, und wie kann man einen Toten befreien?"

Der König stutzte: „Höre," sprach er dann, „Schwager, du wirst mir zu feinsinnig hier am Hof: ich muß dich wieder ausschicken, Tschechenschädel spalten." — Zornig fiel der Abt ein: „Das sind Spitzfindigkeiten! Der Entführer wollte doch den Lebenden entführen." — „Und jener Forstwart w o l l t e doch den Lebenden ermorden!"

erwiderte der Herrscher. „Nein, damit, Pfäfflein, kommst du nicht durch! Laßt mich jetzt allein. Ich muß mir's überlegen." — „Was ist da noch zu überlegen?" drängte der Kriegsmann. „Jung Rothari ist nicht schuldig." — „Doch," entgegnete der König ernst. „Und gerade diese Pläne haben aufs neue gezeigt, wie wichtig es ist, in jenen Landen den Grollenden, Unverlässigen Reichtum und Macht zu nehmen und sie Treuverlässigen zu geben. Soll jenes Mädchen, die Tochter eines Unversöhnten, die weiten Güter ihres Vaters . . .? Nein! Es dämmern mir allerlei Gedanken auf. Der wackere Florentius soll jenes Erbe gewinnen und — ohne Zwang! — der schönen Jungfrau Hand. Dein Schützling aber, du listiger Rechts-verschieber, soll — gerade dann! — doch — vielleicht! — am Leben bleiben. Aber all' das ist noch nicht reif, nicht klar. Laßt mich allein!"

V.

Am folgenden Morgen drang der Präfekt von Bayern eilfertig in das Schlafgemach Karls, wo dieser, wie er pflag, gleich nach dem Aufstehn und dem Frühbad, während des Ankleidens mit einigen seiner vertrautesten Räte Staats-geschäfte erledigte. „Jetzt, Herr König," rief der Schwager schon auf der Schwelle, „darf ich in meine Ostmark zurück-eilen: bin hier nicht mehr nötig als Anwalt des Lango-barden! Denn jetzt ist seine beste Fürsprecherin gekommen." — „So ist Hildigard zurück?" rief Herr Karl, und seine Augen leuchteten. „Wo steckt sie? Warum . . .?" —

„Nein, eine andere. Die ist — mein Schwesterlein in Ehren! — beinahe noch schöner." — „Das gibt's nicht. — Aber ich ahne! Adalgardis . . ." — „Getroffen! Sowie sie im fernen Friaul durch die geflüchteten Gefolgen des Geliebten Gefangenschaft erfuhr, eilte sie, Tag und Nacht, ununterbrochen, über Berg und Tal hierher, deine Gnade anzuflehen. Heute Nacht kam sie hier an; ihr Muntwalt, Bischof Wernfrid von Cividale, in den Tagen seiner Weltlichkeit mein wackerer Waffenbruder, hat sie begleitet. Er weckte mich vor Hahnenkraht. Deine Gnade . . ." — „Ob die ihr werden wird," unterbrach Karl sehr ernst, „das liegt in ihrer eigenen Hand. — Du aber mach' nun wirklich, daß du heimkommst nach Bayerland! Gestern Abend spät kamen von dort her üble Briefe. Wieder einmal sind sie stehlend, raubend, sengend und mordend eingebrochen, deine schlimmen Nachbarn von Böheim her . . ." — „Die Tschechen?" rief der graue Held, und alles Blut schoß ihm zu Kopf. „Dieses Erzdiebsgesindel! Arbeiten können und wollen sie nicht, aber stehlen können sie wie die Meisterdiebe. Nun wartet, ihr Stülpnasen, ich komme! Leb' wohl, Herr König! Grüße mein Schwesterlein. He, hollah, mein Hengst, mein Hengst!" Und er stürmte hinaus.

„Den wär' ich los," lachte Herr Karl vergnüglich vor sich hin. „Und Frau Hildigard ist noch nicht zurück: halt' sie nur noch ein Weilchen fest vor deinem Altar, Sankt Dionys!" Da hob ein Türwart den Vorhang des Gemaches und meldete: „Der ehrwürdige Herr Bischof von Cividale und seine Mündel bitten dringend um Gehör." — „Eilt es der schönen Braut so sehr? Ei, sie weiß noch gar nicht, wessen Braut sie ist. — Gleich nach meinem Frühstück führe mir die beiden zu: aber nicht hierher, auch nicht in den Empfangsaal: — in den Pfalzgarten!

Ich muß nach meinen Edelrosen sehn. Der Gewittersturm dieser Nacht hat sie gewiß arg getroffen. Ich muß sie aufrichten."

VI.

Nachdem das Unwetter der Nachtstunden sich ausgetobt, breitete ein strahlender Sommermorgen seine Klarheit, seinen Frieden über Stadt und Pfalz und zumal über den schönen, sorglich gepflegten Garten, der, in römischem Stil angelegt, von hohen Steinmauern umfriedet, das Palatium auf den drei der Stadt abgewendeten Seiten weithin umgab. Auf den zierlich geschlungenen, mit weißem, rotem und gelbem Sand bestreuten Pfaden, welche die vom Regen erfrischten Wiesen- und Blumen-Beete durchschnitten, wandelte langsam die mächtige Gestalt: — siebenmal maß er den eigenen Fuß. Der riesenhafte, breitbrustige und breitschultrige Mann beugte gar sorglich das mächtige Haupt hernieder auf die Stockrosen, die, aus den grünen Rasenstreifen ragend, auf beiden Seiten den schmalen Gartenweg begleiteten.

Leise kopfschüttelnd band er die vom heftigen Regen und Sturm der Nacht niedergedrückten mit weißgelbem Bast, dessen er einen dicken Knäuel im breiten Gürtel trug, in beflissener Mühung an dem Stock wieder auf: nicht leicht ward es den großen Händen, den derben, an Schwertgriff und Schildriem gewohnten Fingern die erforderlichen dünnen Schleifen und Knötlein zu schürzen: aber er ließ nicht ab: drei- und viermal versuchte er es von neuem, bis es gelungen war. Wohlgefällig betrachtete er nun sein Werk an einer hochragenden, prachtvollen, dunkelroten Rose, aus

deren zusammengesponnenen Herzblättern er säuberlich mit zwei gespitzten Fingern eine Spinne zog, die er auf den Sand warf und mit dem schweren Fuße zertrat: nun band er ihren herabgesunkenen Zweig auf und sprach väterlich, wie zu einem Kinde: „Nein, gloria Italiae, schöne Tochter Welschlands, dir soll kein Leid bei mir geschehen, weder von Gewittersturm noch von häßlichem Geziefer.“ Und er zerriß das Gewebe der Spinne.

VII.

Da knarrte die Türe, die aus dem Hofe des Palatiums in den Garten führte, und das erwartete Paar näherte sich Karl, der sich auf das Geräusch hin gewendet hatte. Gar verschieden war der beiden Schritt. Stürmisch strebte die Jungfrau voran: ihr schwarzer Schleier, ihre dunkelbraunen Locken flogen im Morgenwind. Ihr Muntwalt, der Bischof, konnte ihr kaum folgen: er haschte sie an dem schwarzen Seidenmantel, der die Schlanke und Hohe in dem enganliegenden schwarzen, lang nachschleppenden Gewand umhüllte.

„Langsam, Kind!“ mahnte er. „Um Gott! Nur keinen Ungestüm! Er ist bei aller Herzensgüte leicht erzürnlich. Und dann, — dann ist er schreckbar, der Herr Karl. Nur keinen Widerspruch! Und vergiß nicht! — sobald du zu bitten beginnst, —: auf die Knie'!“ — „Herzog Adalrichs Tochter knieet nur vor Gott!“ erwiderte sie, warf das Haupt in den Nacken zurück, riß sich los und eilte dem Bischof weit voraus gerad' auf den König zu. Der musterte scharf die Heranstürmende: mit kundigem Blick maß er

das erglühende Antlitz, die stolze hochbusige Mädchengestalt: er war ein vielerfahrener Kenner von Weibesschöne und er hatte auch diese Langobardin gut im Gedächtnis: allein so, so hatte er sie nie gesehen, wie sie jetzt edelste Bewegung verklärte: „Weiß Gott, das Weib ist wunderschön," sprach er vor sich hin. „Schwer ist es, ihr Nein sagen. Aber erst — erst die Probe. Wo, wo endet ihrer Liebe Maß? Wird sie bestehen? — Und schau' nur, welcher Hochmut in diesen Zügen! Schlecht steht er der Flehenden." Er furchte leise die Brauen. „Warte, der soll dir vergehen."

Er verschränkte die Arme, fest in den dunkelblauen Mantel gehüllt, auf der Brust, und blieb regungslos, wie aus Fels gehauen, stehen, das unbedeckte Haupt ein wenig erhoben. So ließ er die Eilende herankommen. Er hatte erwartet, als sie nun dicht vor ihm stand, die königliche Gestalt zu seinen Füßen sinken zu sehen: aber Adalgardis blieb stehen: nur die rechte Hand hob sie, weit geöffnet, gegen sein Antlitz empor und nicht leise bat sie, laut, recht laut rief sie: „Gnade, Gnade Herr König!" Der sah ihr schweigend in die goldbraunen Augen.

Nun war der Bischof heran: — die gedrungene Gestalt, die gutmütigen, wohlwollenden Züge hatten immer noch mehr vom ehemaligen Kriegsmann als vom Priester: „O König Karl," sprach er, „du bist mir immerdar ein guter Herr gewesen, so wirst du auch jetzt . . ." — Aber da traf ihn ein Blick . . .: er verstummte. — Auch die Langobardin hatte den Blick gesehen: sie trat einen Schritt zurück. „Jungfrau Adalgardis, was hast du mir zu sagen?" — Nicht zornig, nicht drohend, aber streng, rauh wie Erz, kam das heraus. Jedoch das Mädchen hatte sich gefaßt: „O Herr König, . . . ich habe ja schon alles gesagt . . . das *eine* Wort: ‚Gnade'." — „So? Weiter

nichts? — Keine Begründung? Keine Entschuldigung?" das klang schon herber. — „Wie kommst du, ein Mädchen dazu, für den Verbrecher zu bitten? Warum?" — „Ihr wißt ja: weil ich ihn liebe." — „So? Und mit welchem Recht?" — „Ich bin seine Braut." — „So? So?" zürnte jetzt Karl und strich mit der Hand über den leis ergrauten Bart, seine wachsende Erregung bemeisternd. „Ei, ei, Herr Muntwalt: seid schon so lang' Bischof und kennt immer noch so schlecht die Canones? Immer noch besser Speerwerfen, eh? Ihr habt Eure Mündel ihrem Vetter verlobt?" — „Nicht ich, Herr König: ihr Vater." — „So, so, so? Der?" Leichte Röte stieg in seine Wangen. — „Ja," sprach das Mädchen fest. „Kurz vor seinem Tode." — „Ah, ich weiß, ich weiß jetzt," nickte er finster. „Unter einer Bedingung, nicht?" — „Ja. Aber sie ist erfüllt, die Bedingung." — „Freilich," ergänzte der König, noch immer zurückhaltend, aber mit unheimlicher Ruhe. „Er sollte ja nur versuchen — einmal versuchen! — den Gefangenen zu befreien. Wohlan: er hat's versucht. Und daß es mißlang, — das — das war nicht seine Schuld." — „Gewiß nicht," sagte das Mädchen. — „Ah, Verwegene, Wahnwitzige," brach es aus des Königs Mund und zornig trat er gegen sie heran: seine grauen Augen loderten drohend. Der Bischof wollte sie am Arm zurückziehen: aber sie blieb stehen.

„Hohn? Eitel Hohn mir ins Angesicht? Wahrlich, Langobardin, du lügst nicht!" — „Niemals. ‚Immer die Wahrheit,' lehrte mich der Vater." — Karl hatte sich wieder in der Gewalt; kühl, gelassen sprach er: „Wohl, so höre denn die Wahrheit so tapfer wie du sie sagst. Die Verlobung ist gegen der Kirche Verbot, sie ist nichtig. — Übrigens," — er hielt inne, blickte sie durchdringend an und schloß zögernd: — „jede Verlobung löst der Tod."

— „Herr König!“ schrie sie auf und wankte zurück, „Ihr werdet ihn nicht morden?“ — „Nein, aber hinrichten.“ Eiskalt ward das gesprochen. Sie fuhr mit einer Bewegung, deren Zweck beiden Männern unverständlich blieb, an die Öffnung ihres Busengewandes: da stockte die Hand: „Nein,“ hauchte sie vor sich hin, „noch nicht: noch atmet er.“ Alle Farbe war aus dem vor kurzem noch so hoch erglühten Antlitz gewichen: sie öffnete weit den Mund: aber die Stimme versagte ihr. Alle drei schwiegen.

„Und,“ wagte der Bischof, tief erschrocken, endlich zu fragen, „für welches Verbrechen?“ — Der König ließ sich jetzt gemach auf eine Gartenbank nieder, die, neben jener Edelrose, im Grase stand: „Das will ich Euch sagen, Bischof von Cividale,“ antwortete er ganz langsam. „Ein Fürsprech — klüger sprach er für ihn als diese Tollkühne!“ und abermals verdüsterte sich seine Stirn — „mein eigner Schwager hat ihn in manchen Stücken geschickt verteidigt: mit dem Treubruch ist es nichts, weil er mir Treue nie geschworen, — das ward gestern erhärtet aus den Listen — mit dem Befreiungsversuch ist es nichts, weil der Mönch schon vorher gestorben war . . .“ — „Also!“ rief Adalgardis hoch aufatmend. — Und der Bischof sprach mit feuchten Augen: „Gott und Sankt Martin segne dich, Freund Gerold.“ — „Er konnte ihn doch nicht retten,“ sprach Karl langsam das Haupt schüttelnd. — „Was hat er sonst verbrochen? Nichts!“ rief das Mädchen; fast drohend klang die Stimme.

Aber das erzürnte Herrn Karl aufs neue: er sprang auf und hob die Rechte: „Geschöpf! Man streitet nicht mit mir.“ — Er atmete nun und hielt inne: dann setzte er sich langsam wieder. „Er hat das Schwert gezückt — halb aus der Scheide! — wider einen Sendboten des Königs.“ — Da erbleichte Herr Wernfried: „Der Un-

selige!" stöhnte er. „Er ist verloren. Darauf steht der Tod: — nach anderer noch grausamerer Pein." — Aber das Mädchen gab noch nicht nach: „Das geschah in Notwehr." — „Schau, wie rechtskundig sie plötzlich alle sind, — zu sein glauben! Nein, Rabulistin: der ergriffene Verbrecher hat das Recht der Notwehr nicht. Rothari hat das Leben verwirkt. Er stirbt." — Da stürzte die Jungfrau, wie vom Blitze niedergeschlagen, ihm zu Füßen und reckte beide Arme flehend zu ihm empor: „O Gnade, Gnade! Begnadige ihn, Herr König."

Eine leise Befriedigung flog über seine Züge: unmerkbar nickte er auf sie herab. — Er ließ sie eine Weile knieen, bevor er langsam sprach: „Erhebe dich, Herzog Adalrichs Tochter." — Da schnellte sie auf, hob die heißen, tränenlosen Augen gen Himmel und flüsterte: „Vater, Vater verzeih . . .: es geschah für ihn!" — Der König hatte den Rückfall in den Trotz wohl bemerkt: er war aufs neue gereizt· „Herr Bischof," sprach er, „Ihr würdet wohl daran tun, Eures Mündels, — des Hochverräters Kindes! — Hochflug herabzudrücken. — Du aber, Adalgardis, höre deines Königs gnädig Wort." Sie öffnete hoffend die Lippen. „Ob jung Rothari lebt oder stirbt, — ich leg's in deine Hand." — „In meine?" jubelte sie. „O so lebt er, lebt."

„Ich — hoffe es: aber . . . ich weiß doch noch nicht," sprach er zögernd mit prüfendem Blick in ihre Augen. — „Höre mich ruhig an: unterbrich mich nicht wieder, rate ich! das macht mich wild, wilder als mir lieb. Jene Verlobung also ist nichtig: deine Hand ist frei. Das Wohl des Reichs verlangt, daß diese Hand und deines Vaters reiches Allod — die Beneficien sind verwirkt — eines verlässigen und verdienten Mannes werde." Sie warf den Kopf in den Nacken und schüttelte die dunkeln Locken,

aber auf eine warnende Bewegung des Bischofs fing sie einen trotzigen Ausruf auf den Lippen. „Ich könnte dich nun zwingen ..." — „Nein, das könnt Ihr nicht mehr!" kam es nun doch heftig zum Ausbruch.

Herr Karl zog die Brauen stark zusammen, aber sie achtete des nicht und fuhr fort: „Rothari hat es gesagt: — ein neu Gesetz ..." — „Schweig, Unsinnige!" herrschte er sie an. „Du redest ihn und dich in das Verderben. Ich will dich nicht zwingen, weil .. nun, weil ich nicht will. Frei sollst du dich entscheiden. Merke wohl: Du wirst des Grafen Florentius Weib oder Rothari stirbt." — „Nie! Niemals! Nimmerdar!"

Der König erhob sich und maß sie mit langem, prüfendem Blick: doch war dieser Blick auf die Trotzende diesmal nicht ungnädig, nicht zürnend: „Du hast gewählt," sprach er dann gelassen und schritt an ihr vorbei, dem Palaste zu.

Da faßte sich Herr Wernfrid ein Herz und trat ihm in den Weg: „Geduld, Herr Karl! Laß ihr Bedenkzeit! Ich gelobe dir, ich will in sie dringen, bis sie nachgibt. Denn was ist schließlich die Liebe zwischen Mann und Weib? In ein paar Jahren verblüht sie, — der tote Rothari aber bleibt tot. Schad' um sein junges Leben! — Kind, Graf Florentius ist ein wackerer, ja — ich kenne ihn gut! — ein edler Mann. Und bedenke: Rotharis Leben! Du kannst ihn retten und du willst nicht? Geht das über deiner Liebe Maß?"

Der König war stehen geblieben, die Ringende scharf musternd, die mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin starrte, die beiden Hände an die beiden bleichen Schläfe gepreßt.

„Meiner Liebe Maß?" wiederholte sie tonlos. „Die Liebe — meine Liebe! — kennt kein Maß." — „Du

bist schuld — du allein —: die Liebe zu dir hat ihn dahin gebracht." — „Ja, ja, ich, ich allein, ich Unselige." — „Und bedenke," fuhr der Bischof näher tretend, fort: „nicht in freudiger klirrender Schlacht, nicht Speertod, schimpflicher Tod, Galgentod . . ." — „Ah," stöhnte sie. „Und alles um meinetwillen." — „Und vorher: . . . die rechte Hand! . . . Und Blendung . . ." — „Halt, halt! Ich tu's. Ich tu's" schrie sie schrill auf und verzweifelnd, sinnlos, bewußtlos stürzte sie auf das Antlitz nieder auf den Rasen unter der Rose.

Der Bischof ließ sich neben ihr nieder, hob ihr Haupt in die Höhe und legte es auf seine Kniee: ihre Augen blieben geschlossen: „Ihr habt's erreicht, Herr König," sprach er vorwurfsvoll. „Sie hat Ja gesagt."

Herr Karl warf noch einen Blick auf das edle, jetzt so verstörte Antlitz: dann wandte er sich und schritt langsam dem Palaste zu: aber er schien nicht zufrieden: denn er schüttelte leise das Haupt.

VIII.

Nicht lange darauf ward der Vorhang eines kleinen einfenstrigen Gemaches in einem Nebengebäude der Pfalz heftig aufgerissen und herein stürmte mit dem gellenden Ruf: „Rothari!" eine schwarze Gestalt. „Geliebte! Du hier?" erwiderte der Jüngling, wandte sich rasch von dem Fenster, durch das er sehnsuchtvoll hinausgeblickt hatte auf die grünen Wipfel der Gartenbäume, und fing die Wankende, Sinkende auf in seinen Armen. Aber wie erschrak er, als er die Verstörung in dem marmorbleichen Gesicht,



Da stürzte die Jungfrau ihm zu Füßen und reckte beide Arme flehend zu ihm empor: „O Gnade, Gnade! Begnadige ihn, Herr König." (Seite 94)



das unaussprechliche, versteinte Weh in den starrenden Augen wahrnahm. „Adalgardis! Was ist dir geschehen? Oder bangst du so sehr um mich? Ohne Grund! Getrost! Du siehst, ich bin wohlbehalten. Der gütevolle König . . .“ — Die Jungfrau fuhr zusammen. — „Nahm mir nur das Wort ab, nicht zu entspringen. Dann wurden mir die Fesseln gelöst, ich ward hierher geführt: du siehst, nicht Schloß noch Riegel, — nur dieser Vorhang — sperrt den Ausgang. Und Herr Gerold hieß mich, bevor er abritt, gutes Mutes sein: er habe meine Sache geführt mit siegendem Erfolg und . . .“ — „O Rothari, Rothari!“ antwortete sie schluchzend, warf sich an seine Brust und ihre Tränen fluteten. — „Bei allen Heiligen! Fasse dich! Was droht dir? Oder mir?“ — „Weh, uns beiden!“ — „Wie? Woher? Warum kamst du?“

„Ich eilte hierher, durch meine Bitten dein Leben zu retten: ah, es ist gerettet!“ — „Dank, Dank dir, du Vielgetreue. Heißen Dank! Ja, ich hänge am Leben, mit aller Macht des Wunsches, zäh, gierig: ich leugne es nicht. Es wäre doch hart, grausam in der Vollbrust der Jugendkraft“ — er schauerte — „sterben.“

Da machte sie sich los von seinem Halse, bog sich zurück und sah ihm tief in die Augen: über ihre todestraurigen Züge flog ein seltsamer, hellerer Schimmer: „So lebst du gern, mein Geliebter?“ forschte sie dringend, mit wehmutweicher, rührender Stimme. „So ist es wirklich wahr? Dich vom Tode loskaufen, — es ist nach dem Wunsch deines Herzens?“ — „Aber gewiß doch! Leb' ich doch nicht allein, — nein, mit dir, für dich. Erfüllt ist mein Versprechen: tot liegt der arme König: kein Mensch mehr kann ihn befreien, den Toten im finstern Grabe! Du bist jetzt meine Braut, — bald mein süßes Weib . . .“ — „Oh!“ seufzte sie und sank auf den Schemel

unter dem Fenster. Der Jüngling kniete neben ihr und faßte die beiden kalten Hände: „Was, ... was ist dir? Was kann uns drohen?“ — „Das Untragbare. Höre! Höre alles! Du bist — du warst dem Tode — dem schimpflichen, dem grausamsten Tode“ — sie erbebte — „verfallen.“ — Er erbleichte: „Du ..... du sagtest doch ....?“ — „Ja, der König hat dir das Leben geschenkt ....“ — „Nun also!“ — „Aber gegen einen Preis ...“ — „Jeden! Was soll ich zahlen?“ — „Nicht du! — Ich.“ — „Du? Die Unschuldige?“ — „Ja, ich! — Ich versprach's.“ Sie sprang auf. „Ich mußte! Ich muß. Du wirst frei und ich ... ah,“ schrie sie auf, „ich werde des Grafen Florentius Weib.“ Da warf sie sich mit ausgestreckten Armen auf das Pfühl des Gefangenen, das Gesicht in den Kissen vergrabend.

„Nie! Niemals! Nimmerdar! Nein, lieber zehnmal sterben!“ schrie Rothari wild, daß die Wände dröhnten. Er sprang hinzu und rüttelte sie unsanft auf: mühsam erhob sie sich. — „Das? Das hast du versprochen? Nie hast du mich geliebt.“ — „Ich glaube doch,“ hauchte sie und schloß die Augen. — „Das ist nicht die wahre Liebe“: rief er überlaut. „Hier endet und wendet der Liebe Grenze. Für mich sterben, ... das hätt' ich verstehen können ...“ „O wie gern! Aber mein Tod rettet dich nicht!“ — „Aber das? Nein! Und du konntest wähnen — auch nur einen Augenblick glauben! — ich werde das Opfer annehmen?“ — „Armer Freund! Annehmen? Du wirst nicht gefragt. O schilt nicht! Es zwang mich das Entsetzen. Denke doch nur: das Diebesholz, der Galgen! Und diese liebe, liebe Hand!“ Sie umfaßte wie schützend seine Rechte mit beiden Händen. „Und diese lichten Augen! O Grauen!“ Und sie verstummte vor Weh.

Allein er konnte nur immer wieder das Eine denken,

fragen: „Und du hast es wirklich versprochen? — „Ich gab mein Wort." — „Du darfst's nicht halten!" schrie er, faßte sie ungestüm an beiden Schultern und sprach ihr dicht in das Antlitz: „Unselige! Unsinnige! Du weißt ja nicht, ahnst ja nicht, was du damit getan. Was weiß, was ahnt ein Mädchen, eine Jungfrau wie du von der Ehe! Wisse denn: Ehe sonder Liebe ist des Weibes äußerste Schmach. Das Brautbett ohne Liebe ist das Bett der Dirne!" — „Halt!" rief sie und tastete an der Wand, sich zu halten. „Welche Worte!" — Jedoch der Verzweifelte fuhr fort: „Denke doch! Lerne, was dir droht. Nicht deine Seele kann er dir nehmen: aber dieser Leib, dieser herrliche, einem Tempel gleich heilige, dieser keusche, jungfräuliche Leib, — er wird des ungeliebten Mannes von jedem Haar deines Hauptes an. Dulden mußt du, wie ein gebunden Schlachtlamm, alles, was immer die schonungslose Glut seines Verlangens begehrt, ihm lassen, ihm geben alles, was mir gehört, mir allein. Denk' dich — o denk' dich mit ihm allein — hinter verriegelter Tür — allein mit ihm in dem dämmerdunkeln Brautgemach — fühl' es, wie er dich trotz allem Sträuben in die Arme zwingt, wie er dir den Schleier vom Haupte zerrt und den Gürtel von den Hüften, denk deine Ehre geschändet . . ." — „Nein! Nein!" schrie sie wild auffahrend und auf den Eingang zu fliegend. „Hör' es! König Karl! Ich tu's nicht. Ich kann's nicht. Rein oder tot. Lieber stirb, mein Geliebter, gleich mir. Nach mir!"

Und nun hart vor dem wallenden Türvorhang stehend, riß sie aus dem Busengewand einen kleinen Dolch und zückte ihn hoch, bevor Rothari hinzuspringen konnte.

IX.

Hell blitzte die schmale Klinge: aber sie erreichte nicht die wogende Brust.

Aus dem Vorhang trat Herr Karl, haschte ihre Faust, entwand ihr mit ehernem Griff die Waffe und steckte sie in seinen Gurt. „Halt, rasche Jungfrau," sprach er ernst, aber ruhig, ohne Zorn. „Lebe."

„Aber nicht geschändet, Herr König!" —

„Und du, meine Adalgardis, du konntest glauben, auch nur einen Augenblick hätt' ich deine Ehre überlebt? Nutzlos, bei Gottes Treue hättest du sie geopfert." — „Schilt sie nicht zu hart darum," mahnte der König, „sieh, wie gebrochen sie auf das Bett dort sinkt. In jenem Augenblick, da ich so schwer sie prüfte, wußte sie nicht mehr, was sie sprach, was sie tat: so überschritt sie denn der Liebe Maß. — Und so hast du," sprach er nun gütevoll, an sie herantretend, „so hast du, trotzig Kind, wirklich geglaubt, König Karl werde dich mit dem Tod des Geliebten bestrafen dafür, daß du ihm Treue hieltst? Eia, ich hätte Frau Hildigard nicht mehr in die Augen schauen können. Mich schmerzte es tief in der Seele, als du riefst: ‚ich tu's'. Und froh schlug mir das Herz hinter diesem Vorhang, — wie gern gewährte ich deine Bitte, ihn allein zu sprechen! — als ich hörte, wie ihr beide — er zuerst und dann so tapfer auch du — den Tod wähltet statt des Bruches der Treue. Das wird eine Ehe, wie Frau Hildigard sie will. Ja, ja, glaubt es nur. Ich selber setze die Erlaubnis durch bei meinem Freund Papst Hadrian: er schuldet mir noch mehr als das an Dank. Du bist frei, Langobarde."

Da sanken beide — auch die stolze Adalgardis — vor

Herrn Karl auf die Kniee: „O mein König," rief Rothari, „wie bist du groß und gut. Woher all diese Gnade?"

„Steht auf, dann sollt ihr's hören. Nicht mir allein: — diesen beiden habt ihr viel zu danken."

Er trat an den Vorhang und schlug ihn zurück.

„Frau Königin!" rief das Mädchen.

„Florentius!" rief Rothari.

Die beiden traten herein, ein freudiges, ein schönes Lächeln auf den Lippen.

„Wie . . . . . wie kam all das?" forschten die Liebenden.

„Das kam so," erklärte mit holdseliger Freundlichkeit die Königin. „Auf dem Rückweg von Sankt-Denis traf mich nahe vor Aachen — dieser wackre Held, der auf dem Wege war, spornstreichs hierher zu eilen, um . . . nun redet Ihr, Graf."

„Um eine Lüge aufzudecken und ein Unheil zu verhüten," sprach mit edelm Ausdruck der dunkeläugige Romane, den jede Schönheit seiner Rasse zierte. Mein Oheim war von hier nach Reims gereist, mir seinen Plan und dessen, wie er beteuerte, sicheres Gelingen mitzuteilen, mich zur Mitwirkung zu mahnen. Beim Bau dieses Plans hatte er nur einen festen Grund" — er zögerte, dann kam es anmutvoll heraus . . . „die tiefe, echte Liebe, die ich für diese edle Jungfrau trage: ihre Hand wäre die Krönung all' meiner höchsten Wünsche gewesen. Als er mir nun aber enthüllte, — enthüllen mußte — mit welchen Mitteln er mir diese Hand zuwenden wollte, da rief ich zornig: nie nehm ich ein Weib, dessen Herz eines andern ist, das sich opfert, meinen tapfersten Waffengenossen, den Montfalcon, zu retten. Und — so fragte ich staunend — wie kann der König um jener Befreiungs-Wagnis willen den Helden töten, dem er den herrlichsten

Sieg verdankt? Da mußte denn mein Ohm gestehn, er habe damals in seinem gleich auf dem Schlachtfeld verfaßten Bericht an den König nicht dem wahren Sieger, Rothari, sondern mir das Verdienst der Entscheidung zugeschrieben."

„Ja," unterbrach der Herrscher, „nun wissen wir's: du, junger Bergfalk, tatst damals den Siegesflug. Du hast den Reiterangriff der Langobarden befohlen und geführt, der die stark schwankende Schlacht entschied: dafür steh' ich tief in deiner Schuld — schon lang. Der Abt aber, der König Karl belogen, ist schon unterwegs in die leere Zelle des Mönchs Modestus."

„Der brave Bub, der Florentius da," fiel die Königin ein, „ist kein Falsch nit an ihm. Er bat mich, ihm beizustehen, dem Liebespaar zu Hilf zu eilen. Nu, er hat mich nit lang bitten müssen! Wir trabten hierher, was nur die Rößlein springen konnten. Und mein Mann" — hier traf den ein zärtlicher Blick — „der Herr König, sprech' ich — ich muß ihn loben! — der war auch gar bald herum geredet. Warum? Ich mein' allweil, es war ihm schon leid, daß er dem schönen Mädchen so hart geredet hat."

„Ja, und König Karl wird's gut machen," schloß dieser. „Rothari, Herr Herzog von Friaul, du schwörst mir jetzt Treue und wirst sie mir, ich weiß es, fortan wacker wahren."

„Bis zum Tod, mein König."

„Zur Hochzeit schenk ich dir all die verwirkten Güter. — Du aber, schöner Trotzkopf, kennst du noch diese Rose?"

Er griff in den Brustlatz seines Wamses. „Sie stand dabei, als du so schwer littest: es wäre alles nicht so scharf geworden, — ich wollte nur das Maß der Liebe

prüfen — hättest du mich nicht immer wieder durch Stolz und Widerspruch gereizt —."

„Ja, den kann er halt einmal nit vertragen," lächelte Frau Hildigard.

„Nimm jetzt dafür diese Rose zum Pfande meiner königlichen Huld für alle künft'gen Tage. Ich habe selbst sie aufgerichtet nach dem Gewittersturm und sie gelöst aus häßlichem Gespinst: da nimm sie hin, die gloria Italiae!"



III.

Einhart und Emma

Frau

Henriette von Mikulicz-Radecki

freundschaftlich zugeeignet



I.

„Und kurz: ich mag nicht, kleine Frau Königin!“ sprach Herr Karl und stand — ziemlich lebhaft! — von der Bank auf, die in dem Palastgarten zu Aachen neben einer gar schönen Hochrose stand: »gloria Italiae« hieß sie und war vom heiligen Vater aus Rom geschickt. „Und wenn ich nicht mag ...“ — „Dann magst du nicht,“ lächelte die zarte Frau, die erwachsene Töchter hatte und doch noch so mädchenhaft zu schauen war. „Das weiß man im Abend- und im Morgenland. Und niemand,“ seufzte sie drollig, „weiß es besser als ich.“ — „Ja, dir geht's schlecht unter meinem Gewaltzwang,“ lachte er. „Aber komm, steh' auch auf und laß uns wandeln: zum langen Sitzen, auch unter den Strahlen der sinkenden Sonne, ist's doch schon zu kühl in diesem Herbstmond: — in sechs Wochen wird der Herr geboren: — gestern Nacht hat's schon ein fein Schneelein geschneit, eine Neie, — schlimm für die Sauen, gut für den Weidmann.“

Frau Hildigard erhob sich und hing sich an seine Seite, die Hand auf seine Schulter hebend, wie er die Gartenpfade dahin schritt: auf einen seiner lang ausholenden Schritte kamen immer anderthalb gehüpfte ihrer Füßlein.

„Wenn ich nun doch einmal nicht mag,“ wiederholte er im Gehen. — „Ich hab' ja gar nichts gesagt! Du rennst nur deine eigenen Gedanken kampflich an.“ —

„Gegen diesen König von Northumberland — wie heißt er doch? Ich habe so viele Könige im Kopf!" — „Eardulf." — „Ist ja gar nichts einzuwenden. Nur, daß sein Königreich da drüben liegt, jenseit des Wassers, im Nebel des Westens, und nicht in einem Tagritt von Aachen aus zu erreichen. Nun meinte er zwar, sie werde doch nicht einsam sein auf dem fernen Eiland der Angeln, da ihre Schwester Bertha dem Königssohn von Mercia, Egfrid, sich vermählen werde."

Da lächelte die Mutter, schritt aber tapfer weiter: „Die ist auch noch nicht drüben!" — „Ja, ja! Was würde mein Herr Kanzler Angilbert dazu sagen, ihr gar warmer Freund! Und nun vollends Emma, unsre Jüngste, unser Nesthäkchen! Glaub's gern, daß sie ihm gefiel! Aber die gäb' ich am liebsten gar nicht her." — „Nun, darauf darf sie sich just nichts einbilden! Hast noch keines hergegeben unserer Mädel. Ich versteh's: die Mutter wird alt, und Herr Karl muß junge Schönheit um sich haben."

Er drückte sie an die breite Brust, neigte sich tief herab und küßte sie auf den blonden Scheitel: „Es reicht noch bei dir! — Kurz, Emmalein bleibt. Wie viele liebe Gesichter, Männer und Weiber, seh' ich nicht mehr um mich her. Roland liegt unter den Felsen von Ronceval, Erich in der Steppe der Avaren!" Ein Gewölk der Trauer zog über die hohe, klare Stirn. — „Nicht daran denken, nicht!" mahnte die Frau. „Sie wandeln im Licht des Herrn, die treuen Helden!" — „Ja, aber auch Lebende miss' ich schwer. Paulus der Diakon, des Warnefrid wackrer Sohn, ist mir ins Kloster entronnen. Und denke nur: neuer Verlust droht. Des Allerliebsten!" — „Nicht Einharts?" Sie blieb erschrocken stehen. „Sag' nein!" — „Einharts," nickte er, sie weiter führend. — „Wer,

wer darf's wagen, ihn dir — dir! — streitig zu machen? Denn ablocken kann ihn dir niemand! Freiwillig verläßt der uns" — sie verbesserte sich rasch: — „läßt er seinen König nicht. Wer kann?" — „Er! Er, der alles kann: viel mehr als ich!" — „Den möcht' ich sehen!" rief Frau Hildigard und blickte dem Gatten freudig und stolz ins Antlitz. — „Hast ihn schon gesehen," lachte Herr Karl. „Am gelben Tiber!" — „Der heilige Vater? Der?" eiferte sie, „der soll doch nur schon ganz zufrieden sein mit dem, was du alles für ihn getan hast gegen Langobarden, gegen Byzantiner, gegen . . ." — Herr Karl schüttelte das mächtige Haupt: „Der heilige Vater ist nie zufrieden!" — „Diesen lieben Buben aber soll er uns hübsch lassen! Von Herzen mag ich ihn." — „Hab' noch kein Weiblein gesehen, das ihn nicht mag, den ‚Feinen', wie wir alle ihn nennen." — „Wie gelehrt bei so jungen Jahren, wie geschickt. Wie gelehrt — nochmal sag' ich's! — und doch nicht langweilig! Du lachst? Du, das ist selten! Neulich — ihr kamt aus eurer Pfalz-Schola — einer, — nun, ich will ihn nicht nennen! — es ist der Höchstgelahrten einer —! hält mich an vor meinem Wäsche-Schrein, denke nur!" — „Verbrecherisch! Im heiligsten Tun!" — „Endlos hielt er mich auf mit weisen Reden. Glücklich entkommen klag' ich mein Leid Herrn Theodulf . . ." — „Eia, dem schönen Goten, Bischof und Poet von Orleans!" — „Der meinte: ‚Langweilig, Frau Königin? Dafür ist er doch Professor! Und noch dazu des Königs geheimer Rat.' Aber," fuhr sie ernsthaft und eifrig fort: „Einhart darfst du mir nicht fortlassen! Nein, nein, was würde Emma sagen? Sie hat immer ganz glühende Wangen nach den Lehrstunden in Ovid. Und was will denn der Papst mit ihm?" — „Nun, nicht Ovid lesen, eifrig Mütterlein! Paulus der Diakon hatte den Freund in Rom so hoch

gerühmt: nun soll er in der Cancelei Sankt Peters ..." — „Nein, nein!" — „Ja, wenn die Frau Königin der Franken mit dem Füßlein stampft, muß auch Sankt Peter nachgeben. Emma bleibt: — wenigstens ganz in der Nähe. Ich habe eine Überraschung für sie," schmunzelte er, „und für dich vielleicht heut' Abend noch. Und Einhart bleibt auch: für den hab' ich auch eine, reich an Ehren. Aber leichte Schneeflocken schweben herab: — zart ist mein holdes Weiblein: — komm ins Haus."

II.

Für den Abend dieses Tages hatte die Königin dem Seniskalk Audulf nur „kleine Tafel" angesagt: das heißt außer der königlichen Familie sollten nur ein paar der vertrautesten Freunde teilnehmen und nicht in der großen Festhalle, in dem kleinen Speisesaal waren die Tische gedeckt. Als die höchst einfache Mahlzeit — am Spieß gebratene Hasen, Herrn Karls Lieblingsspeise, wurden an den Jagdlanzen selbst hereingetragen, — zu Ende ging, tat er seinen dritten und letzten Trunk — Elsässer, Sigoltsheimer, — schob den Goldbecher zur Seite, legte sich behaglich in dem hirschledernen Faltestuhl zurück und sprach mit seinem freundlichsten Blick:

„Eia, Jungferlein Emma und Meisterlein Einhart, Vielfeiner, schon gar lange, deucht mir, währen eure Lehrstunden. Heute wollen wir nun mal sehen, wie weit ihr es gebracht habt miteinander. Was ist es doch, das ihr — von Ovid — zusammen leset?" — „Die Verwandlungen, Vater," erwiderte der zierlichen, elbischen Emma

silberhelles Stimmlein: sie war in allen Stücken der anmutreichen Mutter Ebenbild. — „Mit der Kunst zu lieben — ars amandi! — sind sie wohl schon fertig," flüsterte Graf Rorich von Maine der üppig schönen hochbusigen Rothtrud zu, neben welcher der gutmütige Seniskalk ihm — wie immer — den Platz zugewiesen hatte. — „Still, du Vielschlimmer," kam es leis, aber zärtlich zurück. „Es sind nicht alle Leute im Palast so arg wie wir." — „Und so glücklich." — „Ah, das Kind! Den Vater schlüge der Schlag, dächte er dergleichen." — „Und doch: ‚Liebe bringt zu Tage‘: 's ist ein alt Mahnwort."

„So, die Verwandlungen?" lachte der König. „Horatius Flaccus — das heißt der fromme Meister Alkuin! — meinte neulich, das sei ein Zauberbuch: wer viel darin lese, werde selber verwandelt. Hüte dich, Töchterlein: so hold wie du bist, könntest du dich nur verschlechtern! Freund Audulf, laß das Büchlein bringen. Und wann die andern fort sind . . . sonst beschämt ein Schnitzer meine Kleine zu arg und sie spotten gern, die bösen, alten Schwestern . . ." — „Oho!" riefen da Rothtrud, Bertha und Gisela wie aus einem Munde. — „Ja, sie unterdrücken mir mein armes Nesthäklein, wie die schlimmen Schwestern das Aschenbrödel: aber vielleicht kriegt dafür auch mein Aschenbrödel den schönen Prinzen! Komm zu mir, Kleine."

Und als sie zu ihm getrippelt war, lupfte er sie auf sein Knie: „Noch leichter als die Mutter! Ist's möglich? Und doch trägt das Kind schon dicke Zöpfe — und was für schöne hellgoldige! — als wenn's ein ausgewachsenes Mädchen wäre." — „Bin doch volle sechzehn Winter, Vater!" — „Ihr andern geht nun alle. Vergeßt mir nicht das Nachtgebet: die Heiligen behüten euern Schlummer. Auch all' ihr Diener geht, wir bedürfen euer nicht mehr.

Einhart bleibt, ich habe noch mit ihm zu reden. Und auch mit dir, weiß Röselein. Da bringt der Buchwart schon das Buch. Frau Königin, rück' näher zu mir her. Nun zeige, Kind, was du gelernt hast bei diesem jungen Weisen. Weiß Gott, eure Jahre zusammengelegt erreichen nicht die vierzig. Und doch schon so gelehrt — alle beide. Nun, Einhart, fang' an!"

III.

Der Jüngling — er zählte zweiundzwanzig Jahre und mit Grund hieß er der Feine am ganzen Hof — erhob sich von seinem Sitz am untersten Tafelende und stellte sich mit dem aufgeschlagenen Pergament so an des Königs Seite, daß die Jungfrau — unter dem hellen Schein der drei Hängampeln gerade über ihrem Haupt — bequem hineinblicken konnte. Freundlich ruhten der Königin Augen auf der schlanken Gestalt des jungen, hochgeborenen Edelings, — sein Vater wie die Vorfahren waren Grafen im weinfrohen Maingau — auf den feingeschnittenen Zügen, deren Weiße das reiche dunkelbraune Gelock noch hob. Das seelenvolle Auge adelte ein Ausdruck scheuer Bescheidenheit, zarter, inniger Zurückhaltung: ohne es zu ahnen war der „jungfräuliche Knabe", wie sie ihn nannten, der Liebling aller Frauen. „Er ist rein wie ein Mädchen," dachte Frau Hildigard, „wie ich war, bis . . ."

„Wir sind noch ziemlich im Anfang," begann der Lehrer, ein wenig verlegen. „Die Fürstin hat immer so viel zu fragen . . ." — „Nun ja, ich muß doch alles gründlich nehmen, nicht? Ich lese nicht weiter, bis ich



Und er faßte sie an der Hand, führte sie leise aus dem Gemach, zur Hausthür hinaus und dann so wie geplant durch den Schnee.
(Seite 121)



das Gelesene voll verstanden." — „Recht, mein Töchterlein! Prinzessin Pflichtgetreu sollte man dich nennen." Und er strich ihr zärtlich über den blonden Scheitel. — „So stehen wir erst beim neunzigsten Vers des ersten Buches," erläuterte Einhart. Und er las nun langsam den lateinischen Text, den die Schülerin sofort Zeile um Zeile auf Deutsch, das heißt auf Uferfränkisch, wie das Haus der Karolingen sprach, wiedergab.

In Versen würde ihre Übersetzung etwa so gelautet haben:

„Erst war die goldene Zeit: ein Geschlecht von Menschen, das willig,
Ohne Gesetz und Zwang und Bewachung, übte das Rechte.
Unbekannt war Strafe wie Furcht, noch drohte kein Richter.
Noch umgürteten nicht hochragende Mauern die Städte,
Noch kein schmetterndes Horn rief, keine Drommete zum Kampfe,
Noch erglänzte kein Helm und kein Schwert und . . ."

„Hört auf!" lachte Karl. „Gar langweilig muß sie gewesen sein, eure goldne Zeit! Da ist mir unsere eiserne lieber trotz mancher Bösheit meiner lieben Untertanen. Was hätt' ich zu tun, wenn ich nicht Gesetze erlassen, Urteile finden, Schlachten schlagen dürfte? — Laßt's genug sein! Die Kleine versteht's ja schon ganz gut. Sie muß belohnt werden!" Damit hob er sie von seinem Knie, stellte sie gerade vor sich hin und nahm ihre beiden Wangen in seine beiden Hände: „Nun merk' auf: erste Belohnung: du sollst nicht in das nebelfeuchte Eiland der Angelsachsen, brauchst nicht König Eardulf von Northumberland zu heiraten."

Das Mädchen lachte: „Vielen Dank, lieber Vater. Aber das ist keine Belohnung." — „Wie so?" fragte er erstaunt. — „Den hätt' ich doch nie geheiratet." — „O kleine Rebellin!" Das kam etwas ungehalten heraus. Die Mutter,

ein wenig hinter seinem Stuhle sitzend, legte den Zeigefinger an den Mund und bedeutete mit hochgezogenen Brauen, nicht so offen zu trotzen. Aber der Vater zürnte schon nicht mehr: „So schlimmtrotzig du bist, — ich mag dich nicht entbehren. Drum hab' ich dir drei wackre Helden, in Krieg und Rat erprobte Männer, die mein Palatium oder doch mich nie verlassen, – zur Auswahl ausgesucht: einen Herzog, einen Pfalzgrafen und einen Marschalk: du kennst sie alle: einem von den dreien wirst du vermählt: morgen wirst du mehr hören und entscheiden: zu Weihnachten ist die Hochzeit."

Da erschrak die Königin, aber noch viel mehr erschraken Emma und Einhart. Jene faßte sich zuerst: „Aber Vater! Sie ist ja noch ein Kind!" — „Ist sechzehn Jahre. Als du so alt warst, hattest du mir schon zwei, — ja zwei! — Knaben geboren. Ist dir's schlecht bekommen?" — „Dreizehn Jahre zählte ich, als . . .! Du hattest mich gezwungen!" — Da lächelte er verschmitzt: „Nicht daß ich wüßte! Vielmehr kamst . . ."

„**Karl!**"

Das ward so feierlich, so todesernst, so drohend gerufen, daß er ganz erschrocken auf seinem Stuhle herumfuhr, ihr Gesicht zu sehen. Das trug den Ausdruck höchsten Ernstes, ja tiefer Gekränktheit. „Nun, nun! Sei gut! Ich . . . Sei nur gut." Und er griff nach ihrer Hand, die sie nur zögernd gewährte.

Einstweilen hatte sich Emma von ihrem Schrecken erholt: aber nun traten ihr Tränen in die Augen: „Vater! Das wirst du nicht . . . Ich kann nicht. Ich kann ja doch nicht. Nie!" — „Das hat schon manches Jungfräulein gesagt, das später enkelreiche Großmutter ward. Nicht bitten! Es hilft nichts. — Aber auch der Lehrer muß seine Belohnung haben. — Erschrick' nicht, Feiner: du

sollst nicht heiraten! Nein· höre und freue dich. Seit dich mir Abt Baugulf aus Kloster Fulda mit reichem Lob an den Hof gesandt, — denn Mönch oder Priester wolltest du nicht werden — hast du all dies Lob mehr als bewährt: zumal aber hast du gar Wunderbares geleistet in allem, was Bauwerk, was Kunstwerk jeder Art anlangt. Wie schön hast du zuletzt die Kirche der Gottesmutter hier am Palast vollendet: ein Wunderwerk ist sie zu schauen." — „Keine Kunst, darf man durch die Gnade des Herrschers dazu die schönsten Säulen aus Rom und Ravenna kommen lassen!" meinte der Jüngling. — „Ein Stümper nicht, nur ein Meister weiß sie so zu verwenden! Wohlan, ich schaffe für dich ein neues Reichsamt, das soll nur dem Erzkanzler nachstehn: Reichsoberbaurat bist du von Stund an: mein Archi-Architekt! (Kann man das sagen? Muß Alkuin fragen!) Und du sollst entwerfen und leiten alle Bauwerke, die ich ausführen lasse in meinem weiten Reich. Fang' morgen an und entwirf mir den Plan einer Rheinbrücke bei Mainz, gleich gut für mein Heer und meine Kaufleute brauchbar, also fest und breit. — Aber, bei Sankt Denis, Männlein, Feinlein, was ist dir? Bist ja leichenblaß, zitterst! Hat dich die Ehrung so überrascht, daß du nicht ein Wort des Dankes findest? Nun, erhalte dir solch bescheidenen Sinn! Und jetzt gute Nacht! Komm, Hildigard!" Er faßte ihre Hand und schritt mit ihr die paar Stufen hinauf, die im Hintergrund des Saales zu einer Erhöhung leiteten, aus der die Türe in das Innere des Palastes, zu den Schlafräumen in dem — einzigen — Oberstockwerk führte. Dabei wandten sie dem jungen Paare den Rücken: so sahen und hörten sie nicht, wie die beiden sich ungestüm an den Händen faßten und rasch ein paar Worte flüsterten: dann fuhren sie scheu auseinander: Emma eilte der Mutter nach die Stufen

hinauf, während der Jüngling langsam, gesenkten Hauptes, tief traurig dem Hauptausgang am andern Ende des Saales zuschritt.

IV.

Zu dem Palatium zählte man eine Menge von Häusern, die, eine kleine Stadt für sich, getrennt von dem vicus Aachen, bildend, um das Hauptgebäude verstreut lagen. Aber auch dies Hauptgebäude, der „Palas", barg hinter seinen hohen Steinmauern eine ganze Anzahl abgeschlossener, streng viereckiger Höfe. Der umfangreichste war der Brunnenhof, so benannt nach dem Hauptbrunnen des Palastes dicht neben den Steinstufen, die, von einem vorspringenden gewölbten Ziegeldach überragt, zu der Eingangstür der Frauengemächer führten, in denen die Königstöchter mit ihren Palastjungfrauen schliefen — das war im Süden —, während die Königin das Schlafgemach des Gatten, gerade gegenüber im Norden, teilte. Zwischen beiden waren im Osten in kleinen Einzelgemächern die, wie wir sagen würden, „Zivilbeamten" des Hofes untergebracht, — indes gegenüber, im Westen, die kriegerischen Palatine wohnten; all' diese Gemächer lagen in dem Oberstock: die Räume des Erdgeschosses dienten Wirtschaftszwecken. —

Man hielt frühe Stunden ein dazumal: das Leben in dem Palast erwachte in der hellen Jahreszeit bei dem ersten Morgenstrahl: jetzt, im November, noch vor Tagesanbruch. So ging man denn auch früh in der Nacht schlafen. Daher brannte auch in dieser Nacht ein paar Stunden nach dem Abendschmaus nur noch in dem einen oder andern der zahlreichen Gemächer, deren Fenster in den „Brunnenhof" blickten, hier und da ein einsam spätes

Licht. Dunkel lagen die Frauengemächer des Südflügels, dunkel das Schlafgemach des Königspaares: auch die kriegerischen Palatine, ritt-, jagd- und dienst-müde, schliefen alle: auf der Seite der „Schreiber", wie man sie zusammenfassend nannte, im Osten glomm nur aus einem Fenster noch der matte Schimmer einer Ampel.

Still war's in dem weiten Raum: die speertragenden Wachen standen nicht in diesem Innenhof, draußen vor den geschlossenen Toren, in den Säulengängen vor dem Palast. Hier war nur vernehmbar das eintönige Gießen des Brunnens in seine weite dunkelrote Porphyrschale: es wirkte einlullend in seiner Eintönigkeit. Kein andrer Laut: auch in den Lüften nicht: ein schwacher Windhauch nur schob die grauweißen, schwer herabhängenden Wolken langsam von Südwest nach Nordost. Dunkelheit wechselte dabei mit grellem Licht: denn wann der Vollmond manchmal hinter dem langsam ziehenden Gewölk hervortrat, dann strahlten die breiten weißen Pflastersteine des Hofes seinen Glanz grell blendend wieder. —

Der Türmer auf dem „Uhrturm" des nächsten Hofes hatte eben mit dem Holzhammer auf eine mächtige Halbkugel von Erz die zwölf Schläge der Mitternacht getan, — tiefes Dunkel waltete jetzt ringsumher —, da glitt eine schlanke Gestalt, in einen weitfaltigen grauen Mantel gehüllt, aus der ganz leise geöffneten Eingangstüre des „Frauen-Flügels", und hielt einen Augenblick auf der obersten Stufe, den ganzen Hofraum, soweit es die Finsternis verstattete, überspähend. Dann huschte sie lautlos, wie ein Gespenst, die Stufen hinab, lief, ohne anzuhalten, ohne auf- oder umzusehen, nach rechts, — gen Osten — schräg über den Hof gerade auf die „Schreiber-Pforte" zu. Sie schob die nur angelehnte sacht zurück, schlüpfte hindurch und stand nun vor der Steintreppe, die in den

oberen Stock führte, von dem flackernden Licht einer Pechfackel in eiserner Öse unstät beleuchtet. Sie flog die Stufen hinauf, erreichte einen langen Gang mit zahlreichen nach Westen gerichteten Türen, wandte sich hier nach links, zählte drei solcher Cellen-Türen von der Treppe an und hielt vor der vierten. Diese tat sich geräuschlos nach innen auf: sie schwebte über die Schwelle — und sank um.

V.

Allein im Sinken umfingen sie zärtlich zwei Arme und ließen sie sacht auf eine an der Wand stehende, mit weichen Fellen bedeckte Truhe niedergleiten: hier lehnte sie den Hinterkopf an die Mauer und schloß die Augen: zum Springen klopfte ihr Herz. Da schob Einhart den mit Pergamenten, Winkelmaßen, Zirkeln bedeckten Tisch zur Seite, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und küßte den Saum ihres Gewandes.

„Emma, Geliebte!“ flüsterte er dann. „Wie soll, wie kann ich dir danken für diese . . . diese Großtat der Liebe! Du — du Königskind! — kommst zu mir! Durch die Nacht, durch das Grauen, trotzend der Gefahr, der Schmach der Entdeckung, des Königs furchtbarem Zorn. O wie soll ich je vergelten! Und warum . . .?“ — „Weil ich dich liebe!“ hauchte sie, die sich nun erholte und zärtlich über das braune Gelock des vor ihr Knieenden strich.

Jetzt sprang er auf, eilte an das — einzige — Fenster und schob von innen den völlig deckenden Holzladen vor: „Man kann von drüben, von den Palatinen-Zimmern deutlich bis auf die Truhe sehen: ich fand das gestern,

Graf Norich besuchend. So! Nun sind wir sicher." Er flog wieder auf sie zu, ergriff ihre Hand und küßte sie: „O habe Dank für dieses Wagnis! Nie hätte ich es dir zugemutet." — „Es mußte sein," erwiderte sie, die Hand zurückziehend. „Sonst wär' es wahrlich nicht geschehen. Es ist das letzte — wie das erste — Mal! O wie pocht mir das Herz. Aber wir mußten bereden — heute noch, vor Morgen, — deshalb flüsterte ich es dir zu! — was nun zu tun gegen des Vaters schrecklichen Plan. Ach, er liebt mich so zärtlich! Wie Unrecht ist es, was ich jetzt tue! Unrecht gegen ihn und gegen die Mutter, die engelreine, engelgute!" — „Geliebte, es soll deine einzige Heimlichkeit sein. Hat der König den gedrohten Zwang aufgegeben, dann . . ." — „Dann gestehen wir alles von dieser Nacht! Aber doch . . ., ich schäme mich so arg, daß ich hier bin." Und sie verhüllte das Köpflein im Mantel. „Nein! Laß meine Hand!" — „Es mußte doch sein! Du sagst es ja selbst. Wie gern wär' ich, dir diesen Gang zu sparen, zu dir geeilt!" — „Unmöglich! In dem Frauenhaus zur Nacht ein Mann! Fest zwar schläft Anastasia, die alte Bajula, in dem Bett dicht neben dem meinen: — mich hörte sie nicht entschlüpfen und nun schläft sie wohl fort, bis ich wieder in den Kissen liege. Aber dich, unser Sprechen hätte sie doch wohl gehört. Und auch in der Lateinstunde geht es nicht mehr von heut' an. O wie selig waren wir da zu zweien! Da zuerst ist all' das so leise, leise, aber immer wärmer in mir aufgewacht! Die tief geheime, süße, süße Herzensfreude an deiner Stimme, deinem Auge — welch heißer Schauer . . ." — „O du Geliebte!" — „Nicht! Nicht mich berühren — hier — bei dir! — zur Nacht! Bitte, nicht! Rein muß alles sein und bleiben an dieser meiner argen Nachtfahrt. Aber wir sind nicht mehr allein mit Ovid! Die Mutter

— sollte sie etwas ahnen? — hat von morgen ab dazu die Bajula an meine Seite befohlen. Und wir mußten doch einig werden: — noch vor Morgen. Höre denn: nie laß ich von dir, mein Einhart, im Leben und im Tod. Nie werd' ich eines andern. Eher sterb' ich." — „O Königskind, was tust du für mich!" — „Was ich muß, weil ich dich liebe." — „Und du weißt es: ich brauch' es nicht zu schwören: du bist die Seele meiner Seele: nie bin ich von dir zu scheiden!" — „Ich wußt' es, ich weiß es. Aber höre weiter: ich ertrage sie nicht mehr, diese feige, unwürdige Heimlichkeit: laß uns das Geschick, das uns droht, was es sein mag, rasch herbeiführen und offen: willst du? Ja, du hast den Mut deiner Liebe. Auch das wußt' ich. So wollen wir morgen vor die Mutter hintreten und ihr alles gestehn!" — „Ja; ist's doch nur ein einz'ger Kuß!" — „Ihre Fürbitte beim Vater hoffe ich, denn du bist ihr gar wert. Aber, täusche dich nicht, Geliebter: er ist oft unerbittlich. Und sein Zorn kennt keine Schranken. Vielleicht — ja wahrscheinlich! — sehn wir uns morgen zum letzten Mal: er reißt uns auseinander — für immer." — „Gleichviel. Du hast recht. Ein Ende dieser Heimlichkeit!" — „Gut, mein Freund. Und nun — laß mich fort!" Sie erhob sich von der Truhe. — „Schon? Schon jetzt? O weile noch!" — „Nein! Keinen Augenblick länger als nötig, als unerläßlich war. Aber laß mich erst zum Fenster hinausspähen, öffne den Laden ein wenig! —, ob's dunkel, ob's leer ist da unten."

Er schob den Laden sacht zurück — da rief er: „Oh all ihr Heiligen! Was ist das? Taghell! Der Vollmond! Aber das nicht allein: Schnee! Fußhoher, dichter Schnee. Während wir sprachen —! Schnee überall." — „Was tut's? Ich scheue die Nässe nicht!" — „Aber Kind! Deine

Fußspuren! Du hast das kleinste Füßlein im Palast. Man wird, man muß erkennen, wer in der Nacht von der Schreibertür nach dem Frauenflügel . . ." — „O Gott! Was tun wir?" — „Komm nur hinab. Die kurze Strecke trag' ich dich auf meinen Armen." — „Nein, nein, nein," rief sie, scheu, erschrocken vor ihm zurückweichend bis an die Wand des Gemaches. „Rühr' mich nicht an! Du darfst nicht!" — „Nur auf den Armen . . . die paar Schritte!" — „Nein! Eher lauf ich zur Mutter hinüber, wecke sie, sage ihr alles." — „Beileibe nicht: vor den Ohren des Königs! — Halt! Da kommt mir ein andrer Einfall: ich wate dir voraus durch den Schnee bis an den Brunnen: du dicht hinter mir: in jede meiner großen Fußstapfen setzest du die zierlichen Schuhe: so gibt es nur eine — eines Mannes — Spur von meiner Tür bis an den Brunnen: das fällt nicht auf: oft wird vor Tag dort für uns Wasser geholt: von dem hohen Brunnenrand aber bist du mit einem Sprung auf den Eingangsstufen eurer Türe: auf denen liegt kein Schnee: das Dach überragt sie. Komm, Geliebte!" Und er faßte sie an der Hand, führte sie leise auf den Zehen aus dem Gemach über den Gang, die Treppe hinab, zur Haustür hinaus und dann so wie geplant durch den Schnee: freilich das Mondlicht und der weiße Widerstrahl beleuchteten den ganzen Hof, so hell wie Taglicht: aber in dem ganzen weiten Raum — das war nun auch genau zu erkennen — weilte kein Mensch. So gelangte die Jungfrau sicher wieder in das Frauenhaus. In der Türe zog sie die Schühlein aus, eilte die Treppe hinauf und schlüpfte in die Kissen, unbemerkt von der alten Bajula.

VI.

Aber nicht unbemerkt von andern Augen hatte das Paar den Schnee durchstapft! Von Herrn Karl war nach ein paar Stunden der Schlaf gewichen, wie ihm das oft geschah. Dann pflegte er sich vom Lager zu erheben, ganz sacht, um Frau Hildigard nicht zu wecken, und bei dem Licht der Häng-Ampel zu lesen: — immer wieder im „Gottesstaat“ Sankt Augustins — oder auch auf einer Schiefertafel allerlei flüchtige Gedanken in kurzen Worten festzuhalten, um sie am Morgen wieder zu überlegen, auch etwa mit seinen Räten zu erörtern. So hatte er auch diese Nacht getan. Er trat ans Fenster, durch das der Vollmond jetzt helleres Licht herein goß, als die Ampel von der Decke her verbreitete. Allmählich entsank Tafel und Griffel seinen Händen auf das Fenstersims und sinnend, halb träumend sah er empor zum Himmel, in das nun schon fern hinziehende Gewölk, in den immer sieghafter hervortretenden Mond, der, widergestrahlt von der weißen Schneedecke, fast blendenden Glanz verbreitete.

„Der erste Schnee, der bleibt! Wie friedevoll, wie feierlich! Wie sanft gleicht er alle Unterschiede aus! Gleichmäßig legt er seine weiche, stille Decke unten auf die Pflastersteine, oben auf die runden Tor-Bogen wie auf die spitzzackigen Zinnen. Gleich: — friedevoll: — still! Ein weißes Vorbild von dem dunkeln Tode. — Und der Mond, der volle. So scheint er jetzt auch herab auf Ronceval, auf Erichs Grab in der Steppe, auf jene vielen Sachsengräber an der Aller. War's wohlgetan? Ja, denn nicht für mich, für den Herrn Christus. Ich tät's nochmal! — Und so scheint der Mond jetzt auch auf Rom und auf Sankt Peter. Ob wohl auch — zu dieser Stunde — auf

Jerusalem und meine Kirche dort, und zu Bagdad auf Freund Haruns Palast? Weiß nicht! Muß morgen den Feinen fragen. Der Bub' weiß alles! Da drüben wacht er und forscht, der Unermüdliche, seine Ampel brennt noch: durch den halb offenen Laden strahlt ihr Licht! — Ei, was ist das? Aus dem Schreibertor stapft in den Schnee ein Mann — so spät! Er wendet sich um: ah, 's ist Einhart! Und nun — aus der Tür — eine zweite Gestalt — mantelverhüllt — ein Weib offenbar. Welche Sitten! Einhart! Aber wer, welche Nachtdirne . . .? Sie schaut umher — die Kapuze fällt: ah Emma, Emma! — Hildigard, Frau, wach auf!" Er schrie gellend: — „Rasch hierher — ans Fenster! Du mußt es selber sehen, — sonst glaubst du's nie! Da schau: Emma und Einhart! Sie kam aus seiner Tür. Ah, bei Gottes Zorn, sie sollen's büßen!"

VII.

Und sie büßten schwer. Mit Mühe hatte die Mutter den Zornwütigen abgehalten, sofort in der Nacht Lärm zu schlagen, beide Liebende in Haft zu nehmen. Endlich sah er ein, daß er das Ärgernis, die Schande dem Palast — und den Eltern! — füglich sparen könne: das junge Paar ahnte ja nichts von Gefahr, dachte nicht an Flucht. Aber sobald das Leben im Hause erwacht war, — ruhelos, rastlos, war Herr Karl all' diese Stunden hindurch tobend, knirschend, stöhnend durch das Gemach geschritten, während Frau Hildigard leise weinte, — befahl er dem Seniskalk Audulf, Einhart in dessen Gemach für verhaftet zu erklären und einen Scharmann vor die Türe zu stellen mit dem

Befehl, ihn, wolle er entweichen, niederzustoßen. „Die Bajula jedoch, die alte Kupplerin . . ." — „Aber Karl!" seufzte die Frau. „Das glaubst du selbst nicht von ihr!" — „Oder schläfrige Schnarch-Muhme! Hinunter mit ihr in den Strafkeller der Mägde! Die Nachtfahre aber bleibt eingesperrt in ihrem Gemach: — du gehst nicht zu ihr." — „Nicht also! Die Mutter gehört zum Kinde, jetzt mehr als je. Ich bin mit schuldig: wie konnt' ich soviel Jugend, soviel Schönheit sich allein überlassen! Zu spät kam mir die Vorsicht. Ich büße mit, was ich mit gefehlt."

Die Geschäfte des Tages brachte auch dieser schlimme Tag. Der König erledigte sie finster, stumm: seine Gedanken, seine Schmerzen weilten nur bei dem einen. Schweigend wiederholte er sich immer wieder die Worte: „Mehr als alle meine Kinder hab' ich sie geliebt, mehr als alle Freunde — nach Roland! — ihn. Wie hab' ich ihn geehrt, überschüttet mit Gunst und Ehre! Nun wartet, beide!"

Er hatte eine Weile daran gedacht, das Pfalzgericht zu versammeln, öffentlich als Ankläger aufzutreten — der Pfalzgraf hätte an seiner Statt den Vorsitz übernommen — und ein Strafurteil wegen Verletzung der Palastzucht zu beantragen. Von diesem Zorngedanken, der sein Haus im ganzen Reich und draußen bei Freund und Feind würde verunehrt haben, kam er bald selbst zurück. Aber unerbittlich, unwiderruflich hatte er beschlossen, das Paar für immer zu trennen und schwer zu strafen. Um fest zu bleiben, hatte er sogar — gegen seine Art! — seiner Gattin wiederholte Versuche, ihn zu sprechen, mit allerlei Vorwänden von Geschäften abgewiesen.

Zum Mittagmahl war er nicht erschienen, sondern mit

ein paar Jägern ausgeritten in den nahen Rheinwald und hatte dort nach rasendem Rennen einen hastigen Jagdimbiß eingenommen.

Spät am Nachmittag zurückgekehrt, fand er der Königin schriftliche Anfrage vor, was er beschlossen habe? Er schrieb unter ihre Zeilen kurz: „Trennung für immer. Einklosterung. Er geht als Mönch in mein neues Kloster zu Hamburg, den heidnischen Dänenkönig Sigfrid zu bekehren und dessen grimme Jarle: noch keiner ist wiedergekehrt von diesem frommen Werk. Und sie geht auf Lebenszeit in das strengste Kloster meines Reichs und an dessen andere Ecke: zur heiligen Cäsaria nach Arles. Willst du mich heute noch sprechen, mach' ich zur Bedingung, daß du keine Fürbitte wagst." Dann siegelte er selbst das Schreiben und schickte es ihr aus seinem Arbeitsgemach, wo er sich in Papstbriefen und Kapitularien-Entwürfen vergrub.

VIII.

Nach einigen Stunden — schon waren die Wachskerzen in den hohen Bronze-Leuchtern entzündet — ließ sich die Königin melden und trat ein.

Er verharrte in dem Sitz an dem Urkundentisch, wo er ihr den Rücken zukehrte, ohne umzuschauen. „Du weißt," sprach er in rauhem Ton, „unter welcher Bedingung . . .: komm nicht, um zu bitten."

„Nein, ich komme, um Abschied zu nehmen."

So erschreckend ernst, so grabesfeierlich kam das heraus in der geliebten Stimme — sonst so andern Klanges! —: — es zog Herrn Karl herum in seinem Schreibstuhl: er

sah ihr ins Antlitz — und da, da riß es ihn empor. Entsetzt sprang er auf: „Hildigard! Du siehst aus als wärest du gestorben!"

„Ich bin gestorben. Für die Welt und zumal, o Karl, für dich. Ich lebe nur noch Gott, der Reue, der Buße. Leb wohl, Herr Karl. Ich hab' dich sehr geliebt. Ach — allzusehr. Dies goldne Ringlein, — es umschloß all' mein Glück! Da . . . da!"

Die Stimme versagte ihr unter Tränen. Sie streifte den Ehering vom Finger, küßte ihn und legte ihn leise auf den Urkundentisch. „Leb wohl!" Sie wankte zur Türe. „Halt!" rief Herr Karl, sie am Arme haschend. „Welcher Wahnsinn! Wo — wohin willst du?" — „Wohin ich gehöre: ins Kloster! Nach Arles: zur heiligen Cäsaria." — „Was . . . was fällt dir ein?" — „Das Notwendige. Du hast mein Kind — o fürchte nicht, daß ich bitten werde! — dazu verurteilt: nicht schelte ich dein Urteil. Sie hat ihren Geliebten aufgesucht, heimlich zur Nacht: zwar einmal nur, zum erstenmal: es sollte auch das letzte Mal sein." — „Ah, wer weiß!" lachte er grimmig. — „Ich weiß: meine Tochter belügt mich nicht. Sie wollten sich besprechen gegen deinen — plötzlichen — Heiratsbeschluß und heute noch wollten sie sich mir entdecken." — „Ah, glaubst du?" Er zuckte die Achseln. — „Nein: ich weiß: solche Verzweiflung täuscht nicht. Und nicht ein Kuß ist geküßt worden in dieser Nacht. Nein, Karl, zweifle nicht: es wäre deiner unwürdig: schau dem Kind ins Auge." — „Und wenn! — Und wenn auch all das wahr wäre . . ." — „So bleibt es Unrecht und du kannst es strafen, strenge strafen." — „Nun also!" — „Aber dann strafe gerecht — wie Herrn Karls Ruhm ist vor aller Welt! — wie die Tochter — — die Mutter." — „Wie? Was meinst du damit?"

Da trat sie einen Schritt näher und sah ihm tief in die Augen: „Hast du vergessen? So ganz vergessen? Freilich, viele Jahre sind's: da war in Schwabenland am Neckar ein Mädchen erwachsen — ach nein, ein Kind kaum aufgeknospt! — dreizehn Jahre alt. Und da kam ein Gewaltiger und sah das Kind und er fand Wohlgefallen an dem Kind. Und er wollte, er ‚mußte' die Kleine haben. Und die Eltern, hochgeehrt und hochbeglückt, sagten freudig Ja. Und sie — die Kleine?" — Da traten Tränen in die hellen Augen: „Wie hätte sie nicht Ja sagen sollen? Ihn nicht lieb haben, nicht den Gewaltigen anbeten in ihrem kindlichen Herzen? So ward sie seine Braut. Das war vor Weihnachten, in drei kurzen Monaten, zu Ostern, sollte die Hochzeit sein. Aber . . .:" sie stockte, sie errötete über und über, griff nach der Lehne des Stuhles, endlich fuhr sie fort: „Aber der Wilde, Ungeduldige, Heißbegehrende, — er konnte, wollte nicht einmal so kurze Zeit warten, nicht warten, bis dieser Ehering . . . Und sie? Ach, er ruhte nicht, bis ihm das Kind den Willen tat. In dem Schloß der Eltern ging's nicht an: da . . . da ging sie heimlich zu ihm. Nicht einmal — o nein, wochenlang! Der Schnee fiel damals wie heute, wann sie sich nachts zu ihm in das Tannicht stahl, in die Jagdhütte. Und oh — es blieb nicht beim Kuß . . ." — Da brach sie aufschluchzend ab und verbarg die Augen in den Händen.

„Hildigard! Vorwurf nach so vielen Jahren!"

Gleich richtete sie sich wieder auf: „Vorwurf? Nein! Aber trifft mein Kind, mein unschuldig reines Kind um ach! so viel geringere Schuld so schwere Strafe, so muß ich sie teilen. Ehrlos wär' ich sonst. Leb wohl, mein Karl!"

Da stürmte er auf sie zu, schloß sie inbrünstig in die

Arme, küßte ihre Stirne, Augen und Mund und rief: „Hildigard, geliebtes Weib! Vergib! Vergib für damals und für heut'. Ich mach' es gut. Nimm, bitte, nimm den Ring zurück, — den Ring, der all mein Glück! Und eile zu ihr. Ich gehe zu ihm. Morgen, morgen soll die Hochzeit sein!"

IV.

Herrn Karls Recht

Frau

Klara von Hase

freundschaftlich zugeeignet



I.

Hoch, herrlich und freudig hielt Herr Karl, der Kaiser, Hof in seiner Pfalz zu Aachen. Ja, auch freudig, trotz der großen Aufgaben, die von allen Himmelstrichen her auf sein Haupt gehäuft — oder von ihm selbst herangezogen — wurden: denn Herr Karl war größer als sie alle. Und seine all' überwindende Lebenskraft und Lebensfreudigkeit brach durch jene Lasten immer wieder wie Springquell durch Schutt und Geröll: beim hallenden Horn der Jagd zumal vergaß er rasch und völlig die Sorgen der Herrschaft: er liebte das edle Weidwerk.

So hatte er denn auch an einem Frühtag des von ihm so benannten „Winnemanoth" — des Mais — „den ganzen Palast," Männlein und Weiblein, Laien und Geistliche, Palastgesinde und Palastgäste geboten und geladen zu einem großen Jagen auf all' das zahlreiche und mannigfaltige Wild, das sich damals noch in den Wäldern, Sümpfen und Heiden östlich von Aachen gegen den Rhein hin barg. Sieghaft hatte die Morgensonne bald nach ihrem Aufstieg die silbergrauen Nebel des Flußgeländes durchbrochen: trillernd grüßten sie, immer höher steigend, die Lerchen.

Schon lange hatte in dem von hohen Mauern und geschlossenen Toren rings umhegten Palasthof die große Menge der geladenen Jagdgäste sich geschart: die edeln

Rosse stampften und scharrten, ungeduldig des Aufbruchs, die klugen, „Wild gehrenden“ Hunde jeder Art, von den mächtigen „Bären-Stellern“ zu den schlanken „Hirschjägern“ und den schwimmkundigen „Bieberern“ und „Otterern“ gaben hell Geläut und zerrten die jungen Meutewärter vorwärts gegen die Tore hin. Zahlreich saßen schon im Sattel die Großen des Palastes, Kronvassen, Grafen: aber auch gar mancher Bischof, mancher Abt, den von dem kanonischen Jagdverbot ein höherer Amtsbruder entbunden hatte: oder wohl auch die eigene fröhliche Weidlust. Diener, Jäger jeder Jugend, jedes Alters füllten den Hof; zumal auch die Falkner, auf silberner, aber mit weichem Wolltuch überzogener Stange die noch gekappten edeln Jagdvögel tragend, den Wanderfalk von Island oder den scharfen Blaufuß von dem flandrischen Falkenwert: schrill gellte der den Kampfruf hervor.

Plötzlich schmetterten in das Wiehern und Scharren der Rosse, das Gebell der Rüden, das Schwatzen und Lachen der Jäger hinein zwei hallende Hornstöße von der obersten Stufe, der Balustrade der Porphyrtreppe des Hauptgebäudes: auf flogen von innen die Flügel der Doppeltür: über die Schwelle trat eine gewaltige Heldengestalt, um Hauptes Länge alle überragend: Herr Karl. Freundlich grüßend schritt er die Stufen hinab: da verstummte alles, auch der Hengste Gewieher und der Rüden Gebell. Hinter ihm drein wogte aus dem Innern des Palastes eine blendende Fülle von jugendlicher Schönheit: Herrn Karls wunderherrliche Töchter, die schönsten Mädchen — so rühmte man — in seinem weiten Reich, gefolgt von ganzen Scharen edler Jungfrauen, die auch — denn die Herrinnen hatten ja keinen Vergleich zu scheuen — aus den hübschesten Adelstöchtern am Hofe gekoren wurden: so huldreich wie vornehm dankten sie den jungen Palatinen,

die ihnen, die Stalldiener zurückdrängend, eifrig die Hände unter die Sohlen hielten und ihnen so auf den Rücken der Pferde halfen, welche sie, wie Männer reitend, kräftig mit den Schenkeln umspannten. Herr Karl aber schwang sich ohne Hilfe auf den starken friesischen Eisenschimmel, der ihn mit freudigem Wiehern begrüßte, hob die Rechte, rief laut schallend: „Hallhà, Hallhà!“, das Tor des Palastes drehte sich in seinen schweren Angeln und hinaus ins Freie brauste der laute, farbenprächtige, der freudige Zug.

II.

Nicht als Jäger, nur als Begleiter des Jagdzugs hatten sich angeschlossen zwei Geistliche, welche die eigne Gewandung und die Ehrerbietung des Gefolges als hohe Kirchenfürsten erkennen ließen. Nur den Anfang des Rittes machten sie mit auf ihren Maultieren: als die Sonne höher stieg, bogen sie im Eingang des Waldes links ab zur Seite in einen schattigen Talgrund, wo an dem Ufer eines silberhellen Baches die achteckigen Zelte von buntgestreiftem Linnen aufgeschlagen waren: hier sollte nach vollendetem Weidgang das Jagdmahl die Zurückkehrenden erwarten.

Der eine, der Dunkelhaarige, Schlanke, ließ sich von den Reitdienern aus dem Sattel helfen, der Blonde, Breitbrustige wies die diensteifrigen Hände zurück und schwang sich, trotz seines reifen Alters und der weißen Haare, leicht auf die Erde: „Nein,“ lachte er, „alleweile reicht's noch vom Eselsrücken herab: vor kurzem war's auch vom Kampfhengst herunter nicht zu hoch. — Kommt nun, ehrwürdiger

Bruder, — dorthin, in das zweite Zelt. In dem wollen wir die Rückkehr des Herrn Kaisers abwarten. Einstweilen kann ich Euch, Bruder Theodulf, gar manches, nach dem Ihr fragtet, beantworten, — vertraulicher hier, als in dem Palast, wo zehn horchen, wann einer spricht. — So, herein in das Zelt! Da ist ein Faltestuhl für Euch — ich, alter Jäger, sitze lieber auf des Herrgotts grünem Waldmoos." Damit ließ er sich auf den weichen Rasen niedergleiten. „Nun, ihr Akoluthen, geht nur. Macht, daß ihr hinauskommt. Und draußen, — nicht horchen! Ihr hört durch die Wände, aber ich sehe durch sie."

Als nun die Bischöfe allein waren, rief der ältere mit herzgewinnender Stimme, während die frischen blauen Augen freundlich auf den Genossen leuchteten: „Willikumm, Herr Theodulf! Mögt Ihr alles hier am Hofe finden, was Ihr sucht."

Der Begrüßte, dessen dunkle Farben, feingeschnittene Züge und zierliche Gliedmaßen Beimischung romanischen Blutes bezeugten, antwortete der bajuvarischen Ansprache auf Lateinisch: „O Herr Arno, schon hab' ich unsagbar mehr hier gefunden als ich gesucht. Ich bin geblendet von all' dem Glanze des Palastes. Aber am meisten doch . . ." — „Von ihm, von Herrn Karl! Ja, den muß man erst gewöhnen," nickte Bischof Arno. — „Aber wie kommt's, daß Ihr erst jetzt den Hof aufsucht, doch lange schon dem Kaiser wert?" — „Ich fand viel Arbeit vor in meinem Bistum Orleans: geistliche und — weltliche! Diese hat mir des Kaisers eigner Sohn, Herr Ludwig, gar leidig gemehrt." — „Da steht Ihr nicht allein," lachte der Bischof. „Aber neben der vorgefundenen und aufgedrängten Arbeit macht Ihr Euch selbst viel andere — im Dienst der Musen: man rühmt Euch den ersten ‚Poeta' der Zeit."

Der Belobte winkte ab mit der kleinen, feinen Hand und lächelte: „Und wär' es wahr, — so wär's recht wenig. Was sind wir alle, selbst Abt Angilbert, gegen Vergil!" — „Das laßt nur nicht Freund Alkuin hören," lachte der Bajuvare. „Der ist mir fast allzu fromm geworden, er bereut all' die Zeit, die er auf diese sündigen Heiden gewendet." -- „Nun, ich bereue sie nicht. — Es mag in meinem halb römischen Blute liegen." — „Ihr seid doch Gote?" — „Ja, von der Schwertseite! Aber... eine alte Sage unsres Hauses nennt flüsternd meinen Ahn Roderich, den letzten Gotenkönig, und meine Ahnfrau Domina Cava, die schöne Römerin." — „Oh ich weiß! Man singt noch manch Lied von dieser heißen Liebe. Sie war so heiß, sie konnte die geistliche Segnung gar nicht abwarten. Der junge Gotenkönig pflückte sie gar rasch, die schönste Blüte von Toledo." — „Mag sein: 's war Sünde, schwere Sünde! Vielleicht aber rührt daher des späten Enkels Freude an, — wie sag' ich nur? — am Glanz des Schönen!" — „Hm," lächelte Herr Arno, „die Freude daran hätten andere Leute wohl auch. Aber Ihr könnt dieses Teufelszeug, das man schön nennt, nicht nur genießen, — auch selbst schaffen." — „Ach, schlecht! — Aber mich daran berauschen, — ja! Ein fruchtreiches Tal, lachend im Sonnenschein, ein Heiligenbild auf Goldgrund am Rand einer Handschrift, der Bau Herrn Karls — und Einharts! — an der Marienkapelle dort neben dem Palast, der Klang der römischen Orgel darin: — sie entzücken mich. Aber auch — wovon ich anhob! — der Glanz, die Lebenspracht an diesem Hof! Wie sie da aufbrachen zur Jagd, die Mädchen, die Männer, Herrn Karls herrliche Töchter, ihre Jungfrauen, die Palatine, ihre Tracht, die prachtvollen Rosse, die . . ." — „Ja, ja," schmunzelte der Bayer, „'s ist schön. ‚Argschön,' sagt man bei uns

an der Salzach. Manchmal zu schön, murren manche Leute." — „Kann etwas auf Erden auch zu schön sein?" — „Ei, das kommt darauf an. Ich kann viel davon vertragen, — andre nicht. Da ist König Ludwig . . ." — „So? Nun im Vertrauen: gerade gegen den zu klagen und wie er waltet in seinem Aquitanien, — deshalb kam ich her. Wir haben Güter dort: er sollte doch einsehen, daß Thron und Reich beruhen auf den kleinen Freien, die sein weiser Vater schützt: er aber unterdrückt unsere Freibauern, verschenkt sie als Eigene an . . ." — „An seine Schmeichler und Aussauger. Auch hier am Hof: da ist der Abt Castinus . . ., nun, findet sie selbst heraus. Ich mag sie nicht angeben. Aber König Ludwig und seinen Nächsten, rat' ich, deckt sie nicht auf, Eure Freude an dem ‚Schönen', wie Ihr sagt, an sündiger Weltlust, wie jene schelten. Und leider! muß man zugeben: an diesem Hof geht's manchmal allzu — nun, man darf schon sagen: allzu lustig zu. Habt Ihr schön Rothtrud gesehen, des Kaisers älteste Tochter, auf ihrem Rappen und an ihrer Seite den Grafen Rorich von Maine?" — „Ja! Welch prächtig Reiterpaar!" — „Und auch sonst ein Paar! — Und Bertha, die blonde, üppige, des Vaters stolzes Ebenbild?"

Theodulf nickte freudig: „Und an ihrer Linken Abt Angilbert von Saint Riquier. Sie sprach so geheim zu ihm von Sattel zu Sattel, als wollte sie ihm beichten!" — „Nicht nötig!" lachte Herr Arno. „Er kennt ihre süßesten — nein, wohl ihre einzigen — Sünden: er hat sie mitgesündet." — „Ei, ei!" — „Und was sagt der Herr Kaiser hierzu?" — „Nichts sagt er! Verheiraten will er seine schönen Töchter nicht und sie hergeben, weil er — wie Ihr, Herr Poeta! — sich gern an ihrem Glanze sonnt. Und die Wahrheit ist: es fehlt seit dem Tode von Frau

Hildigard, — des einzigen Weibes, das er wahrhaft geliebt! — den Mädchen die Mutter, dem Palast die Zucht der Hausfrau. So treiben es denn Pfalzfräulein und Palatine so, — nun so unbefangen, daß die heilige Mutter Kirche ihre beiden sonst so scharfen Augen zudrücken muß: denn mit ihrem größten, aber etwas eigenwilligen Sohne darf sie's nicht verderben. Ich, ich sag' ihm wohl zuweilen die Wahrheit, aber mit mehr Zorn als Erfolg. So läßt er's am Hofe gehen wie es geht. Und es geht recht lustig! Denn dem Beispiel der Töchter — Herr Karl sieht an ihnen nur die Schönheit! — folgen gar viele ihrer Edelmädchen. So daß König Ludwig — der ist nun wieder allzufreudenfeindlich! — ein Kapitular durchsetzte beim Kaiser, ..." — „Ah, ich weiß: ‚über die Zucht im Palaste‘."

„... Wonach ein Palastfräulein, das, unverlobt, geheimen Verkehrs überführt wird mit einem Geliebten, auf Lebenszeit ins Kloster wandert, dem all ihr Gut verfällt, wie der Buhle vermöncht wird. Da ging laut Wehklagen durch unsre Palast-Täublein! Gar manches Kloster aber freut sich vielmehr der holden Sünderinnen als der Unsträflichen und segnet das Kapitular und Herrn Ludwig."

Bischof Theodulf zuckte die Achseln. „Ja freilich, Poesie und Unzucht sind zweierlei. — Aber sagt, ist es wahr, daß König Ludwig von seinem Vater verlangt hat, der solle die alten Sagen ins Feuer werfen, die er sorgfältig hat aufzeichnen und sammeln lassen?" — „Ja, verlangt hat er's einmal. Aber er tut's gewiß nicht wieder! Herrn Karls Zorn zweimal reizen, — das wagt nicht der eigne Sohn. Und ohnehin ist wenig Liebe lebendig zwischen Vater und Sohn: allzugroß und stark ist jener, allzuklein und schwach dieser. Er hat kein Mark. Er läßt sich leiten, ohne Leitung kann er nicht einen Schritt gehen.

Ein Glück, daß der Himmel Herrn Karl zwei andere Ehe-Söhne gegeben hat ..." — „Den gleichnamigen, Karl, den tapfern, und Pippin, den klugen Feldherrn," nickte Theodulf. — „Wehe dem Reiche, stürben sie vor dem Kaiser." — „So schwer wird uns der Herr nicht strafen! Ich kenne den Sohn Karl gut: er pflegte im Herbst bei uns an der milden Loire der Wunden, die er im Sommer bei seinem Sieg über eine Slavenhorde in Böhmen davongetragen: Eure Nachbarn sind's, Herr Bajuvare: die Tschechen." — „Verschlage sie der Donner, die Viehdiebe, die stumpfnasigen!" rief Herr Arno zornig. Dann bekreuzte er sich und sprach: „Heiliger Hrudpert, bitt' für mich! — Verzeiht auch Ihr mir Sünde und Ärgernis, Herr Amtsbruder!" — Aber der lachte und fuhr fort: „Der Wunde hatte bei sich einen jungen Helden, den liebte und lobte er gar sehr." — „Ja, ja," nickte der Bischof von Salzburg, „den Grafen Heertrost von Verdun!" — „Ein junger Adler! Der war auch getroffen worden von einer Wurfkeule jener Räuber, als er den Kaisersohn mit seinem Leibe deckte und ihm den schwankenden Sieg erkämpfen half. Herzlich dankte ihm der junge Karl und er liebt ihn wie einen Bruder." — „Wohl wärmer als — Herrn Ludwig! Ist auch leichter." — „Und reich dankte dem Helden der Vater, gab ihm in jungen Jahren — gleich nach jenem Sieg — die Grafschaft und die Feste von Verdun! Ich meine, ich sah ihn unter den Jägern?" — „Ja, neben einer vielschönen Jungfrau . . . Aber horch! Vom Rhein her tönen die Hörner! Die Weidgäste kommen zurück. Wenigstens die Frühesten! Auf, ihnen entgegen!"

III.

Während, wie Bischof Arno richtig erkannte, die meisten Jägerinnen und Jäger die Zelte aufsuchten, fehlten doch gar manche, die Jagdeifer oder Verirrung vom gebahnten Wege noch fern hielten. Zu diesen zählte wohl auch ein junges Paar, das sich mit ganz erstaunlichem Fleiße der edeln Falkonierung hingegeben hatte. Gar bald, nachdem man sich den Altwässern des Rheines genähert hatte, in denen Reiher und andere Stelzer und Wasservögel in Menge fischten, hatte ein gar stattlicher junger Palatin, den Fürstin Bertha mit schalkhaftem Lächeln eine ihrer Pfalzjungfrauen „zu behüten“ beauftragt hatte, dem Falkenträger den Jagdvogel abgenommen und ihn wie alle Begleiter an die Zelte zurückgeschickt.

Der Weg an die besten Reiherstände führte in das dichteste Ufergebüsch, wo Erlen und Weiden in undurchdringbares Schilf übergingen, zuweilen auf der Landseite überragt von uralten Eichen. Eine gute Strecke vom verschwindenden Pfad ab rheinwärts trabten noch der weiße Zelter der Jungfrau und das Braunroß des Reiters: nun waren beide ganz von Busch und Baum umhegt: nichts regte sich: nur aus dem Uferschilf klang herüber der melodische Ruf des scheuen Rohrsängers. — — Da hielt der Reiter beide Pferde an und nach einem langen, vorsichtig spähenden Blick nach rückwärts sprang er ab, setzte den bekappten Falken auf das Moos, warf seinen dunkelgrünen Jägermantel über ihn und eilte stürmisch zurück an die Seite des weißen Paßgängers: hier ließ er sich auf ein Knie nieder und hob beide Arme zu der Reiterin empor, die sich anmutig, aber sehr scheu, zu ihm niederneigte, daß

die Wellen des blonden Haares aus dem blauen Seidenband ihrer Stirn zu ihm herabfluteten.

„Endlich!“ flüsterte er hinauf. „Endlich allein, Milta! Nun laß uns — einmal! — zum Abschluß kommen. Wie lang ersehn' ich diesen Augenblick! Die Merker, die Späher im Palast sind ja überall. Noch immer harr' ich auf dein letztes, dein bindendes Wort. Deinen Muntwalt hoff' ich zu gewinnen: freilich wann? Siech liegt der Alte im fernen Bordeaux. Aber was kümmern und was helfen mich alle Muntwalte des Frankenreiches! Dein Ja, dich muß ich gewinnen! Und so bitte ich dich und frag' ich dich, Milta: . . . ich darf ja wohl hoffen, du bist mir — ein klein wenig! — gut. Aber ist es dir todesernst wie mir? Was auch kommen, hemmen, drohen mag, willst du dich mir verloben? Jetzt — in dieser Stunde — im Angesicht von Gottes heller Sonne? Bist du meine Braut vor Gott von Stund an? Soll's auch dein Muntwalt hören? O sprich, sprich! Laß mich nicht qualvoll harren! Die Stunde drängt: wir müssen zurück! O sprich!“ Und er sprang auf und schlang die beiden Arme um den schlanken Leib. — Da beugte sich das schöne Mädchen noch tiefer herab und drückte leise, ganz leise einen Kuß auf seine Stirn: „Ja,“ flüsterte sie, „Heertrost, mein Trautgesell, dein bin ich, dir anverlobt vor Gott und seiner Sonne.“ — Nun bog er ihr Haupt herab und küßte sie dreimal auf den Mund: „Verlobt und verbunden für immerdar,“ sprach er feierlich.

„Horch! Was war das?“ rief sie, erschrocken sich aufrichtend. „Dort — bei der Eiche . . . der Donarseiche — nein, Sankt Hubertuseiche muß man jetzt sagen.“ — „Jawohl, ein Fußtritt . . . es knackt in den Zweigen,“ sprach Heertrost scharf hinblickend. „Aber es war nur ein Hirsch . . . ein weißer, sieh . . . da bricht er flüchtig

durch die Weiden." — „Nun komm, rasch zurück," mahnte Milta. „Noch dürfen sie nichts merken, bis du meinen Muntwalt . . ." — „Wohl! Aber wann, wo seh' ich dich wieder? Und allein?"

Einen Augenblick sann sie nach: dann sprach sie: „Ja, manches ist noch zu bereden: du mußt zu meinem Muntwalt eilen, mußt ihm einen Brief meines Vaters geben: — ich hab' in der Truhe im Palast einen Brief, darin er — kurz vor seinem Tod — meinen Ehebund mit dir ihm empfahl. Deshalb — den Brief muß ich dir geben, — muß es . . . für einmal! . . . heimlich sein. Dann nie wieder!" — „Schon recht! Aber wann, wann?" — „Nächsten Sonntag Nacht hab' ich in dem Saal vor dem Schlafgemach der Fürstin Bertha die Nachtruhe . . ." — „Nun, aber die Fürstin?" — Da lächelte die Jungfrau und errötete ein wenig: „Sie wird uns in jener Nacht erst ganz spät stören. Sie . . . sie betet dann in Abt Angilberts Kapelle." — „Gott geb' ihr lange Andacht!" lächelte Heertrost. „Noch einen Kuß! Nun komm, Herr Falke: leicht war heut' dein Beizwerk." Und er hob den Mantel, warf ihn über die Schultern, setzte den Vogel mit dessen „Händen" auf die rechte Faust, sprang in den Sattel und eilfertig sprengten beide auf dem kaum wahrnehmbaren Pfad durch das Weidengebüsch auf die Jagdstraße zurück.

Alles war still an dem Ort des glücklichen Verlöbnisses: der Rohrsänger sang noch immer fort: und jetzt freute sich hoch in den Lüften auch eine trillernde Lerche der Sache. Auch einsam schien es hier. Aber es schien nur so. Nachdem der Hufschlag der beiden Pferde verklungen war, trat hinter dem breiten Stamm der Eiche ein Mann hervor: der nickte leise vor sich hin mit dem Haupt. Dann folgte er langsam den eilenden Rossen.

IV.

Nachdem das Weidmahl in den Zelten beendet war, setzte sich der ganze Zug der Reiter und Fußgänger wieder in Bewegung und kehrte nach Aachen in das Palatium zurück.

Offenbar absichtlich verlangsamte den Schritt seines reichgeschirrten, mit Purpurquasten am Kopfe geschmückten Maultieres ein höherer Geistlicher, den seine Ordenstracht als Abt eines Benediktiner-Klosters, das glänzende Schwarz der Augen aber und des Haares, sowie die olivenbraune Hautfarbe als Romanen aus Südgallien erkennen ließen. Seinen Rittgenossen, der auf mächtigem Rapphengst rascher vorwärts drängte, haschte er jetzt mit der Rechten an dem braunen Jägermantel und bedeutete ihm mit kaum merklich gehobenem Finger, die nächsten Berittenen vorüber und voraus zu lassen. Bald zählten sie so zu den letzten des Zuges, der nun aus dem Jagdwald hervor- auf die alte, noch gut erhaltene Römerstraße von Düren nach Aachen gelangte. Der Abt sah vorsichtig zurück: dann begann er: „Hier kann niemand horchen, wie in der Pfalz. Und Geheimnis ist notwendig, soll's gelingen. Freund Wintrio aus Schwabenland, getreuer und eisenfester Schirmvogt nicht meines Klosters, nein, Sankt Severins selbst . . .“

Bei diesem Namen schlug der waffenklirrende, hünenhafte Reiter ein ungefüges Kreuz über den breiten Ringpanzer der Brust und sprach andächtig: „Der möge mir im Jenseit vergelten, was ich alles diesseit des Grabes für ihn getan — 's ist recht viel! — und noch tun werde mit Schwert und Speer, gibt er mir recht langes Leben. Amen.“ — „Das wird er sicher tun: die Heiligen sind weder vergeßlich noch undankbar.“ — „Dafür sind's

Heilige," brummte der Riese in seinen breiten, rotbraunen Bart. „Wäre auch ganz abscheulich — gar nicht heilig! — von ihnen, wollten sie — beispielshalber! — vergessen, wie ich die frechen Seeräuber, die Araber, aus Sankt Severins Weingärten an der Garonne vorigen Herbst vertrieb. Noch schmerzt der Pfeilschuß — mit heidnischem Widerhaken! — in der Hüfte." — „Die Wunde wird Euch reich vergolten, — noch im Diesseits." — „Ist mir auch lieber. Denn was ich drüben eigentlich verlangen soll, — unter all den Seraphen und dem Harfenzupfen — das ist mir wie ein Nebel auf dem Bodensee." — „Man wird das für Euch wählen." — „So? Wenn's mir dann nur taugt!" — „Aber nun merkt auf! Was ich Euch neulich zuraunte als Vermutung, — heute ward mir's gewiß. Die beiden — sie lieben sich, in sündiger weltlicher Liebe." — „Hm, kann's ihnen nicht verdenken, allen beiden. Der Bub' ist frisch und das Maidle, — na, ich wär' ihm auch nicht feind, Herr Abt Castinus." — „Mag Euch Sankt Severin solch' sündige Wallung vergeben! Was kümmert seinen Klostervogt ein hübsches Lärvlein? Wollt Ihr die reichen Güter dieser Damicella dem Heiligen als Allod und — merkt fein auf! — Euch selbst als Vogteigut gewinnen? Wollt Ihr? Oder soll der Bräutigam all' das unter ihrem Kopfkissen finden am Morgen nach der Hochzeit?" — „Ist mir schon lieber, der Heilige und ich teilen uns darein. Sind prachtvolle Jagdwälder — kenne sie ja! — wimmeln von Rot- und Schwarz-Wild. Und der Wein auf den sonnigen Hügeln der Garonne — whiff!" Er schnalzte mit der Zunge und strich die bärtigen Lippen. — „Und obenein — hinterher auf Sankt Severins Fürbitte — die ewige Seligkeit." — „Ja . . ., aber die eilt nicht." — „Nun, die Fürbitte könnt' Ihr brauchen, mein' ich, tapferer Vogt. Küssen sonder Ehering, jagen

am heiligen Sonntag, saufen und fluchen an allen Tagen, ein bischen Totschlag aus Jähzorn . . ." — „Hört auf!" bat der Starke gar kläglich. „Ich weiß das ja: alles! Und noch mehr!" — „Nun also! Helft, die beiden überführen: dann verfällt — nach dem neuen Kapitular — das ganze Erbe des schuldigen Pfalzfräuleins dem monasterium loci . . ." — „Was ist das für ein Ding?" — „Dem jenen Gütern nächst gelegenen Kloster." — „Ah, und das sind wir: Vogt Wintrio, Abt Castinus und . . ." fügte er ganz erschrocken bei . . . „vor allem Sankt Severinus von Bordeaux." — „Aber dazu müßt Ihr wachen und sie greifen auf handhafter Tat. Ich habe ja — leider! — jede Nacht Klausurzwang in dem Flügel der Priesterwohnungen des Palastes. Euer Hospitium aber — eine Fügung Gottes! — liegt gerade gegenüber den Schlafkammern der Fürstinnen und ihrer Pfalzjungfrauen. In einer der nächsten Nächte wird — ich glaube des sicher zu sein! — der Tauber einfliegen bei dem schmucken Täublein: er muß aber auch wieder zurück: dann stellt Ihr ihn mitten in dem Pfalzhof, mit Gerüfte, so laut wie möglich. Und ich klage dann, gestützt auf Euer Zeugnis, vor dem Hofgericht."

Verdrießlich fuhr der Hüne mit den Knöcheln der Rechten quer über die breite Stirn und strich die aus dem Jagdhut hereinhängenden Haare zur Seite: „Oh je! Ein schlecht Geschäft für meines Vaters Sohn! Ich tauge besser zum Dreinschlagen als zum Auflauern. Auch bin ich schlafsam. Bleibt der Tauber lange beim Täublein, — leicht fallen mir darüber die schweren Augen zu."

Ungeduldig grollte der Abt: „Wollt Ihr die Weingüter verschlafen? Und die ewige Seligkeit dazu und Sankt Severins Gnade, dem Ihr sein Recht verschnarcht? Gut: Dann muß ich einen andern! . . . Herr Karl ersetzt gar

geschwind Vögte, deren Eifer einschläft." — „Neina, nein! Seid doch nicht gleich so scharf wie Wespenstachel. Ich will's ja tun! Nur betet, daß mich der heilige Geist — oder auch sonst irgend jemand — wach erhält. Zumal Sankt Severin! Der kann doch auch mal was tun für sein Kloster. Ist doch nur ein ganz schwach Wunderlein für einen so starken Heiligen. — Aber nun: Trab! Sonst trinken sie uns das Beste vorweg vom Nacht-Trunk in der Pfalz. Trab!"

V.

Am folgenden Morgen brach Herr Karl auf aus dem Palast und begab sich mit kleinem Gefolge nach . . .? Ja, das wußte niemand zu Aachen. Er liebte es, gleich seinem Freund Harun Arraschid, plötzlich, überraschend, bald hier, bald dort in seinem Reich aufzutauchen und, sein eigener Königsbote, sich von den Zuständen in den Provinzen, von der Verwaltung zu unterrichten durch Augenschein. Auch nahm er gern fern von Aachen und dem Hof die Berichte seiner Sendboten aus entlegenen Marken entgegen, deren Anklagen dann den Ungewarnten auf dem Reichstag plötzlich vorzuhalten. So erfuhr auch diesmal niemand zu Aachen Ziel oder Dauer der Reise. Zu seiner Vertretung im Palast hatte er den einzigen anwesenden seiner drei Söhne bestellt, König Ludwig, der aus seinem Aquitanien herbeigerufen war, sich gegen mancherlei Anklagen seiner Untertanen zu verteidigen.

Das Erste, was der Sohn nach dem Abritt des Vaters tat, war, daß er die für die nächsten Tage geplanten Feste absagte und seinen Schwestern mündlich empfahl, während

der Abwesenheit des Kaisers sich still in ihren Gemächern zu halten, diese nur behufs geistlicher Übungen in den Kapellen des Palastes zu verlassen.

Nach dieser Ansprache warf die stolze Rothtrud das reich flutende rotbraune Haar in den Nacken und blitzte ihn an mit zornigen Augen: „Mir hat Alexander Zacharias, der weise Arzt, befohlen, jeden Tag ein paar Stunden zu reiten: wohl zur Bändigung meines Blutes," lachte sie: „Mein comes stabuli hat vom Vater den Auftrag, mich dabei treulich zu begleiten. Kommt rasch, Herr Graf von Maine! Die Gäule wiehern und scharren ungeduldig im Hof. Auf und davon, zu Roß und zu Feld! Wer will uns einholen? Ihr nicht, Herr Bruder!"

Die hochbusige Bertha, des Vaters Ebenbild im blonden wellig rieselnden Haar sah dem Erzürnten, der die schmalen Lippen kniff und der ungestüm hinaus Rauschenden in ohnmächtiger Erbitterung nachschaute, spöttisch lächelnd in das fahle, schon so früh faltenreiche Gesicht, machte ihm eine zierliche Verbeugung und lächelte fein: „Gestrenger, beinah' heiliger Herr Bruder, König und Gebieter! Du weißt, dein Wunsch ist mir Befehl. Ich wollte nur Sonntags meine Andachts-Übungen mit dem ehrwürdigen Abt von St. Riquier betreiben: aber nun, gehorsam deiner Mahnung, will ich, solang der Vater fern, den frommen Abt jeden Abend in seiner Hauskapelle aufsuchen." Und mit seltsam seligem Lächeln schlüpfte sie hinaus.

Heftig fuhr Herr Ludwig auf und runzelte die Stirn: „Wartet nur," raunte er heiser, „ihr kecken Katzen. Sobald er die Augen geschlossen, der Alte, der euch maßlos verzog, wandert ihr mir flugs ins Kloster. Alle! Aber der Alte . . . sie sagen's alle: er ist ja viel jugendlicher als ich! Es dauert lange . . . Wer weiß, wie lange noch? . . ." Da erschrak er über seinen eigenen häßlichen

Gedanken, schlug mit der Hand ein Kreuz über die schmale Brust und flüsterte: „Ach, das vierte Gebot! Sankte Martine! Vergiß, vergib. Ich schenke dir die drei Höfe der Krone zwischen Tours und Loire, die du jüngst im Traumgesicht von mir begehrt. Sie seien dein! Aber vergib, vergib!“

VI.

Die Nacht des Sonntags war herangekommen. Der fast gefüllte Mond flutete durch leichtes Gewölk und verbreitete sein mildes Licht auf den geräumigen, rings ummauerten Hinterhof des Palastes. Eintönig goß der mächtige, in ein braunes Marmorbecken mündende Brunnen in der Mitte des weiten Vierecks, das auf drei Seiten gewölbte Bogengänge umgürteten: auf der vierten, der Südseite, ward die Hofmauer in der Mitte unterbrochen durch eine eiserne Gitterpforte, die in den stundenlangen parkähnlichen Garten führte, dessen hohe Baumwipfel, dichtes Niedergebüsch überragend, ihre Schatten über die Mauer bis auf das Hofpflaster warfen. Und mit dem Mondlicht und mit dem Wipfelschatten drang aus dem Garten auch herein das heiß werbende Lied der Nachtigallen: liebevoll schützte ihre Nester Herr Karl, scharf ahndete er die Nachstellung: „mein Pfalzfriede muß auch die Pfalzvöglein decken,“ meinte er. Aber sonst war alles still: nur Bronnenrauschen und Nachtigallenlied. Denn es ging gegen Mitternacht: schon ziemlich lange war es, daß der Wart des „Uhrturms“ elf Schläge getan mit dem Schlägel von Cedernholz auf ein kunstvoll getriebenes bauchiges Bronze-Becken arabischer Arbeit: — ein Geschenk Haruns „für den großen Sultan

des Abendlandes". Nach elf Uhr mußte gemäß Herrn Ludwigs neuestem Pfalzgebot alles Leben ruhen in diesen weiten Bauten: auch die meisten Öllämplein in den zahlreichen Gemächern erloschen: nur in den Kapellen glimmte fort „das ewige Licht".

So war es auch dunkel in der Kammer, wo Vogt Wintrio einsam Wache hielt: er hatte gar nicht Licht gemacht an dem schönen Mai-Abend: „Herr Mond," hatte er zu sich gesprochen, als er bei Einbruch der vollen Dunkelheit sich hinter dem dicken Pfeiler des einzigen Fensters auf einen weichen, breiten Stuhl gleiten ließ, „Herr Mond zeigt mir deutlich genug den ganzen Hof und die Tür, die da drüben in den Bau der Edeljungfrauen führt. Und — ein Stockwerk über dem Erdgeschoß — ein gewisses schmales Fenster. Man braucht da drüben nicht zu merken, daß hier üben jemand so merksam wacht. Ja, ja: ‚wachsamem Wächter hilft der Himmel', 's ist ein gut alt Wort." So lobte er sich selbst, behaglich sich reckend. Dann griff er nach dem Silberhumpen, der neben dem Stuhl auf niederem Marmortischlein stand und schenkte ihn voll aus der hohen ehernen Amphora daneben: es war nicht das erste Mal! Verächtlich schob er zur Seite einen mächtigen irdenen Henkelkrug auf dem Estrich: „Brr! Eitel elend Quellwasser! Der übernüchterne Aquitanier trinkt nur „gemischt" und meint, schwäbische Männer sind auch so kastinisch und kasteilich. Wäre Schade um den köstlichen Tropfen, den dunkelroten, fast schwarzen. ‚Von der Garonne!' ließ er bedeutungsvoll sagen durch den Akoluthen, der den Trank brachte. Er will mir die Rebgüter dort im Süden durch die Gaumenprobe empfehlen, mich zur Wachsamkeit zu mahnen. Nun, soll nicht dran fehlen! Zwar eigentlich," gähnte er, „warum mein heiliger Abt wohl darauf besteht, ich soll den guten Buben erst bei

seinem Rückgang abfangen? Es wäre doch viel heiliger, ich ließe ihn gar nicht erst hinein zu dem süßen Jungfräulein. Und dann brauchte ich nicht so widernatürlich lang wach zu bleiben. Denn ist er einmal drin, wird's ihm nicht eben eilen mit dem Scheiden. Ah, der beneidenswerte Schlingel."

Damit lehnte er das schwere Haupt zurück an die Lehne des Stuhls. Und abermals gähnte er: „Gähnen darfst du, Wintrio, Guter, soviel du willst. Aber nur nicht . . . einschlafen. Bei Leibe nicht! Denn der Abt . . . und die Weingärten . . . und die Jagdwälder . . . und die ewige Seligkeit! . . . Ich bin ja auch ganz wach: das da ist mein Fenster . . . und das da drüben ist . . . Ich weiß noch alles . . . nur nicht einschl . . ."

VII.

Und der Mond stieg und stieg. Der Brunnen goß nach wie vor. Auch die Nachtigallen sangen noch: aber seltener. Da ward an dem Kammerfenster gegenüber dem Vogt eine schlanke Jünglingsgestalt sichtbar, die vorsichtig den ganzen Hof überblickte und sich dann rückwärts in das Gemach bog: „So muß ich wirklich schon fort? Wirklich? Du meinst, Fürstin Bertha kann jeden Augenblick zurückkommen? Daß die Pforte jetzt unten gesperrt ist? Bah, ich springe. Du meinst, wegen deines Muntwalts sei ja nun alles beredet? Ob ich auch deines Vaters Brief habe? Ja, hier im Gürtel. Nun sei alles in Ordnung? Nun ja, morgen reite ich ab nach Bordeaux, ach, zu langer Trennung. Und schon gehen? Kaum daß ich ein paar

Küßlein . . . Viele, meinst du? Ich hab' sie nicht gezählt. Ach Liebe heischt ganz Andres noch! Aber, ich gehe ja schon. Leb wohl, mein Lieb!" Ein Sausesprung von dem Fenster herab in den Hof: der Sprung war leicht, unhörbar: aber das Schwert! Klirrend fuhr dabei die schwere Klinge aus der Scheide und schlug hell tönend auf die Granitplatten des Pflasters. „Wehe!", klagte das Mädchen, sich weit aus dem Fenster beugend, „hast du dich verletzt?"

Aber statt der Antwort scholl da eine verschlafene Stimme aus dem Fenster gerade gegenüber: „Hei, hei, heio! Verfluchter Schlaf! Hineinschlüpfen sah ich ihn nicht — aber heraus! Und jetzt hab' ich ihn!" Und rascher als man dem Rundlichen zugetraut hätte, war er die wenigen Stufen hinab, zur Tür hinaus, schon stand er im Hof: „Halt! Halt Dieb! Diebio!" Damit lief er über das Viereck des Hofs dem Flüchtling nach, der, einen Augenblick niederknieend nach seinem Sprung, das Schwert aufgerafft hatte und nun eiligst der Gartentür zurannte: hier säumte er ganz kurz: dann riß er sie auf und war draußen verschwunden. Wohl war jetzt auch der Verfolger zur Stelle: mächtig riß er an der eisernen Türklinke: aber umsonst! Der Fliehende hatte flugs den Schlüssel von innen abgezogen und nun das Schloß von außen gesperrt. Voll Ingrimms rüttelnd an dem festen Eisen sah der Vogt, durch das Gitter spähend, einen Schatten in dem dichten Rainweidengebüsch draußen verschwinden. „Entwischt! Beim Bodensee! Aber ich sah ihn vor ihrem Fenster am Boden knieen und hörte sie zu ihm herunterrufen: ich kann's beschwören, Sankt Severin!"

VIII.

Früh am andern Morgen stand der Vogt vor seinem Abt in dessen »cubiculum« und erstattete Bericht über seine nächtliche Wache und Verfolgung — mit mancher Verschweigung. Mit schlauem, ein wenig schuldbewußtem Augenblinzeln trachtete er über seine Verschlafenheit hinwegzugleiten: — mit wenig Erfolg! Der seelenkundige Priester — und in diesem Fall war gar nicht viel Beichterfahrung vonnöten! — der, lebhaft erregt, in dem schmalen Gemach auf und niederging, warf, so oft er den Erzähler kreuzte, einen ärgerlichen, mehr als mißtrauischen Blick auf ihn. Endlich sprach er, kopfschüttelnd, hart vor ihm stehen bleibend: „Ich verstehe bloß nicht, — oder nur allzugut! — weshalb Ihr den Verführer nur herausspringen, nicht auch hineinschlüpfen saht?" Aber auf diese Frage hatte sich der wackere Vogt vorbereitet, so lang er — wieder! — wach war: so antwortete er ganz geschwind und keck: „Das kam, weil ich über etwas sehr scharf nachdachte —: vermutlich gerade bei seinem Einschlüpfen." — „Über was, wenn man fragen darf?" forschte Castinus mit einem spöttischen Zucken der Mundwinkel. — „Über die Tugenden eines guten Wächters. — Und übrigens — mit Verlaub! —, wenn ich beschwören kann, daß ich einen habe herauskommen sehen, wird das hohe Gericht wohl annehmen müssen, daß vorher einer hineingegangen war."

Das schien doch einleuchtend. Aber der Abt war nicht zufrieden: „Könnt Ihr — oder wollt Ihr! — also wirklich nicht beschwören, daß er — gerade der! — es war? Der Mond schien doch hell genug! Und dafür spricht, wie die Canones sagen, die »praesumtio«." — „Die Frechheit — denn das heißt doch das lateinische Wort? — geht

aber doch nicht so weit, daß ich einen Kerl, den ich nur im Rücken gesehen habe, im Gesicht soll erschaut haben. Ein Schwur ist kein Mausedreck — mit Achtung äbtlicher Würde zu sagen. Eitel schwören, — das tut meines Vaters Sohn nicht, heiliger Herr. Nicht für alle Rebgüter Galliens. — Obwohl jener Nachttrunk gar süffig war."

Der Abt machte Halt in seinem eifrigen Auf- und Niedergehen und sann nach. „Es wird reichen, sollt' ich meinen. Wenigstens vor Herrn Ludwig. Der ist mir gewogen: stets folgt er meinem Rat: (denn irgend eines Rat muß er nun einmal folgen!). Und er kann es nicht ausstehen, das weltliche Treiben seiner Schwestern und ihrer Pfalzfräulein. Dank den Heiligen, die Herrn Karl entführt haben — »a la buon' hora« sagt man bei uns an der Garonne. Aber Eile tut Not: das Pfalzgericht muß entschieden haben, bevor er zurück. Kommt sofort mit zu König Ludwig."

IX.

Noch bei klimmender Sonne — bevor sie die Mitte des Tages erstiegen — trat das Königsgericht zusammen. Seine Dingstätte war der andre, dem Pfalzgarten entgegengesetzte, der nördliche Hof des Palastes, der, erheblich größer, ebenfalls viereckig, wie der ganze umfangreiche Pfalzbau, von Mauern umhegt, durch sein Tor auf die große Hauptstraße in das Städtlein führte, das größtenteils aus zu dem Palast gehörigen Gebäuden, aus nur wenigen Privathäusern von Kaufleuten und unfreien Handwerkern bestand.

Zehn Stufen aus prachtvollem dalmatinischen Marmor führten zu der breiten Balustrade hinan, die sich vor den drei Eingangstüren des Hauptgebäudes von Osten nach Westen zog, ausgiebigen Raum gewährend für den Richterstuhl des Herrschers in der Mitte, gerade vor dem breiten Haupttor, während auf beiden Seiten daneben vor den schmäleren Türen rechts und links die mit weichen kostbaren Hüllen bedeckten Holzbänke für die Urteilfinder aufgestellt waren.

Zahlreiche geistliche und weltliche Große hatten sich schon eingefunden, zum Teil noch im Hof unten vor den Stufen hin und wieder wandelnd, zum Teil bereits ihre Plätze auf den Urteilbänken einnehmend oder suchend. Zu diesen zählten auch die Bischöfe von Salzburg und von Orleans.

„Seht," sprach jener, „gar rasch sollt Ihr selbst ein klein Gefecht erleben aus dem großen Kampf der widereinander flutenden Strömungen an diesem Hof: hier die allzuscharfe, mönchische Strenge und Herr Ludwig, — dort die allzuweltliche Lebensfreude und Herr Karl. Die Angeklagte — ist ein gar hold Geschöpf nicht wahr? Ich zeigte sie Euch auf dem Jagdritt. Und nicht leicht werd' ich Arges von ihr denken: ihr Vater, der wackere Seniskalk Audulf, war (neben Markgraf Roland, der bei Ronceval liegt) Herrn Karls liebster Held: man sagt, er habe dem Kaiser einmal das Leben gerettet dort in Sachsenland: das bleibt der Tochter unvergessen: denn der große Karl hat ein dankbares Herz! — Schlimm ist's für sie, daß nun Herr Ludwig ihr Richter." — „Nun, aber nicht er hat das Urteil zu finden, nur das Ding zu hegen. Das Urteil fällen *wir*. Und hart müßt' es kommen, bis ich hinter diesen reinen Zügen Unreines verhohlen glaubte. Bei allen drei Grazien und neun Musen . . —" —

„Das sind zwölf gute Eidhelferinnen," lächelte Arno. — „Als Ihr sie mir — als die Schönste nach den Karlstöchtern — zeigtet auf ihrem weißen Rößlein, da hat sie noch viel wärmer als dem Bischof von Orleans dem Poeta Theodulf gefallen."

Der Salzburger schüttelte das ehrwürdige Haupt: „Mir ist bang um das Mädchen! Was Habgier leisten kann — mönchische: die ist ärger als laienhafte — das wird geleistet gegen sie. Ich kenn' ihn, den Abt von Sankt Severin, diesen echten Welschen. Wenig — Gott verzeih' mir's! — lieb' ich ihn. Wäre die Schlanke nicht so reich, — nichts kümmerte ihn ihr Wandel bei Tag oder Nacht. Aber kommt nun! Setzen wir uns! Da wogt schon die Stufen hinan das Gedräng der palatinischen Urteiler, Laien und Priester. Da seht: — dort aus der rechten Pforte des Palastes schreitet Herr Baltfried, im weißen Bart, der greise Pfalzgraf, die vorbereitete Urkunde in der Hand und das große Siegel; aus der Linken da drüben Hitherius, der Archikapellan, mit seinem Schreibervolk, das ihm die Urnen mit den Kapitularien trägt. Nur Herr Ludwig fehlt noch: — er kommt zu spät, wie immer und überall. Wann ist der je zu rechter Zeit gekommen!" — „Wo steckt er?" — „In der Pfalzkapelle." — „Was treibt er dort? Er betet?" — „Ja, wie vor jedem Geschäft. Und das ist ja höchst wohlgetan. Aber dann rutscht er auf den Knieen alle Altarstufen ab und das ist — nun, aufhaltsam für die andern." — „Aber wo sind Ankläger, Angeklagte, Zeugen, Fürsprech?" — „Wartet nur! — Seht Ihr da unten rechts und links vom Haupttor, — dem Ausgang auf die Heerstraße — die beiden schmalen Türme . . .? Aber still! König Ludwig hat ausgekniet: er kommt."

Ein Trompetenstoß erklang aus dem Inneren des

Palastes: alle Bänke der Urteiler füllten sich nun rasch, rechts die der Geistlichen, links die der Laien. Jetzt öffnete sich das Mitteltor: Ludwig erschien in königlicher Tracht, mit starkem Gefolge von Geistlichen und Palastbeamten. Er schritt aus dem weitgeöffneten Doppeltor der Mitte, begrüßte die Versammlung mit flüchtigem, unstätem Blick und bestieg den Richterstuhl seines Vaters gerade vor dem Portal — mit unsicherem Schritt.

„Nur eine Sache," begann er klangloser Stimme, — „aber eine dringende und arge! — hat heute das Pfalzgericht zu entscheiden. Die üppig aufwuchernde Zuchtlosigkeit hier am Hof hat — wie euch allen bekannt — strenge geistliche und weltliche Gesetze notwendig gemacht. Aber die drohende Strafe hat nicht abgeschreckt. Der Vater aller Sünde" — hier bekreuzte er sich und gar manche in der Versammlung folgten seinem Beispiel — „läßt nicht ab, die Seelen — was sag' ich? — das Blut, die Sinne der Jugend zu entzünden und zu verführen. Wohlan, schwer wie die Schuld, soll auch die Strafe sein."

Unwillig flüsterte Bischof Theodulf seinem Nachbar in das Ohr: „Ist die Angeklagte denn schon überwiesen oder geständig und verurteilt? Der Richter wird ja zum Ankläger!" — „Geduld, Freund! 's ist so seine Art. Er muß geleitet sein — von irgend jemand! — Jetzt leitet ihn Castinus!"

„Führt den Ankläger, seinen Zeugen und die Angeklagte vor!" gebot der König. Je zwei Fronboten eilten rechts und links die Stufen der Palasttreppe hinab an die beiden Türmlein, erschlossen sie, führten die dort Harrenden heraus, die Marmorstiege herauf und wiesen dem Abt und dessen Vogt ihre Stellung zur Rechten, der tief verschleierten Milta zur Linken den Platz vor dem Richterstuhl an.

„Klage, Kläger!" sprach der König. — Castinus trat einen Schritt vor, erhob die Rechte und sprach feierlich: „Ich klage." — „Wer klagt?" fragte der Richter. — „Sankt Severin der Heilige, der da sitzet im Himmel zur Linken Gottes des Vaters neben den Heiligsten der Heiligen. Er klagt um sein eigen. Denn sein eigen ist das Kloster an der Garonnebrücke bei Bordeaux, sein eigen sind alle Rechte und Forderungen und Ansprüche des Klosters, dessen unwürdiger Vertreter ich bin, Castinus, des Castus Sohn aus Arcachon, kononisch gewählter Abt, aber nur durch der Heiligen Gnade, nicht kraft eigenen Verdienstes." — „Was verlangt der Heilige durch dich?" — „Das ganze Erbe und Eigen, Grundgut und Fahrgut des Palastfräuleins der Fürstin Bertha, Milta, Tochter weiland Herrn Audulfs des Seniskalks. Und außerdem verlangt ich, daß die Sünderin auf Lebenszeit eingeschlossen werde in dem Sankt Severin nächsten Nonnenkloster, dem der heiligen Cäsaria von Arles zu Bordeaux, als dessen Vertreter ich bestellt bin von der Äbtissin Angelika kraft dieser Vollmachtsurkunde. Hier, nehmt." — „Das Pfalzgericht kennt dich als Abt jenes Klosters. Und die Vollmacht ist — ich seh' es — richtig gesiegelt. — Aber auf welch' Gesetz berufst du dich?" — „Ihr kennt es gut, Herr König! Denn Ihr selbst, von frommen Priestern unterstützt, habt es auf dem widerstrebenden Reichstag zu Diedenhofen durchgekämpft." — „Jawohl," erläuterte leise Bischof Arno dem Goten, „gegen Herrn Karls Widerstand, bis er diesem gar arge Dinge vorgebracht." — „Nach diesem Kapitular über die Zucht im Palast," fuhr der Ankläger fort, „verfällt einer Palastjungfrau, deren Sündenschuld bewiesen . . ." — Da richtete sich die Verschleierte hoch auf. — „Vermögen dem diesen Gütern nächst gelegenen Mönchskloster: — dies aber ist das Sankt Severins —

und sie selbst wandert in das nächst gelegene Nonnenkloster, hier das der heiligen Cäsaria. Nun klage ich diese Milta dort, Audulfs Tochter, der Sündenschuld an." — „Und ihren Buhlen?" forschte Ludwig. — „Würde ich anklagen mit gleicher Klage und gleicher Strafheischung: — meinem — will ich sagen: Sankt Severins — Kloster würde er samt seinem Gut verfallen —, könnt' ich ihn vor dem Gericht überführen: aber stark, wie meine Vermutungen, meine Verdachtsgründe sind, — fern sei's, für den Heiligen ohne zwingenden Beweis zu klagen." — Erleichtert atmete das Mädchen hoch auf. — Ludwig bemerkte das: „Vielleicht," hob er weicheren Tones an, „entdeckt ihn uns ein Geständnis der Angeklagten: das würde unser Verfahren abkürzen und" — sprach er nachdrucksam, — „die Strafe erheblich mildern. Sprecht, Milta, des wackeren Vaters unselig Kind, seid Ihr schuldig oder unschuldig, sündig oder rein?"

Da schlug sie den Schleier zurück: auch die Männer, denen ihre Schönheit längst bekannt war, staunten über die Hoheit jungfräulicher Herrlichkeit, die jetzt ihre Züge verklärte: ein leiser Ausruf der Bewunderung hauchte durch die Reihen, als sie, die Linke auf den Busen legend, die Rechte hoch erhebend Herrn Ludwig fest in die Augen sah und mit lauter Stimme sprach: „Bei Gott, ich bin rein." — „Das sieht jeder, der nicht blind," meinte Bischof Theodulf zu dem Salzburger. Der aber hob sich vom Sitz und rief: „Herr König, gebt mir Urlaub zum Wort." Unwillig wandte sich Ludwig ihm zu und nickte schweigend Willfährde. „Ich muß den Gang des Rechtes schelten, Herr Richter. Die Angeklagte ist uferfränkischen Stammes: so lebt sie nach uferfränkischem Recht. Dies Recht fordert, — und Euer Vater will's streng gewahrt wissen: Herrn Karls Recht ist sein Ruhm, noch mehr Herrn Karls

Schwert! — daß ein Weib nicht ohne Fürsprech vor Gericht erscheinen darf. Nun ist der Muntwalt dieser Jungfrau — ja, Jungfrau, Herr Abt, spart Euer Hohnlachen bis zum Beweis der Schuld! — ihr Muntwalt ist der greise Bischof Benedictus von Bordeaux, der gelähmt auf dem Siechbett liegt seit lange: der Herr Kaiser, so mildherzig wie großherzig, hat längst beschlossen, ihr einen anderen Muntwalt zu bestellen: er sprach mir wiederholt davon. Doch ist's — meines Wissens — bis heute nicht geschehen. Wohlan: nicht soll die Unschuld Fürsprechs darben am Hof Herrn Karls. Und findet sich kein anderer, will ich selbst . . ."

Da zog Milta rasch aus dem Gürtel ein klein versiegelt Pergament: „Verzeiht, hochehrwürdiger, gütevoller Herr. Tief dank' ich Euch! — Doch schickte mir meine Herrin, Fürstin Bertha, heute früh in meine Haft dies Breve: ich soll es erst hier öffnen und verlesen, wann es meinen Fürsprech zu benennen gilt: sie selber, meine Gebieterin, wählt ihn — so ließ sie sagen — für mich." — „Das ist ihr gutes Recht nach Pfalzgebrauch, da der Herr Kaiser fern," sprach Bischof Arno und setzte sich. — „Öffnet denn und lest," gebot Ludwig ungehalten.

Milta erbrach das Siegel und las: „Mein gestrenger Herr Bruder! Dicht hinter deinem Richterstuhl hängt jener Glockenstrang, an dem jeder ziehen darf, bei Nacht wie Tag, der Recht sucht bei Herrn Karl. Das dankbare Volk raunt, sogar ein armer Wurm, eine Blindschleiche, deren Nest eine Giftkröte eingenommen, habe dereinst sich um diesen Glockenstrang geschlungen und ihn gezogen, während unser Vater gerade beim Nachtmahl den Becher zur Lippe hob: nicht trank er, bis er dem Blindwurm zu seinem Rechte verholfen und die giftige Kröte zertreten. Ich, des Kaisers Tochter, ziehe jetzt an diesem Strang und

heische Recht, Herrn Karls Recht. Scheue den Vater, kehrt er heim." Ludwig griff hastig mit der Rechten in die Armlehne seines Richterstuhls. Milta fuhr fort zu lesen: „Ich ernenne kraft meines Rechtes zu meiner Jungfrau Fürsprech . . ." Da stockte sie, erbleichte und wankte. — „Nun, wen?" fragte Ludwig gespannt. — „Den . . . den —" mit Lispeln nur und leise kam's heraus — „den Grafen Heertrost von Verdun." — „Ah, das ist aber stark!" lachte ein lauter Mund: er war des Vogtes. — „Schamlos! Frech!" zischte der Abt. — „Je nun," meinte der Vogt, immer noch lachend, „die Fürstin weiß ja nicht, wer's war." — „Gewiß weiß sie's!" kam's giftig zurück. — „Nun, dann denkt sie, — und mit Recht! — den geht's am nächsten an."

X.

Noch hatte sich das Gesurre der halb verhaltenen Stimmen der Urteiler auf den Bänken nicht gelegt, da begann im Hof am Fuße der Freitreppe, unter den jüngern Männern, die, den Umstand bildend, zunächst nicht urteilten, lebhafte Bewegung: einer aus ihrer Mitte drängte die Stufen hinan. Widerwillig begann der König: „Ja, das ist ihr Recht — ihr bedenklich Pfalzrecht! — über ihre Mädchen. Wir wollen dafür sorgen, — nächstens! — daß es abgeschafft wird." — „Aber noch gilt es!" rief Bischof Arno ungeduldig. — Unfreundlich streifte ihn Ludwigs Blick: „Wartet, hochwürdiger Herr, bis der Richter Euer Richtwort frägt. Also der Graf von Verdun! Er weilte am Hof noch gestern. Fronboten, geht und

ladet ihn." — „Nicht nötig!" rief da eine frische Stimme. „Hier steht er." Und die letzten Stufen hinauf sprang aus jenem durcheinanderwogenden Knäuel eine hohe Jünglingsgestalt, vom Wirbel bis zur Sohle gewaffnet, ohne Mantel: kein Stück der nächtlichen Kleidung trug er: in nichts glich er jenem Flüchtling im Mondschein. Als er auf der obersten Stufe — gleich hoch mit Milta — erschien, flogen die Blicke unter Helm und Stirnbinde suchend einander zu: nur zwei Blicke: aber zuversichtlich hob jetzt das Mädchen das Haupt.

„Eia, Herr Graf! Schon vor dem Gericht?" forschte der König mißtrauisch. „Wer hat Euch — vor uns! — hierher berufen?" — „Die Fürstin Bertha." — „Konnt' mir's denken! Ihr übernehmt die Fürsprache?" — „Und alles, was sie bringt." — „Nun, er hat alle Ursach'," meinte Herr Wintrio.

„Wohlan," — so wandte sich der Richter an den Abt — „Kläger, deine Klage haben wir gehört. Die Angeklagte dürfte nun durch Unschuldseid mit Eidhilfe sich reinigen: denn sie ist frei, und war — bisher! — unbescholten. Allein du hast mir gegenüber behauptet, sie sei auf frischer Tat gesehen und die Tat sei mit Gerüfte verfolgt. Beharrst du darauf vor dem Gericht?" — „Jawohl!" — „Wer hat die Tat gesehen? Wer Gerüfte erhoben? Du selbst?" — „Nein. Aber dieser freie, unbescholtene, pfalzkundige Mann: Herr Wintrio, der Vogt meines Klosters."

Aller Augen wandten sich auf den, wie er auf den Ruf des Richters vor diesen trat: allerlei Urteile wurden laut: spöttische Zweifel an seiner Schlauheit, Anerkennung seiner Geradheit, Bewunderung seiner kriegerischen Manneskraft. — „Ja, ja," meinte lobend auch Herr Theodulf, „bei der letzten Landung der arabischen Seeräuber — da, im Süd-

westen bei Narbonne, — hat er allein, obwohl pfeilwund, vier erschlagen, die sich auf ihn warfen." — „Kenn' ihn. 's ist ein starker Schwab — vom Bodensee, aus Buchhorn im Linzgau: sind die Gröbsten. Und Stärksten. Möchte lieber mit dem großen Bergbären von Gastein — den wir immer noch nicht haben! — ringen als mit dem," bestätigte der Salzburger.

„So sprecht, Herr Vogt," mahnte der König. „Aber bedenkt wohl, Ihr müßt jedes Wort vertreten: mit Eurem Eid oder . . ." — „Mit meinem Schwert," schloß der Hüne ruhig. „Schon all' recht. — Also: diese Nacht wachte ich: bei . . . bei einem guten Trunk: aber: ich wachte! — an meinem Fenster, das auf den Gartenhof blickt. Es war heller Mondenschein. Da sprang ein Mann im Mantel aus dem Fenster dieses — sehr schönen — Kindes. Das heißt: den Sprung selbst sah ich nicht: aber er kniete im Hof vor ihrem Fenster und sie, sich weit herausbiegend, rief: ‚Wehe, hast du dich verletzt?' Er raffte vom Boden etwas auf — wohl eine entglittene Waffe — und eilte auf die Gartenpforte zu. Ich folgte ihm auf der Ferse — mit dem Diebesgerüste —: denn ich dachte, er habe der Jungfrau was gestohlen . . ." — Hier hielt er, verschmitzt lächelnd, inne. — „Elender!" rief Heertrost und griff ans Schwert. — Aber Wintrio fürchtete sich nicht und fuhr, immer noch lächelnd, fort: „Er war dünner und leichter, deshalb rascher als ich: so kam er vor mir an und durch das Gartengittertor, das er hinter sich verschloß." — „Wer war's?" forschte Ludwig eifrig. — Herr Wintrio wiegte das breite Haupt auf den breiten Schultern hin und her: „Ja, wer war's? Ist leicht gefragt, schwer gesagt! Ich hab' ihn nicht von Angesicht gesehen. Und die Gestalt barg der Mantel. Ich hab' meine starke Vermutung. Aber, beim Bodensee, ich

muß ja nachher schwören. Und ein Schwur ist . . ." Hier traf ihn ein warnender Blick des Abtes. „Nun, kein Mummenscherz, wollen wir höfisch sagen. — Aber ich rief, ich schrie ‚Diebio'· die Leute liefen aus dem Palast in den Hof zusammen: so klag' ich auf Gerüfte. Leugnet das schöne Geschöpflein das Gerüfte?" — „Das kann die Angeklagte nicht: es ist pfalzkundig," fiel der Richter zuvorkommend ein. „Ich hab' es selbst gehört in meinem Betgemach. ich wachte dort und las in Lactantius, da schlug das Geschrei an mein Ohr, viele Palatine liefen auf dem Hof zusammen. So ist sie durch Zeugnis dieses Unbescholtenen überführt und durch Gerüfte und so . . ." — „Ich bitt' um Urlaub des Wortes," sprach Bischof Theodulf, sich erhebend. „Zeugnis auch wackeren Mannes mag niedergelegt werden durch — Kampf." — „Jawohl," rief Heertrost freudig, einen Schritt vortretend. „Und da der Jungfrau Muntwalt geistlich und siech, ist der Kampf des Fürsprechs Recht und Pflicht. Ich heische Kampfgericht."

„Komm nur an, du junges Hähnlein," brummte Herr Wintrio und blies wie weiland Gott Donar in seinen breit wallenden roten Bart, „mit der nackten Hand zerdrück' ich dir die Gurgel."

Aber Castinus der Abt war nicht zufrieden mit diesem Gang der Sache. Er schien des Sieges des Hünen nicht so sicher wie dieser: so ließ er in der Eile alle Möglichkeiten einer anderen Wendung des Gerichtsverfahrens durch seine Gedanken ziehen, während Miltas Blicke angstvoll auf der schlanken, jugendlichen Gestalt des Geliebten verweilten. Der aber fuhr fort: „Dieser Jungfrau Reinheit ist bestritten von Wintrio, dem Vogt: ich aber, Heertrost, Graf von Verdun, des Herzogs Heerwart Sohn, ziehe ihre Reinheit an mein Schwert und heische — nochmal!

— Kampfgericht." — Unwillig sprach König Ludwig: „Wenig erfreut mich solcher Kampfgang. Er hat heidnischen Schmack: fromme Christen, wie Bischof Agobard von Lyon, lehren, das heißt Gott versuchen. Aber noch ist's nicht verboten in dem Reich der Franken. So frag' ich alle Urteiler des Pfalzgerichts: wie dünket euch um diesen Kampf, den der Fürsprech heischet?"

Da erhoben sich alle von den Bänken und alle Laien und fast auch alle Geistliche sprachen feierlich: „Recht ist nach dem Recht der Franken, daß hier Kampf gekämpft werde." — „Also im Namen Gottes und der Heiligen: — Kampf! Ihr Fronboten, entwappnet beide Kämpfer. Denn, ich glaube — wie ich euch beide kenne — Lohnkämpfer wollt ihr nicht mieten?" — „Nein!" riefen aus einem Mund die beiden Gegner, banden die Helme ab, reichten sie den Fronboten und halfen diesen bei dem Abschnallen der Brünnen und der Schwertgurte. Milta aber erbleichte.

„Herr Hadamer, Herzog von Brakbant," fuhr Ludwig fort, „Euch als Marifkalk übertrag' ich des Kampfes Hegung: besser als ich kennt Ihr solch blutig Werk." — Da erhob sich von dem ersten Platz auf der vordersten Bank zur Linken eine mächtige Heldengestalt im eisengrauen Haar und Bart, klirrend in seinen Waffen, neigte sich dem König und sprach dann mit lauter Stimme, des dröhnenden Befehlworts in der Heerschar gewohnt: „So heg' ich das Kampfding. Herbei, ihr Wigwarte. Verteilt mir Sonne, Saub und Wind da unten im Hofe. Und reicht den beiden Kämpen zwei Frankenschwerte, gleich lang, gleich breit, gleich scharf: zwei Lindenschilde, gleich hoch, gleich breit, gleich dick: dort, in der Kammer der Kampfwaffen, — in dem Torturm — liegen sie bereit. Und meßt ihnen den Schrittraum ab da unten auf dem Pflaster des Hofes

— ich werd' euch dabei helfen." — Und er schritt die Stufen hinab.

Da sprach der König: „Milta, Ihr habt den Kampf mit anzusehn. Es ist Euer Recht." — Da erhob sie flehend beide Hände mit dem Schleier gegen den Richterstuhl: „Nein, nein! Sein Blut ... kein Blut soll fließen um meinetwillen. Ich will gern ins Kloster gehn und als mein Erbe soll ..." — „Wie?" rief da Heertrost in flammendem Zorn. „Und der Palast und alles Volk der Franken soll Euch für schuldig halten? Mißtraut Ihr meinem Arm? Nicht Ihr habt, ich, an Eures Muntwalts Statt, ich, Euer Fürsprech, habe zu wählen. Und ich wähle den Kampf." Und hastig ergriff er den Knauf des scheidelosen Langschwerts, das ihm der Kampfwart reichte. — „Eilt's Euch so heiß, zu sterben?" sprach drüben der Riese, in aller Ruhe den starken Arm durch den Oberriemen des ihm dargebotnen Schildes zwängend.

Nun maß der Mariskalk unten im Hofraum — gerade vor dem Richterstuhl oben — drei lange Schritte zur Rechten, drei zur Linken ab, stellte an beiden Enden je einen der Lanzenträger, der »satellites«, des Palastes, befahl ihnen, ihre Speere quer vor sich zu halten, weiteres Zurückweichen zu verwehren und rief: „Herbei zum Kampf vor Gott und seiner Sonne! Wer hinter diese Speere weicht, ist sieglos. Nun drauf, und Gott schütze das Recht!"

Schon wandten sich die beiden Kämpfer der Freitreppe zu, hinabzusteigen, da rief der Abt ein schrilles „Halt!" das beide fesselte. „Herr Richter," fuhr er fort, hoch die hagere Gestalt aufrichtend und dicht vor Ludwigs Stuhl tretend, „ich schelte nicht Euer Urteil auf Kampf: ich stimmte dafür, wie fast alle. Allein ich schelte die Kampffrage. Nicht wegen Jungfrauschaft oder Sündenfall dieses Mädchens hab' ich geklagt: was zwischen ihr und ihrem

Gast geschehn in jener Mond- und Nachtigallen-Nacht —: (schwerlich freilich haben sie nur ihr Schlafgebet zusammen verrichten wollen!), das weiß die heilige Jungfrau, der Unkeuschheit Rächerin: nicht wir wissen darum, nicht ich, der Ankläger, nicht mein Zeuge — (— eher vielleicht der Herr Fürsprech! —). Aber das ist auch ganz gleichgültig! Denn was sagt das Kapitular, aus dem ich klage? Hört!" Er zog ein Pergamentblatt aus der Sutane.

„Das nimmt er wohl mit ins Bett?" grollte Bischof Arno.

Castinus aber las mit scharf betonender Stimme: „Capitulum sieben: wenn eine Pfalzjungfrau nächtlicherweile Besuch eines Mannes (ausgenommen die vor ihrem Muntwalt verlobte Braut den Bräutigam) ohne Zeugen in ihrem Gemach empfängt, dann soll sie" — und so weiter, wie gerichtbekannt. Das also, — der nächtliche Besuch ohne Zeugen — das allein ist der Rechtsgrund meiner Klage und das Erfordernis des Vergehens. Nicht um Verführung, nicht um Sündenfall handelt es sich, junger Herr Fürsprech: nur darum, ob ein Mann Nachts allein bei ihr war. Nun merkt wohl auf: wollt Ihr das leugnen? Wollt Ihr dagegen kämpfen?"

Gewaltig war die Wirkung dieser Worte. Theodulf und Arno erschraken: ebenso die vielen Laien, die dem schönen Mädchen Neigung oder dem jungen Helden Freundschaft trugen: aber des Abtes Genossen winkten einander verständnisfreudig zu. Wintrio ließ den Schild fast ganz vom linken Arme gleiten: gleichmütig sprach er: „nun kommt's doch nicht zum Schädelspalten: denn so frech ist niemand, zu leugnen, was ich gesehn."

Milta war tief erschrocken: sie hüllte sich dicht in ihren Schleier: sie wankte: sie stützte sich auf die Marmorbrüstung der Balustrade. Aber durch Heertrosts Hirn und Herz

flutete in diesen qualvollen Augenblicken ein wirrer Widerstreit, eine wilde Sturmflut von Gedanken und Gefühlen. Sein erster Antrieb war gewesen, allen Rechtsstreit aufzugeben, Milta zu ergreifen und mit ihr, Schwert in Faust, aus dem Hof sich durchzudrängen, durchzuschlagen: schon dachte er an sein rasches Roß im nahen Pferdestall, an das Davonjagen, Milta vorn im Sattel . . . aber gleich ließ er den wahnsinnigen Einfall fahren: einer gegen ein paar hundert! Dann faßte ihn die Verzweiflung. Aber nein! Nein! Er konnte nicht der Geliebten entsagen, ihr jung blühend Leben dem Kloster preisgeben. Nun wollte er sich dem König zu Füßen werfen, alles gestehen, Miltas Reinheit nochmal beschwören, des Richters Gnade anflehn: heiß bewegt forschte er in Ludwigs Antlitz: aber da sah er in diese kalten seelenlosen Augen, mit dem mitleidbaren Ausdruck, sah in diese von Glaubenswahn verzerrten Züge: — ach, hier war Gnade nicht zu finden für jugendlich wallendes Blut, für Liebe, für Wagnis und Abenteuer!

Jetzt ließ er die Blicke auf die Ankläger schweifen: er sah das überlegene siegbewußte Hohnlächeln des Abtes, er sah, er hörte das rohe, gröbsten Verdacht bekundende Lachen des Vogtes: — — da schoß ihm der feurige Zorn, der Mannestrotz blutheiß ins Gehirn, alles andre verglühend: nur eins konnte er noch fühlen, denken, wollen: ‚niederschlagen muß ich diesen frechen Vogt.‘ „Wohlan, Herr König," rief er, zitternd vor Zorn, „auch in dieser Wendung bestreite ich die Anklage. Ich kämpfe gegen sie. Kommt — lacht nicht! beim Strahl, das Lachen soll Euch vergehen. Kommt, Vogt Wintrio." Und mit zwei Sätzen sprang er sausend die Stufen hinab auf den abgesteckten Kampfplatz.

So hörte er nicht das leise Bitten Miltas unter ihrem

Schleier hervor: „O Geliebter, halt! Halt ein! Du willst Gott versuchen! Du mußt ja erliegen!" Aber der Jüngling, bis zum Wahnsinn entflammt, hörte, dachte das nicht: dachte nicht an ein Gottesurteil in dem Kampf, nur an den Kampf selbst: „Kommt doch endlich, Herr Wintrio," schrie er von unten herauf, drohend das Schwert reckend.

Groß war der Eindruck dieser neuen Wendung auf alle: zu Gunsten des Paares schlug die Stimmung bei den allermeisten um: sie glaubten nicht an die Möglichkeit, der Graf, den sie als wacker kannten und ehrten, könne gegen besser Wissen den Kampf aufnehmen, auch wenn sie wie viele gerade in ihm den Nachtgast, obzwar in aller Ehrbarkeit, vermutet hatten: jetzt glaubten sie das nicht mehr, meinten vielmehr, er bestreite jenen Nachtbesuch in bestem Glauben. Tief bekümmert flüsterte Arno dem Goten zu: „Der Unselige! Das ist der Wahnsinn, den ihr ‚Poetae' Liebe nennt." — „So glaubt Ihr, er war's selbst? Frevelhaft! Arg frevelhaft! Aber er glaubt vielleicht nicht an eine Offenbarung Gottes im Gerichtskampf, so wenig wie unser gelehrter Bruder Agobard. Und auch ich meine, Gott versuchen ist . . ." — „Da seht, Wintrio steigt behäbig die Stufen hinab, schmunzelnd, als ging's zu einem Weingelag. Jetzt ist er unten." — „Die Fronboten weisen beiden ihre Standorte an." — „Jetzt neigen sie sich dem König." — „Schon hebt der Mariskalk . . . halt, der Abt, was schreit er?"

Schreiend in der Tat durchdrang dessen schriller Ruf das Gesurre der vielen halb verhaltenen Stimmen, in welchen die Erregung der Urteiler nach Ausdruck suchte. „Halt, haltet noch, ihr Kämpfer. Höre mich, Herr König und Richter. Das Weltliche, das Kampfliche hat der Mariskalk genau nach dem weltlichen Kampfrecht gewiesen. Allein noch fehlt ein geistlich Erfordernis der heiligen

Kirche: ohne das wäre der Kampf freyle Sünde." — „Was fehlt denn noch?" rief Heertrost ungestüm, den Arm senkend, den er schon zu grimmem Streich erhoben. — „Ja, was fehlt denn noch?" fragte auch der König Ludwig. Alles harrte gespannt der Antwort.

„Der Eid!" sprach Castinus mit drohender Stimme. — „Der Eid? Welcher Eid?" forschte der Richter. — „Der Eid jedes der beiden Kämpfer, daß er an die Wahrheit seiner Behauptung glaube. Ist's nicht also, Herr Pfalzgraf Baltfried, Ihr, der Ihr ergraut seid in der Rechtfindung dieses Königshofs? Sprecht, ich heische Recht und Rechtweisung!" — „So ist's bei Gott dem Herrn, dem Richter auf dem höchsten Stuhl," sprach der alte Held, mit dem Haupte nickend, daß der Silberbart auf die Brünne flutete. — „Ich wußt' es ja!" fuhr der Ankläger sieggewiß fort: „So wird Vogt Wintrio schwören, daß er in gutem Glauben die Anklage mit dem Schwerte führt, Graf Heertrost aber wird schwören, daß er nicht weiß und nichts glaubt von jenem Nachtbesuch bei Milta. Ist's nicht so, Herr Pfalzgraf?" — „So ist's, bei Gott dem Herrn. Das ist das Recht der Franken." — „Wohlan," sprach der König, „so bringt sie herbei aus der Kirche des Palastes, die höchsten Heiligtümer des Reiches: die Cappa Sankt Martins und das Holz vom Kreuze Christi und die Blutstropfen . . ."

„Nein, nein! Bringt sie nicht! Ich schwöre nicht falsch! 's ist wahr! 's ist alles wahr! Ich selber war bei ihr!" schrie da eine verzweifelte Stimme und wie vom Blitz getroffen stürzte Heertrost bewußtlos auf das Antlitz nieder. Ein herzzerreißend Stöhnen rang sich aus Miltas Brust: „Ja, ja. Es ist wahr! Und ich, ich bin sein Verderben!" Und sie bedeckte beide Augen mit den Händen. Die Fronboten hoben den Ohnmächtigen auf und legten ihn auf

die unterste Stufe, den Rücken gegen die vorletzte gelehnt. — Wintrio, in all' seiner Derbheit doch erschüttert, warf Schwert und Schild zur Erde und brummte: „Das war ein Gottesurteil: da braucht's keine Hiebe mehr. Fast tun sie mir leid, die jungen Kinde!" — König Ludwig aber sprach: „Ein seltsam Geschlecht, unsre Franken! Kämpfen wollte der Kecke auch mit schlechtem Gewissen, — aber das Schwören scheute er doch! — Wohl: geständiger Mund spart Beweis. Gestandene Schuld — von beiden gestanden — steht fest im Gericht. Und nicht minder — nach den klaren Worten des Kapitulars! — die Strafe: nicht schwer zu finden ist sie, und zu verlesen aus dem Gesetz gemäß der Klagheischung des ehrwürdigen Herrn Abtes. Aber nicht nach einer Abschrift erkennen wir: Archicapellanus Hitherius, holt die Urschrift aus dem Palastarchiv und verlest daraus nochmal das siebente Kapitel, 's ist zwar überflüssig," schloß er, das glatt geschorne Kinn selbstgefällig streichelnd, „ich weiß das ganze Kapitular auswendig: hab ich's doch selbst ersonnen und geschrieben." — „Ich hab' es gleich mitgebracht," erwiderte der Alte. „Hatte mir doch der Kläger mitgeteilt, aus welchem Gesetz er klage. Hier ist die Urschrift." Und er öffnete den gewölbten Deckel einer der hohen doppelhenkeligen Bronze-Urnen, die zu seinen Füßen standen, beugte sich vor und griff hinein mit suchender Hand: — — — aber plötzlich hielt er inne und richtete sich, aufhorchend, empor.

Ebenso lauschten gespannt alle Anwesenden: von der Straße her, die draußen längs der Hofmauer nach der Stadt führte, scholl der laute Hufschlag eines Reiterzugs, der nun hart vor dem geschlossenen Hoftor hielt. Hell schmetterten vor dem Tore drei schallende, stolze Trompetenfanfaren.

XI.

„Der Kaiserruf!" sprach, erwachend aus seiner Betäubung, Heertrost und sprang flugs auf die Füße. — „Ja . . . der Kaiser!" wiederholte Ludwig und räumte, verschüchtert, den Richterstuhl. — „Der Kaiser! Kaiser Karl zurück!" so brauste es durch die Reihen. — „Das ist ein Hoffnungsstrahl!" meinte Theodulf.

Aber Arno zuckte die Achseln: „Ich wüßt' nicht, wie!" — „Auch nicht im Weg der Gnade?" — „Nein! — Im Zorn über die freilich schlimmen Dinge, die ihm der Sohn zur Begründung seines Gesetzantrags zugetragen, hat Herr Karl geschworen, in solchen Fällen nie mehr begnadigen zu wollen. Bei Sankt Denis hat er's geschworen." — „Dann: — armes Liebespaar! Wie gern hülf' ich ihnen! Ovid würde..." — „Ja, in Eurer Fabelwelt! Doch wir sind hier im harten Reich der harten Franken. Da . . . horch!"

Geräuschvoll sprangen die beiden Flügel des starken Tores nach innen auf: man sah des Kaisers eisengrauen Hengst, das mächtige Tier: der vornehme Comes stabuli selbst führte es ab. Und schon eilte Herr Karl in den Hof, lebhaften, ja ungestümen Schrittes: die Gefolgen vermochten kaum, ihm nachzukommen, wie er den weiten Raum durchmaß. Schon stürmte er die Stufen der Treppe hinan, der Mantel, der doch lang und schwer, sauste bei der raschen Bewegung: über sein Antlitz aber flammte jenes helle Rot, das seinen unheildrohenden Zorn verkündete. Mit einem raschen Blick umfaßte er Heertrost, der schon vor ihm die Stufen hinaufgeflogen war und sich neben Milta gestellt hatte, ihre Rechte fassend, während sie das Haupt auf seine Schulter neigte, wie eine vom Hagel gestreifte Blume.

Aber nun traf — in längerem Verweilen — das blitzende Auge den Sohn, der nicht ohne Scheu neben dem leeren Richterstuhl stand, während die Urteiler sich wieder auf den Bänken niederließen. Wenig Freude hatte der Vater von je an dem so ungleich gearteten Sohn: — das wußten Palast und Reich schon lange: aber selten doch ließ er seine Mißbilligung so offen hervorbrechen wie jetzt. Er warf sich auf den Stuhl, daß der dröhnte, und rief mit lauter Stimme: „Was für Dummheiten gehen hier vor? Wenig zufrieden, Herr Sohn, bin ich mit all' Eurem Walten. Wie draußen in Eurem Königreich Aquitanien — allzufrüh hab' ich's Euch anvertraut! — so hier! Ja, ja, in Aquitanien. Ihr denkt, ich kann nicht dort gewesen, so fern im Süden, in den wenigen Tagen? Aber Aquitanien war bei mir: das heißt meine treuesten Vasallen dort und meine Sendboten, die ich hingeschickt hatte. Wo ich war? In Lüttich. Die Villa dort zu untersuchen? Jawohl! Aber dorthin kamen auch — auf dem Wege hierher — von mir beschieden, Eure Ankläger und meine Sendboten. Bitter klagten über Euch die besten Leudes aus Aquitanien. Und jedes Wort bestätigten meine klugen Sendboten, der Seniskalk Alberich und Bischof Egino von Konstanz. Ihr habt die Krongüter dort zwischen Rhone, Tarn und Garonne vergeudet, verschleudert, mit beiden Händen an Eure Günstlinge und Schmeichler: — oder soll ich richtiger sagen, an Eure Leiter, bei denen Ihr in Gunst steht? Freie Bauern habt Ihr als Halbfreie, als Unfreie verschenkt. Begreift Ihr nicht, daß ein freier Bauer sein Gewicht in Gold wert ist für dieses Reich der Franken? Wisset denn: all' Eure Vergabungen aus Krongut in den letzten zwei Jahren hab' ich für nichtig erklärt." Da erbleichte der König, er fuhr zusammen, er wollte sprechen: „Diese Demütigung . . ."

„Schweigt! Sie war notwendig: erst das Reich, dann mein Sohn. Soll die Kaiserkrone zuletzt betteln gehen im eignen Land dort an dem Rhone? — Und hier! Was treibt Ihr hier für Sachen! Bei Sankt Denis, schlecht füllt Ihr an meiner Statt diesen Richterstuhl! Woher ich's weiß? Eia, meine Tochter Bertha — klüger ist sie — und mutiger dazu! — als mancher, der mit Schwerte geht — erfuhr oder erriet, daß ich heute zurückkehren würde von Lüttich: sie ritt mir entgegen: — gar prächtig sitzt sie zu Roß! — traf mich auf der Heerstraße bei Herlinghem, erzählte mir aus dem Sattel, was hier ins Werk gesetzt werde und sausend — der Zorn ist der beste Sporn! — flogen wir hierher. Gerade noch kam ich zu recht, — so scheint's! — bevor ‚Herrn Karls Recht' gebeugt wurde durch Falschurteil. Schweigt, Abt Castinus, ich weiß alles. Sei getrost, du junges Paar: es soll euch nichts geschehen Deinem Vater, Mädchen, Herrn Audulf, dank' ich's Leben dort in Sachsenland, in Frau Muthgards Hof: er war bis zum Tode getreu. Und dir, Heertrost, dank' ich das Leben meines besten Sohnes. Herr Archikapellan, her mit dem Gesetz. Habt Ihr's endlich gefunden? Was steht da? Könnt ihr alle nicht lesen? Von Vogt Wintrio verlang' ich's nicht: dafür kann der Schwab desto fester dreinschlagen! Aber der Kläger! ein Abt, und mein Herr Sohn, der Richter! Nun, Herr Abt, wenn Ihr denn durchaus reden müßt — sonst sprengt's Euch, scheint's — was wollt Ihr sagen?"

Da zeigte der Priester jenen Mut, wie ihn die „kämpfende Kirche" ihren begabtesten Söhnen anerzieht: den Mut, alle staatliche Macht nicht zu fürchten, vielmehr geheim im Herzen recht gründlich zu verachten. Und so trat dieser Abt dem flammenden Zorn des Allgefürchteten so kühl und kühn entgegen, wie in diesem Augenblick nicht

viele in dieser Versammlung von Kriegshelden würden gewagt haben: er neigte sich tief und sprach dann: „Ich vermag nicht, zu begreifen, von Gott gekrönter Kaiser, wie diesen beiden Schuldgeständigen geholfen werden mag, nachdem Ihr Begnadigung ausgeschlossen — unter Eurem Eide! Dieser Eid aber . . . .“ — „Wird gehalten,“ sprach Herr Karl ruhig, aber sehr grimmig, „auch ohne Eure Mahnung. Die beiden bedürfen der Gnade nicht: denn sie können nicht verurteilt werden. Horcht auf! Was steht da in Kapitel sieben? ‚Ausgenommen Bräutigam und Braut, die vor dem Muntwalt der Braut verlobt.‘“

Da ging eine Bewegung des Staunens durch die Menge, die sich freilich aus Scheu vor dem Herrscher nur in leisen Ausrufen hervorwagte: aber am meisten staunten Heertrost und Milta. — „Diese beiden aber *sind* Bräutigam und Braut. Wie? Was wollt Ihr einwenden, Herr Abt! Ausdauernd seid Ihr, das muß man sagen.“ — „Es gilt Sankt Severins Recht, nicht meinem, Herr Kaiser. Und der Fels, auf den der Herr Christus seine heilige Kirche gebaut hat, erbebt nicht vor dem Zorn der Mächtigen dieser Welt. Denn es steht geschrieben . . .“ — „Kürzt diese Predigt! Ich kenne sie. Von Rom her. Dort predigen sie's noch schärfer! Laßt die Pforten der Hölle: — passen nicht auf Kaiser Karl! Zur Sache!“ — „Wohl mag dieses Liebespärchen sich heimlich Liebe und Treue versprochen, sich also ‚verlobt‘ haben, wie die Leute sagen: aber ‚man verlobt sich nicht im Winkel‘, sagt Euer Frankenrecht. Und verlobten sie sich vor dem Muntwalt der Braut, mit dessen Zustimmung? Herr Kaiser, das glaubt Ihr selbst nicht! Ihr Muntwalt ist Bischof Benedictus: er ist fern von hier: alt und krank liegt er auf seinem Siechbett zu Bordeaux. Nicht vor ihm, nicht mit seiner Zustimmung . . .“ — „Er *war* ihr Muntwalt, du

rechtskluger Abt! Aber eben weil er fern und alt und siech, ist ihr vor kurzem ein andrer Muntwalt bestellt worden." Hoch auf horchte das Paar.

Aber der Abt gab nicht nach: „und von wem?" — „Von mir, wie sich von selbst versteht, dem Muntwalt aller, die des Muntwalts darben. Und vor diesem von mir bestellten Muntwalt haben die beiden erklärt: — gebt acht, ihr Kinder, ob ich's richtig wiederhole: — der Jüngling fragte: ‚Willst du, Milta, was auch kommen, was drohen, was hemmen mag, dich mir verloben, jetzt, in dieser Stunde, im Angesicht von Gottes heller Sonne? Bist du meine Braut vor Gott und Menschen von Stund an?' Sie aber antwortete: ‚Ja, dein bin ich, Heertrost, mein Trautgesell, deine Braut, dir anverlobt vor Gott und seiner Sonne.' ‚Verlobt und verbunden für immerdar,, schloß der Bräutigam. Und der Muntwalt stand dabei und stimmte zu — von ganzer Seele." — „Das war damals . . auf der Jagd," hauchte Milta, tief errötend. — „Im tiefsten Walde — vor der Donars-Eiche," flüsterte Heertrost: „Wir waren doch ganz allein! Kann er wirklich, wie das Volk raunt, hören und sehen in die Ferne?"

„Dann — mit Urlaub, Herr Kaiser," — stammelte der Ankläger, „nur noch eine Frage." — „Jetzt fragt, soviel Ihr wollt." — „Und wer, wer ist der Muntwalt, vor dem das geschah?" — „Das bin ich selbst. Vor mir ward das Verlobungswort gesprochen. Vor Sankt Hubertus Eiche, bei der ich pürschte auf einen weißen Hirsch. Und ich stimmte zu mit Freuden. Zu Ende ist das Gericht. Das ist Herrn Karls Recht."

Und er sprang auf vom Richterstuhl. Da warf sich das Paar ihm zu Füßen und küßte seine Hände.

Herzog Ernst von Schwaben

—•◆•—

Erzählung aus dem elften Jahrhundert

Motto: — »Ernestus, dux et decus Alamannorum«.
Necrologia St. Galli
ed. Dümmler et Wartmann p. 50.

Erstes Buch.

I.

Im Jahre eintausendvierundzwanzig vereinte das Pfingstfest ein paar geistliche Große in der Schwarzwald-Villa Eberhof des betagten Herzogs Ernst von Schwaben. In der weiten Halle des Mittelbaus stand in der Nische des einzigen großen offnen Rundbogens am Morgen des Pfingstsonntags ein Mann in reicher bischöflicher Tracht in vertrauter Zwiesprach mit einem erheblich Jüngeren im schwarzen Priestergewand, der ehrerbietig in das kluge, überlegen blickende Auge, in die feinen, scharf geschnittenen Züge des Ältern emporsah.

„Versäume nicht," begann dieser, „die Briefe, die ich dir diktiert, — wenigstens die drei in Geheimschrift — durch verläßige Boten heute noch abzusenden." — „Heute, bischöfliche Gnaden? An so hohem Feiertag? Da sind Botenfronden nicht zu verlangen. Ja, verboten." — „Ich entbinde vom Verbot und bezahle die Ritte: dann sind es nicht Fronden. Es eilt, kann wenigstens eilen. Die Nachrichten von Kaiser Heinrich lassen dessen baldigen Heimgang erwarten. Vorher müssen alle Gutgesinnten sich über die Nachfolge verständigt haben. Das kostet Zeit und Mühe. Drum eile, mein Gozelo."

Der Priester verneigte sich, dann begann er leise, nach-

dem er vorsichtig zum Fenster hinausgespäht, „mein hoher Hirt, ist eine Frage verstattet?“ — „Frage. Ich kann mir denken . . .“ — „Wohlan: weshalb habt Ihr nicht zum Nachfolger . . .?“ — „Unsern Hausherrn hier ausersehn, nicht wahr?“ — „Allerdings. Denn — nicht mir steht ein Urteil zu in solchen Dingen! — alle, aber auch alle Eure geistlichen Amtsbrüder, Herr Erzbischof, und fast auch alle Fürsten, stimmen überein in dem hohen Lob des alten Ernst, wie sie sagen: ihn loben seine dankbaren Bauern, seine Kirchen und Klöster, tapfer, aber friedfertig, gerecht, aber mild, weise, aber nicht arglistig, treu verlässig! . . .“ — „Hör' auf,“ der Erzbischof winkte mit der Hand und eine Falte zog sich zusammen auf der stolzen Stirn. „Man könnte neidisch werden. Du ahnst nicht, Freund Gozelo, wie jedes deiner Worte ihm schadet.“ — „Schadet!? Sind's doch Worte höchsten Lobes.“ — „Eben deshalb! Du hast ganz recht: ohne Zweifel einstimmig würde der Schwabenherzog gewählt, würde er aufgestellt oder stellte er sich selbst auf — woran sein schlichter Sinn nicht denkt. Gerade darum ist er nicht der König, den ich — vielmehr die heilige Kirche und zumal das Erzstift von Sankt Bonifacius — brauchen kann.“ — „Ich verstehe nicht!“ — „Merk' auf, aber schweige. Seid klug wie die Schlangen, mahnt der Herr. Wohlan! Ernst würde die Krone nur sich selber danken, keinem zu Vergelt verpflichtet sein. Der künftige König aber soll seine Krone mir verdanken — d. h. der heiligen Kirche. Und teuer, wahrlich — soll er sie bezahlen: nicht mir, nicht dem sündigen Menschen Aribo, sondern der Kirche und dem Erzstift Mainz.“

Der Priester staunte ihn an: „Ihr seid ein Meister der Gedanken. Und nicht bloß der geistlichen. — Und Ihr glaubt, er fügt sich Eurem Wahlkandidaten?“ — „Ohne

Zweifel — der Vater. Anders — vielleicht — der Sohn." — „Der junge Ernst? Ja, ‚Herr Hastemut' nennt ihn das Volk. Er ist gar feurig, gar ungestüm." — „Auch ‚Herr Hochgemut' könnte er heißen. Der Hitzkopf will gar hoch hinaus. Königs= und Kaiserkronen hängen dem Ehrgeizigen nicht zu hoch. Aber es hat gute Wege mit seinem Flug, solange der Vater lebt und ihn bändigt. Er liebt den Alten heiß und folgt ihm blind. So hat es keine Gefahr. Aber still — man kommt. Fort! besorge die Briefe."

II.

Aus dem Innern des Hauses trat nun Hand in Hand ein Paar: eine durch blendende Schönheit mehr noch als durch prachtvolle, sorgfältig gewählte Gewandung auf= fallende Frau: die erste Jugendblüte war ersetzt durch die Vollentfaltung üppiger Reize: unwillkürlich ruhte auf ihr der Blick des Erzbischofs in langer Prüfung. Da traf ihn der Ruf des stattlichen Gemahls· denn das war offen= bar der ältere Mann im grünen Jagdgewand, der sie an der Hand führte. „Eia, hochwürdiger Herr Erzbischof, nicht wahr, Euch gefällt sie auch? — Trotz all Eurer Heiligkeit! — Gisela, meine Frau Herzogin, die man das schönste Weib auf deutscher Erde nennt?" — „Ich kenne auch die welsche und die wendische und füge beide hinzu," sprach Aribo sich leicht verneigend. „Vergebt mein An= starren, hohe Frau. Aber ich habe Euch ein Jahr nicht mehr erschaut — und Ihr habt es fleißig verwendet, noch schöner zu erblühen."

Mit unschuldigem Lächeln reichte sie ihm die weiche,

wohlgepflegte Hand zum Kusse hin: „Ich würde es nicht vergeben, wenn ich Euch nicht gefiele. Ich brauche das Lob aller Männer.“ — „Sogar noch ihres alten Ehemanns,“ bekräftigte der. „Und nun, frommer Seelenhirt, entbindet mich von einem kirchlichen Verbot.“ — „Ich errate· Jagdspeer und Jagdgewand! Ihr wollt am heiligen Pfingstfest das wilde blutige Weidwerk treiben, harmloser, wehrloser Rehe und Hirsche Blut vergießen! Ei ei, das ist den Heiligen leid.“ — „Nicht doch, Erzbischof. Nicht Hirsch noch Rehlein gilt's. In aller Morgenfrüh kam mein Meier vom Ebergrundhof gelaufen, ließ mich wecken und wehklagte laut. Der grimmige Keiler aus dem Bachensul, der früher nur die Saat der Vorwerke zerbrochen, ist jetzt bis ins Herz der Meierei gedrungen, hat die Knechte und die Saurüden angenommen, drei Hunde geschlitzt und einen Ochsenbuben getötet. Die Leute wagen sich nicht mehr aus ihren Hütten. Meinen Bauern muß ich helfen: — sogleich — nicht erst übermorgen! Die Heiligen müssen schon verzeihen. Warum helfen sie nicht selbst? Reitet nach mit Frau Gisela. Auch der ehrwürdige Herr Burchard, Euer Amtsbruder von Worms, erachtet es nicht als Sünde, hinter dem Jagdzug drein zu traben, hinaus und in den wunderschönen Pfingstsonntagmorgen unsres lieben Herrgotts hinein. Kommt mit! Die Messe habt ihr ja schon gesungen. Hört Ihr die Hörner der Jägerei draußen im Hof? Sie blasen den Ebergruß. Hinaus zum edlen Weidwerk und — vor allem! — zum Bauernschutz. Der ist des Markherrn heilige Pflicht.“

III.

Alsbald setzte sich der kleine Jagdzug in Bewegung in dem leuchtenden Morgenschein des Sommertags. Der Frühtau war reichlich gefallen: jeder kleine Halm der Wiese funkelte und glitzerte im Sonnenlicht: die Heidelerche stieg tirilierend in den lichtblauen Himmel, immer höher und höher ihre Kreise ziehend: alles atmete Friede, Freude, heitres Leben der Natur. Ein gut Stück vorauf kam der Herzog mit den berittenen Jägern, den Treibern und den Meutewärtern zu Fuß. Es folgte eine zweite Schar geführt von zwei stattlichen Jünglingen, denen sich auf seinem Maultier ein hoher Geistlicher angeschlossen hatte. In weitem Abstand von diesem trabten langsam die Herzogin, Aribo und beider Gefolge.

„Herr Bischof Burchard, mein lieber Taufvater," rief der jüngste der beiden Ritter — angenehm klang die helle, wohllautreiche Stimme — und warf mit anmutiger Bewegung die hellbraunen Locken zurück, „wie freu' ich mich, wie freut sich alles im Hause, zeigt Ihr wieder einmal das milde, kluge Gesicht unter uns. Von mir ganz zu schweigen: — aber der Vater, die Mutter, auch dieser viel schlimme Werner da, der sonst den frommen Herren nicht gar wohl will."

Der Gescholtene, ein paar Jahre älter, antwortete rasch mit scharfem Ton und furchte die tiefschwarzen Brauen: „Mit Vergunst, Freund Ernst — die Frommen schätz' ich hoch: aber es sind nicht alle fromm, die geschoren sind. Die Tonsur soll dem heiligen Geist das Eindringen in das Gehirn erleichtern: — aber oft gelangt er doch nicht hinein."

Der Bischof, ein Mann von gar ehrwürdigem, aber

vor allem freundlich gütevollem Antlitz, erhob strafend den Zeigefinger der Rechten: doch das Scheltwort erstarb ihm unter einem Lächeln, als er den Jüngling in das etwas allzuscharf geschnittene, aber edle und kühne Antlitz, die blitzenden, obwohl tiefschwarzen Augen sah: „Jung Werner, jung Werner! Du lernst nicht Zucht!" mahnte er milde. — „Ah," lachte der bitter, ja grimmig, „von wem sollte jung Werner sie lernen? Der Bastard hat keinen Vater, sagt das scheußliche Recht eures scheußlichen Reichs. Und eine Mutter zwar hat er. Aber die meine," — hier preßte er die feinen Lippen zusammen, und strich über den Anflug des schwarzen Bartes — „die meine macht's dem Vater nach. Sie gebar mich und verschwand, diese zärtliche . . ." — „Schweig!" gebot jetzt der Bischof tief ernst. „Lästre sie nicht! Wer weiß, was sie gezwungen hat, zu verschwinden." — „Und mein Vater?" meinte der andre, reicher gewandete Ritter „hat er nicht an dir —?" — „Vaterstelle hat er an mir vertreten," rief der Schwarzlockige jetzt mit weicherer Stimme, ja gerührt. „Schande mir, vergäß' ich's je. Er hat den Säugling, den er, halberstarrt, eines Morgens vor dem Tore seiner Burg liegend fand, aufgehoben, hat ihn in sein Haus aufgenommen, ihn mit dem eignen Knaben, als dieser später zur Welt kam, zusammen erzogen. Er hat mir mit dem Sohn zugleich bei Kaiser Heinrich den Rittergurt erbeten und mir seine alte Feste, die efeugrüne Kiburg, zu Lehen gegeben, so daß ich niemand als ihm zu dienen habe! Also nicht Mangel ist es, was den Bastard, den Bankert ergrimmt gegen dies heilige römisch-deutsche Reich und sein widerrechtlich Recht! Nur der Haß — wider alle Natur! — gegen den eignen Vater, der mir offenbar die Mutter verführt und treulos verlassen hat. Fluch über ihn." Und grimmig ballte er die Faust um den Schwertgriff.

„Pfui du Frevler. Weh der Sünde!“ schalt nun der Bischof. „Nimm das Wort zurück.“ — „Nie, solang ich lebe,“ knirschte der Jüngling und erbleichte vor Erregung. — „Laßt ihn, Vater Burchard,“ mahnte der Herzogsohn. „Es hilft nichts. Wie oft haben der Vater, die Mutter . . .“ — „Frau Gisela,“ lachte Werner. „Wenig liebt sie mich. Hat auch zu viel an die eigne Schönheit und die Kleider aus Burgund zu denken, um für andre Zeit zu haben: kaum für den Gatten und den Sohn.“

Verstimmt hob dieser an: „Wohlan, mein Vater sollte dir genügen! Ist's ein Mann!“ — „Der beste, den ich kenne unter der Sonne,“ rief der Bischof. „Das Herz des Kindes und des Weisen Haupt. Jedem Menschen, der ihm naht, muß er was Liebes tun: bevor ist ihm nicht wohl. Seht ihr, Knaben, darin ist er auch überlegen — dem einzigen Mann, den man ihm sonst vergleichen mag.“ — „Wer ist das?“ forschte Ernst eifrig. — „Ich ahne,“ brummte Werner, wieder die Brauen furchend. „Ihr meint Konrad, den Frankenherzog. Ich haß' ihn.“ — „Werner, es braucht viel Langmut, all deinen vielen Haß zu ertragen. Wer viel haßt, lebt nicht lang.“ — „Mag ich gar nicht.“ — „Ja, ich meine den Frankenherzog. Er ist klug, tapfer und willensstark, wie nur noch Herzog Ernst. Was hast du gegen ihn?“ — „Was ich gegen ihn habe?“ schrie Werner, vor Zorn erbleichend. „Den tödlichen Haß der Rache für gekränkte Ehre.“ — „Er? Der gerechteste der Männer!“ — „Der üble Höllenwirt hole ihn und seine Gerechtigkeit! Ich rede mit keinem Menschen davon, das verbreitet nur meine Schande. Aber Euch, guter frommer Bischof, will ich's sagen: — 's ist wie Beichte. Denn solcher Rachehaß, wie ich ihn hege, ist Sünde, ich weiß! Aber doch auch nicht Sünde: denn ein, niemals bereu' ich sie, nie leg' ich sie ab. Ah, ich

liebe diesen Haß mehr als mein Leben." — „Jung Werner!" mahnte der Bischof. „Was . . ., was hat er Euch getan?" — „Den schlimmsten Schimpf: Hört nur!" — „Laßt ihn lieber schweigen," bat Ernst „es macht ihn wütig."

„Nein, ich will's wieder einmal aussprechen — es liegt Wollust in dem Zorn des Wehs. Er hatte — vor Jahren — ein Lanzenstechen — ausgeschrieben, nach Wirzburg auf Einladung des Bischofs Meinhart, des Rotenburgers, der sein Ohm. Alle seine fränkischen und auch die schwäbischen Ritter waren geladen: — auch ich kam, einen Tag vor dem Erstritt. Er selbst war noch nicht eingetroffen. Aber in seinem Auftrag wies mich der Ehrenherold aus den Schranken — als vaterlos. Mit Schimpf und Schande mußt' ich abreiten — zum Rennwegertor wies mich der Herold hinaus — vor allen Helmen der Lanzengäste. Wütend sandte ich ihm kampflichen Gruß auf Tod und Leben: er ließ mir sagen: des Vaterlosen Kampfgruß sei wie Spreu. Ah, da dacht' ich, sann ich, träumte ich, ihn zu ermorden." — „Unsinniger, Unseliger," schalt der Bischof. — „Beruhigt Euch! Ich hab's ja nicht getan. Und ich hab' es diesem Ernst da versprochen, es nicht zu tun, weil . . ." — „Weil der Herr es verbeut." — „Nein, weil's die Ehre verbeut, dieselbe Ehre, die er mir abspricht: diese Ehre, die ich dennoch habe, und halte, rettet sein Leben." — „Beruhige dich!" mahnte Ernst. „Kaiser Heinrich hat dich ja später gegraft, auf meines Vaters Bitten. Dadurch hat er dich ehrlich machen wollen."

Werner zuckte die Achseln. „Ja! Nach dem Recht! Nicht nach gar mancher Männer Achtung. Auf Schritt und Tritt stoß ich auf verachtende Gebärden, wenn auch nicht Worte: — die weiß ich zu rächen! Aber schon ein scheeler Blick, wie dieser Graf Mangold, der Tugendspiegel, sie blickt, läßt mir das Blut siedheiß aufkochen. Auch jetzt

noch würde mir der Franke den Zweikampf weigern. Feig ist er nicht, aber eiskalt. Er trägt an des Herzens Stelle einen Eisklumpen. Ich bin gewiß: der kann nichts lieben, nichts auf Erden." — „Doch, kecker Scheltemund, doch! Ich kenne ihn besser! Er liebt so treu das Reich, dies vielbedrohte Reich. Ich weiß, zehnmal würd' er dafür sterben. Das Reich ist des Einsamen Liebe." — „Sonderbarer Geschmack!" höhnte Werner. „Kann ihn nicht teilen. Aber er freilich ist dieses Reiches ein Fürst, ihm strömen dieses Reiches Ehren. Was ist es mir, was gibt es mir, dem Bastard? Nicht einmal mein Recht, mein Recht auf Ehre verschafft es mir. Ich pfeif' auf . . ." — „Schweig, Werner!" hemmte ihn Ernst heftig. „Wenn das mein Vater hörte!" — „Ja, der!" bekräftigte der Bischof. „Der und Herr Konrad, sie sind, seit der Kaiser dahinsiecht, des Reiches Stützen. Und hätten wir nicht in deinem Vater, Ernst, den gebornen deutschen König als des kranken Herrn Heinrichs Nachfolger, — wahrlich diesen Konrad müßten wir wählen." — „Nimmermehr!" rief Werner.

Auch Ernst sah verdrossen auf den Bischof. Der ließ lange den prüfenden Blick auf beiden ruhen. „Hütet euch, ihr Voreiligen, maßlos anspruchsvollen, herrschbegierigen Knaben! Ich lese deine Gedanken aus deinen Augen, du feuergeistiger Ernst, und dieser schwarze junge Dämon schürt sie: — er ist dein guter Engel nicht." — „Treu wie Gold ist mir Werner!" rief der Herzogsohn. — „Ich zweifle nicht. Aber es ist keine Himmelsflamme, die in ihm lodert. Beide denkt ihr schon weit hinaus über Herrn Heinrichs letzte Tage: ja ihr denkt schon hinaus über Herzog Ernst —"

Der junge Ernst errötete und wandte das Antlitz zur Seite.

„Du denkst dich," fuhr der Bischof fort, „schon als

Königssohn, ja an des Vaters Grab . . . ." — „Nein, nein!" rief Ernst, aber seine Stimme schwankte. — „Du träumst dich schon als deutschen König, als König von Burgund — kraft des Erbes deiner Mutter — ja als römisch-deutschen Kaiser, der die Krone nahm zu Rom." — „Und recht hat er in alle dem! Und nicht Träume sollen's bleiben, wahr soll alles werden! Bei meinem Schwert!" Und klirrend schlug Werner an die Scheide.

„Nicht doch!" bat Ernst. „So . . . so ist das nicht, teurer Bischof. Gott ist mein Zeuge — an meines Vaters Tod, den ich mehr liebe als — als — auch als die schöne Mutter! — hab' ich noch nie mit Erwartung, geschweige mit einem Wunsch gedacht. Das ist es nicht, nicht Herrschgier. Aber was anderes: ich kann es kaum in Worte fassen: die feurige Gier nach Abenteuer, Kampf und Sieg. Ja, Burgund, das leugne ich nicht, ersehn' ich, bald, rasch: ist es doch — du sagst es — meiner Mutter Erbe. Was ist mir König Rudolf von Burgund, meiner Mutter Oheim, was sein Neffe, Graf Odo von Champagne? Fremd sind mir beide, hab' sie nie gesehen! Ja, ich ersehne den Tag, da ich besteigen darf, ein König, den goldenen Thron des reichen Burgund." — „Und wenn wir vorher Herrn Odo herunterstoßen müssen, desto besser," lachte Werner.

„Ja: vieler Völker Länder und Städte durchziehen — in Güte oder in Kampf — wie Lyon und Paris, so Rom, ja das vom Schimmer der Sage umstrahlte Byzanz, Ruhm gewinnen, fabelhafter Schätze Glanz: ja, das ersehnt glühend — ich berg' es nicht — mein heißes Herz." — „Und wenn wir in diesen schönen Landen nicht nur wie abenteuernde Ritter fahren, nein, als Könige herrschen, ebenfalls desto besser!" rief Werner. — „Sprich, trefflicher Bischof — auch du warst jung — kannst du die Jugend dessen tadeln?"

Bevor Burchard antworten konnte, erscholl lautes Geläute der Rüden am Saume des Waldes vor ihnen und der Ton des Hifthorns. Eilend sprengten alle nach vorn.

IV.

Ein paar hundert Schritt vor ihnen zweigte von der breiten Landstraße zur Linken in den dichten Wald von Tannen und Buchen hinein ein schmaler Reitpfad ab — nur für je ein Pferd gangbar: denn zu beiden Seiten des erhöhten Weges ragte undurchdringlich Schilf- und Binsen-Wuchs aus tiefem, schwarzgrünen Moor, das Roß und Reiter würde verschlungen haben. So konnten denn die Jäger nur allmählich hintereinander in das dichte Gestrüpp und Unterholz des Waldes dringen. Ein blutiger Anblick erwartete sie. Drei, vier der starken Eberhunde, die das Wild aus einer Suhle aufgescheucht, in jene Waldblöße getrieben, hier gepackt und gedeckt hatten, waren von dem Ebertier abgeschüttelt worden: es hatte sich mit den Gewehren losgeschlagen: sie lagen mit aufgerissenen Gedärmen, tot oder sterbend, umher, der Keiler war dann wieder in dem Tannicht verschwunden, bevor die Jäger ihn erreicht hatten; sie verteilten sich nun und suchten in verschiedenen Richtungen die Spur.

„Hie Sauspur! Hieher," scholl da die Stimme des Herzogs von rechts her. Nun waren auch sein Sohn und die andern zur Stelle. Der Herzog wies mit der Saufeder über einen tiefen Waldgraben hin: „Dort, rechts, in dem Moorbruch!" Und er gab dem mächtigen Friesenhengst die Sporen; gehorsam setzte der an und nahm glücklich den

Graben, aber jenseits scheute er vor dem heranfahrenden Untier, sprang seitwärts und brach zusammen, den Reiter auf dessen linker Seite unter sich begrabend. Und schon rannte der Eber auf den wehrlos Liegenden: — ein schriller Schrei — dann Stille.

„Mein Vater!“ — „Herr Herzog!“

Schon waren beide abgesprungen, schon standen sie vor dem Eber. Der Herzogsohn warf sich auf ihn und stieß ihm den Speer in das Blatt, aber der Schaft zerbrach in den starken Borsten, das Tier rannte, die Waffe im Leibe, den Helfer an und warf ihn mit einem Schlag in den Unterschenkel rücklings um. Jedoch Werner sprang vor den Wunden und bohrte dem schäumenden Tier den breiten Saufang dicht hinter dem Schädel ins Genick: lautlos verendete der Borster. Unter dem Jagdgefolge befand sich der Bader des Dorfes; er untersuchte die Wunden des Sohnes und des Vaters; jene fand er unerheblich, aber über diese sprach er kein Wort: er gebot nur, aus den Tannenzweigen eine Bahre zusammenzufügen, auf der der bewußtlose Herzog aus dem Wald auf das freie Feld hinausgetragen wurde; der Sohn selbst trug mit an dem Kopfende. Als die nächste offene Stelle vor dem Gehölz erreicht war, und die Sonne die Augen des Wunden traf, schlug er sie auf und gebot: „Laßt mich hier sterben. Denn es ist so. Wo — wo bleibt Gisela? Sie verläßt mich im Tode!“

Erst jetzt erreichte die Herzogin mit Aribo diese Stelle. Laut aufschreiend glitt die Frau aus dem Sattel und warf sich auf die Kniee neben dem Wunden. Der tastete nach ihrer Hand. „Ja, Frau, jetzt geht's zum Scheiden. Das Gefolge laßt zurücktreten: ich hab' euch andern noch was zu sagen. — Euch, ihr frommen Bischöfe, empfehle ich, eurem Schutz, eurer Fürsorge meine Witwe, meinen Sohn,

auch diesen Werner — den Vaterlosen. Du, Ernst, bist ein guter Bub', hast ein edles Herz. aber dein Blut! Dein heißes, ungestümes, wildes Blut und der jähe Zorn bei jeder — ach! oft nur eingebildeten — Kränkung. Höre des Vaters letztes Wort: bändige diese Hitze des Herzens. Gehorche deiner Mutter, mahnt sie dich dieser meiner Worte, folge nicht dem Werner da: — wohl ist er dir treu, ich weiß, bis in den Tod! Allein er ist wie jenes dein heißes Blut, das Mensch geworden wäre. Du aber, geliebte Frau, vernimm meine letzte Bitte: sie verlangt viel, aber es muß sein. Ich fürchte, ich war doch wohl schon zu alt, zu ernstbedächtig für deine blühende, lebenstrotzende, lebendürstende Jugend, als vor so viel Jahren . . . ach, ich habe nicht mehr viel Zeit, viel Worte! Ich muß zu Ende eilen — ohne Schonung. — Ich kenne dich besser als du dich selbst. Es wird dir öd werden in dem Witwenstuhl — gar bald." — „Niemals!" — „Aber ich beschwöre dich, versprich mir — siehe, der strudelköpfige Bub' bedarf der Leitung — dir wird er folgen, leichter als diesen Bischöfen. Lebe für ihn, lebe dieser Mutterpflicht, diesem heiligen Amt allein: nur du kannst ihn . . . . Ach ich . . . ich kann nicht ruhig sterben, bin ich dein nicht sicher. Ich, ich gebiete dir. Weh, das kann ich nicht. Aber ich bitte dich: schwöre mir, nur Ernst zu leben, nicht wieder dich zu vermählen . . ." „Ernst, mein Ernst! Wie kannst du . . . .?" — „Sie tut es nicht," flüsterte Werner Aribo zu. „Ihr werdet sehen, sie schwört nicht." — „Und wenn sie schwört," erwiderte dieser ebenso leise, „wird sie's halten? Ein solcher Eid . . ." — „Aber Vater," bat Ernst, „wie kannst du glauben? Nach dir, dir, du . . ." — Aber der Sterbende drängte: „Schwöre, schwöre mir's . . . . vor diesen Zeugen." Und er richtete sich mit letzter Kraft halb auf,

erhaschte wieder ihre Rechte und hob sie empor: da reckte sie drei Finger in die Höhe und schluchzte: „Ich schwöre." — „Dank! So mag ich in Frieden sterben — sterben wie ein rechter Herzog soll . . . . in dem Schutz meines Volkes. Gott, dir empfehle ich meine Seele!" Und er atmete tief auf und starb.

V.

Am folgenden Tag ward die Leiche nach der nahen Cella Gottesruh verbracht, die der fromme Herzog erbaut und zu seiner Grabstätte — wie zu der seiner Gemahlin — bestimmt hatte. Diese fühlte sich zu schwach, auch nur die kurze Strecke zurückzulegen: sie blieb — unter vielen Tränen — in der Villa zurück, während die beiden Bischöfe, welche die Einsegnung übernommen hatten, mit den beiden Jünglingen und den Dienstmannen aufbrachen zu dem traurigen schweigenden Zuge.

Nicht gar weit war der — langsamen Schrittes der Pferde — gelangt, doch hörte man schon deutlich das Sterbeglöcklein der Kapelle klagen, als vom Westen her auf einem Seitenpfade zwei Reiter heransprengten so rasch die Gäule rennen konnten: bald waren sie heran. Der Vorderste — ein Geistlicher — rief laut: „Herr Erzbischof, haltet an." — Bischof Burchard sprach verweisend: „Archidiakon! Wie könnt Ihr so lärmen und den Trauerzug stören? Seht Ihr nicht, wir bergen eine Leiche."

Aber Aribo forschte eifrig: „Was ist's, Gozelo? Ist's wichtig?" — „So wichtig, Herr, wie nichts auf Erden! Lasset die Toten ihre Toten begraben! Wendet das Röß-

lein und folgt mir rasch!" — „Was ist? Rede!" — „Kaiser Heinrich ist gestorben in seiner Pfalz zu Grona und die Fürsten strömen zusammen an den Rhein zur Königswahl. Eilt, Herr Erzbischof."

Da gab Aribo seinem Pferd die Sporen, daß es stieg, und riß es seitwärts nach links aus der Reihe des Zuges dicht neben Gozelo und dessen dienenden Begleiter. „Wohin, Herr Bruder?" fragte Burchard staunend. — „Ihr könnt fragen? Zur Königswahl!" — „Und Eures Freundes Leiche?" — „Bestattet sie allein. Ihr braucht mich nicht dazu. Und er auch nicht." — Werner ballte in stummem Zorn die Faust. — „Ist das Eure Freundschaft für den Vater?" mahnte Ernst. — „Was Freundschaft! Es gilt die heilige Kirche, ihr Recht, ihre Macht, ihren Vorteil. Soll ein Ungehorsamer ihr Schirmherr werden?" Schon sprengte er hinweg mit Gozelo: schon umhüllte sie die Staubwolke der Landstraße. Traurig, kopfschüttelnd, verfolgte der Bischof den Weg nach der Kapelle.

VI.

Nicht eher als bis die Gäule den raschen Trab versagten, zog der Erzbischof den Zügel, ließ den Rappen Schritt gehen und winkte die beiden an seine Rechte und Linke heran. „Wie, wo, wann erfuhrst du's?" fragte er, noch außer Atem, den Archidiakon. — „Noch nicht weit war ich gekommen auf der Rheinstraße von der Villa hinweg, als ich diesen Boten traf mit der Trauernachricht!" — „Bote? Wer hat dich geschickt?" — „Die Kaiserin-Witwe, Kunigundis, die hohe Frau. Sobald ihr Herr die

Augen geschlossen hatte, hieß sie mich satteln und vor allen Fürsten des Reichs Euch herbeiholen: der heiligen Kirche und ihren eignen besten Berater, sagte sie." — „Sie selbst wird bald eine Heilige sein," nickte Aribo. — „Sie wußte, wo Ihr weiltet, und befahl, Euch zurückzurufen nach Mainz, so rasch als möglich." — „Die Gute, Vielkluge! Sag', weißt du vielleicht, wo Konrad weilt, der Herzog von Franken?" — „Ich verließ ihn bei der hohen Witwe." — Erfreut nickte der Erzbischof. „Und der andre, der jüngere Konrad, der von Worms?" — „Das weiß ich nicht. — Man flüstert in der Pfalz, dieser, der Jüngere, trachte auch nach der Krone." — „Auch? Was soll das heißen?" — „Ei nun, Herr Erzbischof, manches Wort, das die Herrschaften sprechen, sickert doch bis auf uns in die Halle der Dienstmannen herab. In den langen Wochen, da es mit dem Herrn Kaiser zu Ende ging, haben die Großen und wir Kleinen doch oft geflüstert, wer ihm wohl folgen werde." — „Nun, und was habt ihr dabei herausgeklügelt, groß und klein?" — „Vor allem hieß es: ganz ohne Zweifel der prächtige Herr Herzog, den sie soeben zu Grabe führen, wie ich bestürzt vernahm von den Trägern. Welch' Unheil für das Reich!" — „Ja, ja! — Aber nach ihm, wer wurde nach ihm genannt?" — „Die beiden, nach denen Ihr fragtet: die beiden Konrade. Aber freilich hieß es, beide haben wie viele Freunde, viele Widersacher: einstimmig werde wohl keiner gewählt werden und das Schwert zwischen ihnen entscheiden müssen." — „Da sei Gott vor! Gott und ich: das heißt, die heilige Kirche! Kommt, laßt die Rößlein wieder traben." — „Sie können's kaum schon wieder, Herr!" warnte Gozelo. — „Mein Brauner da ist der beste Läufer der Frau Kaiserin. Sie lieh mir ihn. Reit' ich ihn zu Schanden . . ." — „So ersetze ich's. Vorwärts! Trab!"

———

VII.

In dem stolzen Bischofshaus zu Mainz, das unmittelbar an die Rückenmauer des altehrwürdigen Domes stieß, stand in eine Fensternische gelehnt Aribo in tiefem Gespräch mit einem gar stattlichen Manne, der den über mittelgroßen Erzbischof noch erheblich überragte. Nicht Mann, nicht Weib konnte sich dem gewinnenden und gewaltigen Eindruck dieser Heldengestalt, des schönen, männlich ernsten Antlitzes, dieser klugen, kühlen, durchdringenden blauen Augen entziehen. Die krausen Locken des kastanienbraunen Haares waren ziemlich kurz gehalten wie auch der volle Rundbart gleicher Farbe. In der Fülle männlicher Kraft und Schönheit stand er da, vom goldenen Licht der Abendsonne umleuchtet, das sich auf der reich geschmückten Plattenbrünne spiegelte. Er hatte die letzten Worte des Erzbischofs mit tiefem Nachdenken in sich aufgenommen: nun hob er — nach längerem Schweigen — an: „Ich kann Euch kaum noch widersprechen, ehrwürdiger Herr Bischof. Ihr wißt: — Ihr kennt mich lang'! — das Wohl des Reichs, des viel zerklüfteten ist einzig meine Liebe. Und nichts als dies: nicht meines Geschlechtes Glanz oder Reichtum, nicht meine eigne Herrschaft, meines Namens Ruhm: bei Gott, der in dieser Stunde auf uns beide und in unsere geheimsten Gedanken schaut." — „Ich weiß es, Herzog Konrad." — „Das ärgste Unheil, welches das Reich treffen könnte, wäre ein abermaliger Kampf um die Krone. Ihr habt mich nun wirklich überzeugt durch Eure klugen Worte, daß nur ein einziger unter den Fürsten des Reichs, wenn er mir den Thron bestreiten wollte, Aussicht hätte, Anhänger genug um sich zu scharen." — „So ist es!

Weder der greise Heinrich von Bayern, noch Dietrich von Oberlothringen, noch Gozzo von Niederlothringen, noch Adalbero von Kärnten, noch der schwertwunde Bernhard von Sachsen . . ."

Da unterbrach der Herzog: „Wäre der wackere Schwabe doch nicht zur ungelegensten Zeit gestorben! Wahrlich, Gut und Blut hätt' ich für ihn eingesetzt. Aber es wäre gar nicht nötig gewesen: Alle hätten ihn als den Würdigsten erkannt und berufen. Was ist's mit dem Knaben, seinem Sohn? Ich kenn' ihn nicht. Sollte er sich Hoffnung machen?" — „Ihr spottet," lachte Aribo. „Der Knabe — mit Recht sagt Ihr so und sprecht ihm damit jede Hoffnung ab. Alle jene Herzoge, die Euch willig nachstehen, würden den Knaben nicht als ihren Lehnsherrn anerkennen. Er soll heil froh sein, verleiht Ihr ihm auf seine Mutung das Herzogtum seines Vaters." — „Das würde ich sicher tun. Er soll ein gar begabter, feuriger Junge sein." — Der Bischof zuckte die Achseln: „Ja, ja! Nur allzu feurig." — „So bleibt denn," fuhr der Herzog fort, „nur ein gefährlicher — das heißt dem Reich durch den Kronkrieg gefährlicher — Wettbewerber übrig: Konrad von Worms." — „Ja, der würde freilich Anhang finden. Die beiden Lothringer und der Sachse würden lieber ihn als Euch wählen." — „Ich weiß! Wegen altvererbten Haders unsrer Häuser." — „Für sich haben sie keine Aussicht, aber den Wormser würden sie gern stützen. Deshalb, Herzog" — hier zupfte er ihn leis am Mantel — „muß dafür gesorgt werden, daß der Wormser gar nicht gegen Euch auftritt." — „Ja, wer soll das bewirken?"

„Ihr selbst. Und ein wenig dabei helfen werd' ich."

Gespannt, ja mißtrauisch sah ihm Konrad in die

kleinen, zwinkernden Augen. „Was will er dafür haben,“ dachte er. „Der tut nichts umsonst. Und auch nichts für das Reich. Sein Reich heißt Rom — und Mainz.“

Des andern langes Schweigen beunruhigte den Priester. „Ich hab' einen guten Plan,“ fuhr er fort, „einen ganz sicheren. Vorausgesetzt, daß nicht einer ihn vereitelt — ein arger Ränkeschmied.“

Hoch auf horchte Konrad, sich gespannt aufrichtend: „Das ist?“ — „Piligrim, mein übler Nachbar zu Köln.“ — „Aha,“ dachte der Herzog. „Sie streiten ein Jahrzehnt lang grimmig um Allerlei. Aber der Kölner ist grundehrlich. — Und nicht noch andere Eurer Amtsbrüder,“ fragte er nun, „z. B. Burchard von Worms?“ — „Jawohl! Wie gut kennt Ihr Eure geheimen Widersacher!“ — „Und dann Gerbodo von Hildesheim, nicht?“ — „Euch erleuchtet der Herr! Ja freilich.“

Konrad verbarg nicht ohne Mühe seine Erregung. „Die besten Männer, meine treuesten Freunde,“ dachte er. Nun sprach er bedächtig, „man muß sich vorsehen gegen schlaue, falsche Priester.“ — „Da habt Ihr leider recht. Nicht alle sind wahrhaftig und . . .“ — „Verläßig,“ schloß jener, gelassen den Bart streichend. „Aber Euer Plan?“ — „Geduld! Davon erst wann der Wahltag heran, wann der Wormser eingetroffen und ein wenig von mir bearbeitet ist.“

„Jawohl,“ dachte Konrad. „Er will zwei Eisen im Feuer haben: bietet ihm der andre mehr, dann . . .“ „Wie Ihr wollt,“ sprach er nun ruhig. — „Ich lobe Eure Fügsamkeit, Euer Vertrauen: bewahrt mir beide als König, mein Sohn. Hört noch eins. Von großem Wert wäre es, für Euch zu gewinnen, die fromme, fast schon heilige Witwe Herrn Heinrichs: Kunigundis, die hohe Frau.“ — Der Herzog nickte: „Man weiß, Ihr seid ihr

nahe befreundet." — „Ich will mit ihr sprechen — zu Euren Gunsten, aber erst, nachdem der Wormser eingetroffen." — „Ich verstehe," meinte Konrad. „Es ist eine Versteigerung der deutschen Krone," grollte er in stummer Empörung: „dem Meistbietenden schlägt er sie zu." — „Nämlich die Kaiserin mag leicht ihren Bruder, den Bayer, bewegen für Euch zu stimmen." — „Oder für den andern, je nachdem," sprach der Herzog mit einer Ruhe, die Aribo erstaunte. — „Ja . . . ja freilich. Aber außerdem hat Frau Kunigundis — ich weiß es!" — „Von ihr selbst," nickte jener. — „Den Besitz der Reichsabzeichen: Krone, Scepter, Schwert, Reichsapfel. Ist sie nun gleich nicht wahlberechtigt, kann sie doch jene Kleinodien dem Gewählten vorenthalten oder übergeben, wem sie will. Und Ihr wißt, bei den letzten Königswahlen ward hierauf schwer Gewicht gelegt." — „Ich weiß. Und ich weiß leider auch, daß die Gottselige mir nicht gerade gewogen ist." — „Ah! Meint Ihr?" — „Nein, ich meine nicht: ich weiß. Und Ihr — Ihr wißt es auch. Ich weiß auch warum. Ich bin ihr nicht fromm, nicht kirchenfromm genug. Ich habe wiederholt widersprochen in Herrn Heinrichs Rat, wollte sie allzuviel Reichsgut ihren Stiftungen zu Bamberg zuwenden. Sie grollt mir." — „Nun, sie ist mein Beichtkind. Ich werde ihr diese Sünde verbieten. Und dafür könnt Ihr auch etwas tun. Die heilige Kirche . . ." — „Ich weiß. Sie hungert und friert immer." — „Seid Ihr erst König . . ." — „Dann werd' ich nicht knausern. Ich werde der Kirche, meiner Mutter, alles zuwenden, was der Staat, mein Vater, entbehren kann: das dürft Ihr auch der Kaiserin versprechen. Lebt jetzt aber wohl. Eure Worte haben mich mehr erregt — mehr und auch anders! — als Ihr ahnt. Ich muß allein sein. Und ins Freie! Luft!"

Aribo sah ihm mit Siegesblick nach: „Herrschgieriger Tor! Er ist der klügste Laie, den ich kenne. Und doch ging er auf die Leimrute der Ehrsucht."

VIII.

Am folgenden Tag traf neben zahlreichen andern fürstlichen Wählern auch Konrad von Worms in Mainz ein. Sein erster Gang galt dem Erzbischof, dem Wahlmacher, dem Kronenschmied, wie er gar bald in diesen Kreisen genannt wurde. Zu gleicher Stunde wie am Vortag der andre Konrad stand er an derselben Fensternische und bekam auch so ziemlich die gleichen Worte, nur den Umständen angepaßt, zu hören. Aber der lebhafte, ja hitzige Rotkopf nahm sie ganz anders auf als der zehn Jahre ältere, in ruhiger Überlegenheit gefestigte: kurzgewachsen mußte er zu dem Priester emporblicken: unstät blitzten die kleinen Augen: jeder Widerspruch, ja schon jedes Bedenken reizte ihn zu heftigem Ausbruch.

„Nein," rief er, jenem in die Rede fallend, „nichts, gar nichts will ich von einer Gegenleistung an Eure schon überreiche Mainzer Kathedrale hören. Seit hundert Jahren haben all' meine Vorfahren das Erzbistum beschenkt. Soll von Gegenleistung die Rede sein, so ist's nun an Euch und den Heiligen, sie zu gewähren. Und wofür soll ich Entgelt leisten? Ich hab' ein Recht auf die Krone. Wer hat ein besseres? Der Franke? Bah, ich bringe mehr Wähler und — muß es sein — mehr Helme auf meine Seite. Und das entscheidet, nicht Eure Stimme, hochwürdiger Herr."

„Junger Tor," dachte der Bischof unter einem grimmen Lächeln die Gedanken verbergend, „hattest du je Hoffnung auf die Krone, mit diesen Worten hast du sie begraben." Aber er sprach: „Nun ja, als tapferer Degen seid Ihr allbekannt. Allein Ihr zählt vielleicht manchen zu Euren Freunden, der Euch bei der Wahl wie bei dem Waffengang im Stiche läßt. Auch der andre Konrad ist . . . ." — „Ein Held, niemand bestreitet das." — „Und es wäre doch fürs Reich ein arges Unheil . . ." — „Wohl, wohl! So wendet Eure Beredsamkeit, die berühmte, dazu an, den andern zum Verzicht zu bewegen." — „Dazu reicht sie denn doch nicht aus. Voller Verzicht? Ist zuviel verlangt. Und Ihr kennt doch seinen steten, starken Willen. Hat er einmal ein Ziel — und ein so hohes! — sich vorgesteckt, gibt er es freiwillig nicht auf." — „Ja, ja, so ist er," rief der Kleine und machte einen unruhigen Gang durch das Gemach. — „Nur ein Mittel gibt es, ihn davon abzubringen." — „Das wäre?" — „Nicht wahrlich die Furcht." — „Weiß ich! Weiß ich ja. Was aber?" — „Die Liebe zum Reich. Sie ist die stärkste Macht in seiner Seele: — viel stärker, fürcht' ich, als die Liebe zur heiligen Kirche. Stellt man ihm nun eindringlich dar, — und das übernehme ich für Euch! — daß Euer Kronstreit das Reich schwer schädigen würde, — was die Wahrheit ist, so ist er — vielleicht — zu einer Art von Vergleich, von friedlicher Entscheidung zu bringen." — „Vergleich? Nein. Ich geb' nicht nach!" — „Sollt Ihr auch nicht. Hört doch nur: ich rate euch beiden, euch dahin zu verständigen: König soll werden, wer die zuerst abgegebene Stimme erhält: dem soll sofort der andre die zweite Stimme geben und ihm huldigen." — „Ei, Tod und Teufel! Und erhält er die erste, dann . . . .?"

Da trat Aribo ganz dicht an ihn heran: „Er erhält

sie nicht. Ihr erhaltet sie." — „Stimmt Ihr zuerst diesmal?" — „Nein! Wir drei Oberhirten von Mainz, Köln und Trier wechseln ab. Diesmal trifft es Trier." — „Poppo von Trier!" frohlockte der Hitzige. „Hei, mein bester Freund! Des bin ich sicher. Ja, ja, den Vergleich nehm' ich an."

Mit bitterem Hohn, dem er sich mit Lust hingab, lächelte der Priester auf ihn herab: „Seht Ihr nun, wie gut ich's mit Euch meine? Wohlan, ich übernehme auch die Vermittlung: darf ich in Eurem Namen diesen Vergleich vorschlagen?" — „Gewiß! Gern! Wenn er nur darauf eingeht!" — „Das laßt meine Sorge sein. Ich bring' Euch Bescheid, sobald ich ihn gesprochen. Die Stunde drängt: — laßt mich zu ihm eilen."

Alsbald stand der Erzbischof vor dem älteren Konrad in dem „Frankenhof", einem seit geraumer Zeit der Sippe des Frankenherzogs gehörigen Eckhaus des Fischmarkts, in vertrauter Zwiesprache. Ruhig, ohne ein Wort des Einwurfs hörte der Herzog ihn zu Ende: dann erhob er sich langsam von dem breiten Faltestuhl und machte einen zögernden Gang durch den Saal. Jetzt blieb er mit gekreuzten Armen vor jenem stehen und hob an: „Gut versteht Ihr es, — im Beichtstuhl habt Ihr's gelernt! — der Seele empfindlichste Stelle zu treffen. Ihr wißt seit lange: meine, des unbeweibten Mannes, Liebe ist dies Reich der Deutschen. Und erschütternd habt Ihr sie ausgemalt, die schrecklichen Folgen, die dieser Kampf herbeiführen kann, ja sicher wird. Ungarn, Polen, Böhmen im Osten, der Däne kommt vom Norden und als König von England im Nordwesten, der Westfranke und der Burgunde von West und Süd: — sie werden über uns herfallen,

hat der Bürgerkrieg beide Parteien erschöpft. Gibt es daher ein Mittel, das — ohne Unehre — den Kampf vermeiden läßt, ist mir's Pflicht, solchen Ausweg zu beschreiten. Aber sagt wer wird der erste Wähler sein? Doch nicht etwa einer meiner offenen Widersacher? Doch nicht etwa . . . .? Aber nein, schweigt! Ich will's nicht vorher wissen. Nur den einen schließ' ich aus: — nicht Poppo von Trier, mein alter Feind, des Wormsers nächster Vertrauter."

Nun erhob sich langsam auch Aribo von seinem Stuhl und sprach: „Ich lob' Euch darum, daß Ihr nicht weiter fragt: das ist wacker. Und zur Belohnung versprech' ich Euch: nein, Poppo von Trier wird nicht der erste Wähler sein. Ich wünsche Euch Glück im voraus zu der deutschen Krone. Auf Wiedersehen morgen bei der Wahl."

IX.

Ort und Zeit dieser Wahl zu bestimmen, war Sache des Reichserzkanzlers für Germanien, d. h. Aribos, des Erzbischofs von Mainz. Er hatte dazu nicht die eigne Stadt ausersehn; sie würde die Menge des überallher zusammenströmenden Volkes nicht gefaßt haben; deren Kopfzahl war ganz unberechenbar: denn noch hatte jeder vollfreie unbescholtene waffenreife Mann das Recht, zu wählen, wenn auch tatsächlich schon seit geraumer Zeit die Masse der kleinen Freien fern blieb in der Erkenntnis, daß auf ihre Stimmen nichts mehr ankam, vielmehr eine Art Vorwahl, eine Verständigung unter den mächtigsten oder ehrgeizigsten geistlichen und weltlichen Großen den

künftigen König bezeichnete. Den Kleinen blieb nur noch übrig, den so von den Vornehmen in einer Basilika, einer Pfalz Festgestellten, ward er nun von den auf die Vortreppe Heraustretenden vorgeschlagen, durch lärmenden, ungeregelten Zuruf mit Waffengetöse zu begrüßen und anzunehmen.

Immerhin kamen damals noch viele Freie aus der Nachbarschaft des Wahlorts, auch wohl ferner Wohnende, die einen Wunsch, eine Klage, eine Beschwerde dem Neugewählten vorzutragen hatten. So wogte denn auch diesmal eine große Menge Volkes auf den weiten flachen Ebenen, die sich um das Dorf Kamba dehnte, das auf dem rechten Rheinufer im Rheingau gegenüber Oppenheim lag: es ist längst eingegangen. Die Felder auf beiden Ufern des Stromes boten den Fürsten, deren zahlreichen Gefolgen und den kleinen Freien bequeme Lagerung unter Zelten oder Laubhütten. So lagerten die Angehörigen der einzelnen Stämme, wie der Strom ihre Heimatlande schied: die Sachsen, die Ostfranken, Bayern und Schwaben auf dem rechten, die linksrheinischen Franken, dann die Ober- und Nieder-Lothringer auf dem linken Ufer. Die Bischöfe und Reichsäbte dagegen waren mit ihrer geistlichen Begleitung wie die Kaiserin-Witwe in den zahlreichen, dem Erzbischof und der Stadt gehörigen Gebäuden untergebracht.

Bei klimmender Sonne schon begann das Zusammenströmen der Wähler in dem Dörflein, dessen kleine Kirche freilich nicht einmal alle Bedeutenderen der Erschienenen aufzunehmen vermochte; manche sogar von diesen drängten sich vor der offenen Pforte auf den Stufen der Vortreppe und unten auf dem ‚Dorf-Ring‘, wo sich dann der große Hause anschloß. Durch die nach Osten gerichteten glaslosen Bogenfenster und die offene Türe flutete das goldne

Morgenlicht des schönen Sommertages, die reichen Rüstungen, die Prunkgewande der weltlichen und der geistlichen Fürsten hell beleuchtend. In dem mittleren Hintergrund — der Apsis der kleinen Basilika — war ein Holzgerüst aufgeschlagen, das, durch ein paar Stufen erhöht, halb Kanzel, halb Thron, dicht mit scharlachenen Decken behangen, den Leiter der Wahlhandlung, Aribo, aufnahm. Erheblich tiefer — auf dem Estrich — auf den Bänken zur Rechten und Linken saßen die vornehmsten geistlichen und weltlichen Fürsten: zur Rechten der ältere, zur Linken der jüngere Konrad: — der erwiderte kaum den freundlichen, obzwar bemessenen Gruß des andern — der alte Herzog Heinrich von Bayern, Friedrich von Oberlothringen und die Erzbischöfe und Bischöfe von Köln, Metz, Straßburg, Wirzburg, Bamberg, Hildesheim, Konstanz, Salzburg, Regensburg, Freising, auch einige der Reichsäbte. Die geringeren Priester und Laien füllten stehend den ganzen Raum des Kirchleins.

Mit einem kurzen Gebet, in dem der heilige Geist zur Erleuchtung der Wähler und Reinigung ihrer Herzen angerufen ward, eröffnete Aribo feierlich die Wahl. Nach dem Amen wollte er unmittelbar fortfahren, aber der jüngere Konrad schnellte von seinem Sitz zur Linken empor und flüsterte zu ihm hinauf: „Wo bleibt er? Wo bleibt der Trierer?“ Mit kaum merklicher Handbewegung winkte ihm der Erzkanzler, sich zu beruhigen: — aber unbeschwichtet setzte er sich als jener begann: „Rechtzeitig und gehörig geladen sind alle Fürsten und alles Volk der Deutschen an diesen Ort und zu dieser Stunde, sich den König zu wählen, der das Heinrich, dem in Gott ruhenden Kaiser und König, entsunkene Scepter aufnehmen soll, ein Schirmherr zu sein der heiligen Kirche im ganzen Abendland: — das ist seine erste, heiligste höchste Pflicht! —

Dann ein Schützer und Vogt aller im Reiche, die eines Schützers darben: vor allem der Priester des Herrn, dann der Pilger zu den heiligen Stätten, der Armen, der Witwen und Waisen: dann erst soll er gedenken seiner weltlichen Pflichten, Recht und Ehre des Reiches zu wahren. Ich habe den Wählern hoch Erfreuliches zu künden: gar oft schon ist auf die Wahl blutiger Bürgerkrieg gefolgt; die überstimmten Wähler, sich den der Zahl nach mehreren an Waffenmacht gleich erachtend, haben wohl den von jenen Erkorenen nicht anerkannt, mit Gewalt dem eignen Liebling die Krone zuwenden wollen. Diesmal kommen, wie männiglich bekannt, nur zwei Bewerber um die Krone in Betracht: die beiden Konrade hier zu meiner Rechten und zu meiner Linken. Wohlan, Gott hat ihre Herzen erleuchtet mit Friedfertigkeit: sie haben sich versprochen, der, welcher die erste Stimme erhält, soll sofort die zweite von dem andern erhalten, soll von diesem als König anerkannt werden. Ist dem so, ihr edlen Fürsten?" — „So ist es," rief, sich erhebend, der Ältere laut. Zögernd folgte der Jüngere: noch einen suchenden Blick warf er auf die Reihe der Bischöfe: „So ist es!" bejahte er nun besorgt. Lautes Beifallrufen aller Versammelten drang durch die Kirche.

„Wohl denn: so bekräftigt das unter euch allein gegebene Wort nun hier vor allem Volk durch feierlichen Eid." — „Es ist überflüssig," sprach der Ältere: „Mein Wort ist wie Eid. Aber ich schwöre." — Da konnte der Jüngere nicht zurückbleiben — angesichts der Stimmung aller Wähler: — „ich schwöre," sprach er mißmutig.

„Nach altem Herkommen, neuerlich durch Vertrag unter uns drei Erzbischöfen bekräftigt, wechseln wir drei in der Abgabe der ersten Stimme: Mainz war an der Reihe bei Herrn Ott's des Dritten Wahl, Köln bei der Herrn Hein-

richs: so trifft es nun den Sitz Trier." — „Jawohl," rief der rote Konrad: „aber wo ist Poppo?" Und nochmals sah er ringsumher. Da zog Aribo ein Pergament aus dem Bruststück der purpurnen Sutane und sprach: „Unser Bruder Poppo ist, wie er betrübt heute meldet, erkrankt und kann nicht reisen. In dieser Urkunde räumt er ausdrücklich — was sich ohnehin von selbst versteht — mir die Vertretung seines Rechts bei dieser Wahl ein: — war Mainz doch nur der Vorletzte, Köln der Letzte. — Ich darf voraussetzen, daß alle Wähler damit einverstanden sind." — Da riefen alle: „Ja, jawohl!" Laut riefen sie: aber am lautesten der junge Konrad: sein Antlitz strahlte.

Als sich der Widerhall der Kirchenmauern gelegt hatte, steckte Aribo die Urkunde ein und sprach mit fester Stimme: „So wähl' ich Konrad . . ." Er hielt etwas inne: dann erst fuhr er fort: „Konrad den Älteren, den Herzog der Ostfranken."

Und fast alles erhob sich mit lautem Beifallsrufe: denn die Wahl war nach dem Wunsch der meisten: nur die Lothringer aus beiden Herzogtümern schwiegen: und in ihre Reihen stürmte der Wormser, grell schreiend: „Ah, Verrat, Betrug!" Und zitternd vor Zorn stürzte er aus der Kirche.

Der Gewählte aber wehrte die Glückwünschenden ab und stieg eilig die paar Stufen zu dem Erzbischof hinauf: „Was schreit er da? Was wagt er zu sagen? Habt Ihr ihm versprochen . . .?" — Aber ruhig und kühl schüttelte der Priester das kluge Haupt und flüsterte: „Nicht mit einer Silbe habe ich versprochen, ihn zu wählen. Wie konnt' ich? War ich doch von je für Euch. Betrug? Ei, er wollte Euch betrügen! Er wußte — oder glaubte doch zu wissen — sein Freund Poppo werde zuerst wählen: nur deshalb, des Sieges sicher, schloß er den Vertrag mit

Euch." — „Das ist wider Treue und Ehre!" rief der König ungehalten, „und vollgültig meine Wahl." Er schritt nun die Stufen hinab und drückte den sich herandrängenden Fürsten die Hände.

Aribo flüsterte aber Gozelo zu, der, den lang nachschleppenden Bischofsmantel aufhebend, ihm die Stufen herabsteigen half: „Das freilich darf der König nie erfahren, daß ich schon vorher Herrn Poppo — er ist ganz gesund! — sein Ausbleiben und diese Vollmacht abgekauft hatte um schweres Geld. Nun, der Herr König wird's dem Erzbistum zurückzahlen müssen. Und mehr dazu." — „Aber der Wormser? Wird er schweigen?" — „Er wird! Sonst muß er aufdecken, daß er den andern hat betrügen wollen. Und seit wann ich des Trierers ‚schwere Krankheit' schon wußte, das erfährt von Herrn Poppo niemand: am wenigsten der Wormser, den er schon lange verkauft und verraten hat."

Zweites Buch.

I.

Am folgenden Tag bewegte sich der Krönungszug von dem Westtor von Mainz durch die Domstraße nach der Kathedrale durch dicht gestaute Volksmengen. Der Reichsherold und eine Reihe von Drommetenbläsern eröffneten ihn: zwanzig glänzend gerüstete ostfränkische Ritter, des ehemaligen Herzogs vornehmste Vasallen, folgten zu Pferd, dahinter schritten der König und die ersten geistlichen und weltlichen Großen, den Schluß bildeten die übrigen Priester, von den Laien getrennt, endlich diese Laien in dichten Haufen zu Roß und zu Fuß. So neugierig, so erregt drängten auf beiden Seiten die Mainzer, Männer und Weiber, und die Mengen der Zugewanderten gegen den Zug heran, daß die Reisigen auf beiden Seiten der Straße Mühe hatten, mit den quergehaltenen Speerschäften diese immer wieder heranflutenden Wogen zurückzuhalten: das Volk wollte seinen neuen Herrscher sehen, mit den Augen prüfen.

„Wahrlich, bei Sankt Bonifacius," rief ein weißhaariger Handwerker der Schmiedezunft, sich dicht herandrängend, „ich habe sie alle gesehen hier am Rhein bei ihrem ersten Königsgang: den frommen Herrn Heinrich, den dritten Otto, den Welschling, den zweiten, den roten Otto, und

als Knabe auch schon den Otto, den sie den Großen nennen: aber nur dieser, der ganz Große, ist zu vergleichen Herrn Konrad, unsrem neuen Herrn, so gütevoll und doch so hocherhaben sieht er."

„Ja," rief neben ihm ein fast ebenso alter, „wahr sprichst du, Wilfried. Man muß ihm vertrauen, auf ihn hoffen, schaut man in diese klaren festen Augen. Ich wag's, steht auch der arge Erzbischof dabei." Und mit raschem Ruck schob er sich an einem Speerträger vorbei, sprang auf die Mitte der Straße hinter den Rittern und warf sich vor dem langsam einherschreitenden König auf die Kniee.

„Hinweg, frecher Bauer!" rief Aribo, der zur Rechten des Herrschers ging. „He, Speerleute, greift ihn!" — „Laßt! Laßt das Volk zu seinem König. Was willst du, Alter? Sprich!" — „Mein Recht! Meiner Väter Erbe! Meinen kleinen Rebgarten." — „Wer hält ihn dir vor?" — „Der da, lieber Herr König. Der böse Bischof. Er sagt, der Weinberg gehöre dem Stift des heiligen Bonifacius. Es ist aber nicht wahr. Der Bischof riß ihn an sich mit Gewalt. Ich habe sechs ehrliche Eidhelfer. Ich lud den Bischof vor das Grafengericht: er kam nicht, er nicht noch sein Vogt: er habe selbst, ließ er sagen, die Gerichtsbarkeit in der Stadt: wohl: aber nur bis an die Mauer: mein Gütlein liegt doch draußen vor der Mauer. Herr König, schafft mir Gericht und Recht." — „Herr Erzbischof," sprach Konrad, die Stirne runzelnd, „was habt Ihr hierzu zu sagen?" — „Bauerntrotz! Ich kann den Acker gut brauchen, dort die Mauerkapelle zu erweitern. Ich bot ihm Geld . . ." — „Das Erbe meiner Väter ist mir nicht feil," rief der Alte. — „Laßt doch, Herr König, diesen alten Narren. Kommt! In den Dom! Dort harret die Kaiserin mit den Reichsinsignien, mit der

Krone: laßt sie mich . ." — „Bei Gott dem Herrn, Ihr sollt mich nicht krönen, bevor der Mann sein Recht gefunden! Sofort gebt ihm sein Feld zurück." — „Ja denn, in des . . . in Gottes Namen. Eile, Gozelo, gib dem Öconomus den Befehl. Nimm den Trotzkopf mit!" Der wollte des Königs Mantelsaum küssen: als das verwehrt ward, sprang er auf und rief gen Himmel: „Vergelt's ihm, Herr Gott, vergelt's dem gerechten Herrn!" und er verschwand unter dem umherwogenden Volk.

Feierlich, wie begrüßend läuteten die Glocken des Doms, als Herr Konrad nun, hoch aufgerichtet, die Marmorstufen hinanstieg.

II.

Der zornige Abgang des Wormsers ließ den König und gar viele um ihn besorgen, der Hitzkopf werde, trotz Vertrages und Eides, gestützt auf seine Westfranken und die Lothringer, zu den Waffen greifen. Nur Aribo meinte lächelnd, „er wird sich hüten." Gründe gab er nicht an. Aber er behielt recht: alles blieb ruhig und Konrad konnte ungestört alsbald seinen Königsritt antreten, das heißt allmählich durch alle Landschaften des Reichs ziehen, die Huldigung der Herzoge, Bischöfe und Markgrafen, die nicht zu Kamba erschienen waren, entgegennehmen, Landtage mit ihnen abhalten, wichtige Angelegenheiten der einzelnen Gebiete beraten und entscheiden.

Es fiel auf, daß der Herrscher sich dabei nicht von Aribo begleiten ließ, der als ebenso begabt wie begierig für die Leitung der Staatsgeschäfte allbekannt war.

An seine Stelle trat an die Seite und im Rat des

Königs der milde Bischof Burchard, dessen Güte ebenso volkskundig war wie die Herrschsucht des Mainzers. Er war erst nach der Wahl und der Krönung an dem Hof eingetroffen, zurückgekehrt aus Alamannien, wo er in der ersten Zeit nach dem plötzlichen Tode des Herzogs der Witwe und dem jungen Erben in Ordnung der auf sie eindrängenden Geschäfte geholfen hatte. „Warum kommt der Sohn nicht, das Lehen des Vaters zu muten?" fragte Konrad ihn gleich bei der ersten Begrüßung in Mainz. — „Wunde von Eberzahn, Ihr wißt das, kundiger Weidmann, heilt langsam: wie von Hirschgeweih." — „Wohl!

> ‚Eberzahn und Hirschgestange, —
> Solche Wunden heilen lange.‘

Er soll nicht eher reisen, bis er sicher kann. Aber um ‚Indult‘ muß er bitten, versäumt er die sechswöchige Frist: darauf muß ich bestehen: sonst verwirkt er das Lehen." — „O Herr König! Der Sohn des prächtigsten Vaters! Das werdet Ihr nicht . . ." — „Gewiß werd' ich's tun. In den letzten Zeiten haben die Söhne der Herzoge sich gern um diese Pflicht herumgedrückt: sie haben getan, als ob sie, ohne Verstattung des Königs, von Rechts wegen diese großen Lehen — diese Herzogtümer! — erbten wie der Bauernsohn den Acker des Vaters. Das aber darf nicht aufkommen, nie. Ich werde bald ein Wörtlein reden mit diesen Herzogen. Viel eher würde ich die kleinen Lehen — das heißt, die ritterlichen Vasallen der Herzoge — als erbberechtigt anerkennen, um so . . . Doch das gehört noch der Zukunft an: schweigt davon, viel treuer Burchard: — ich spreche später mit Euch darüber: vielleicht zuerst in Italien." — „Wohl. Aber hütet Euch in der Behandlung des jungen Herzogs . . . ." — „Herzogs?" fuhr der König

auf. „Er ist's noch nicht! Nur durch mich wird er's." — Besorgt unterdrückte der Bischof einen Seufzer: er gedachte mancher Reden des Jünglings und wie der noch ganz andre Forderungen stellen werde als die des Herzogtums Schwaben, das er als selbstverständlich ihm gehörig ansah. Unwillig brach Konrad das Schweigen. „Und diesen jungen Brausekopf schonen, besonders glimpflich anfassen? Den gerade nicht! Er soll Zucht, die Zucht der Reichsgewalt lernen. Ihr kennt ihn ja gut. Wie ist er?" — „Ein herrlicher Jüngling! Tapfer, edelherzig, nichts Unreines und kein Falsch an ihm. Nur . ." — „Aha! Also doch ein Nur . . ." — „Ein wenig trotzig, hitzig und ehrgeizig." — „Seine Ehre such' er im Dienst des Reichs: — darin will ich ihm weidlich helfen! Aber den Trotz treib' ich ihm aus. Wie ist seine Mutter? Ihre Schönheit preisen lang' schon die fahrenden Sänger." — „Sie verdient höheres Lob als des Leibes. Aber was den Jüngling anlangt: — ich hätte einen Wunsch für ihn." — „Schon jetzt? Ich kenne ihn ja noch nicht. Hat er Euch als Fürsprech angerufen?" — „O nein! Ganz im Gegenteil. Er würde mich heftig schelten, wüßte er, was ich ihm an Schmerz bereiten will." — „Nun, was ist's?" — „Er hat einen heißgeliebten Freund, den auch ein prächtiger Kern adelt. Aber er hat alle Fehler — ich will sagen: alle gefährlichen Tugenden Ernsts . . ." — „Gefährliche Tugend ist gut," lachte der König. — „In gesteigertem Maß. Es ist nicht gut, daß der Herzogsohn immer nur den — und den allein! — zur Seite hat." — „Da ist doch leicht geholfen. Die Mutter soll ihm diesen Verkehr verbieten." — Der Bischof zuckte die Achseln: „Ernst würde ihr nicht gehorchen." — „So, so?" Konrad furchte die Stirn. „Trotz auch gegen die Mutter? Ei, mir mißhagt alles, was ich von Eurem gepriesenen Lieb-

ling höre. So werd' ich ihm die Trennung befehlen. Laß sehen, ob er auch seinem König trotzt. Das sollte ihm schlecht bekommen."

Erschrocken hob Burchard wie bittend die Hände. „Ah, was hab' ich da angerichtet. Nicht so, bitte, nicht so, Herr König." — „Ihr scheint wirklich zu fürchten, er trotzt auch mir?" — Der Bischof vermied eine Antwort: „Nicht diesen Weg! Ihr habt der erledigten Ämter oder der zu besorgenden Aufträge so viele. Schickt den Grafen — er ist kühn, sehr kühn und scharfen Geistes! — schickt ihn mit einem Auftrag nach Rom, nach Byzanz. Werner wird alles gut . . ." — „Werner heißt er? Wer ist sein Vater?" — Burchard stockte: er ward rot im Gesicht. „Ja, das ist der Jammer. Er . . . er hat keinen Vater."

Da fuhr der König auf: „Was? Ein Bastard, ein ehrloser, der nächste Freund des künftigen Schwabenherzogs? Am Ende gar der Kecke, der damals in Wirzburg . .? Und die Mutter leidet das? Nun, zum Glück bin ich sein Lehnsherr! — Aber nun genug von Bastard und Trotzkopf. Hört Wichtigeres. Ich habe Euch gebeten, mich auf dem Rundritt durch das Reich — morgen tret' ich ihn an — zu begleiten, nicht mit dem Leibe nur, mit Eurer Weisheit, Eurer Kenntnis von Menschen und Dingen, mit Eurer Güte zumal· denn die ist just nicht meine höchste Tugend." — „Güte ist oft Schwäche. Ich kenn' Euch lang': Ihr seid gütig, wo's nur Euch angeht, aber wo's den Staat betrifft, klug, jedoch streng." — „Sagt nur: ‚Hart'. Und gerade das sollt Ihr bewirken, daß meine gerechte Strenge nicht ungerechte Härte werde." — „Ihr ehrt mich hoch, Herr Konrad. Aber verstattet eine Frage." — „Ich errate sie. Fragt." — „Warum wählt Ihr zu Eurem Ratgeber nicht . . .?" — „Den

Mainzer? Aus vielen Gründen. Ein paar davon sollt Ihr schon jetzt vernehmen. Andre, fürcht' ich, werdet Ihr selbst an ihm erleben. Euer Amtsbruder hat sich eifrig um meine Wahl bemüht, aber wahrlich nicht um des Reichs, auch nicht um meinetwillen, nur, weil er sich den neuen König blindlings zu Dank verpflichten wollte."

Burchard wollte den Amtsgenossen in Schutz nehmen: aber er war zu ehrlich: vor dem scharfen Blick Konrads schlug er die Augen nieder und unterdrückte den begonnenen Einspruch.

„Nun dank' ich ihm ja auch: aber nicht gar sehr, weil ich den Zweck seines Eifers kenne. Und am wenigsten dank' ich ihm so, wie er es will: das heißt durch allerlei Verzichte des Reichs auf Rechte gegenüber seiner und der allgemeinen Kirche. Nicht meine Rechte sind's, Rechte des Staats. Diese Scheidung zu machen, haben sie immer noch nicht gelernt, die guten Deutschen, auch die Klügsten nicht: in Deutschland kann man's auch nicht lernen: ich hab's gelernt in Welschland, in Pavia, in Bologna, wo ich — nicht ohne Vorteil — unter Kaiser Heinrich als dessen Markgraf über Römer und Lombarden gewaltet, mit deren Prudentes und Consules gelebt habe. Mir ist, demnächst muß ich den burgundischen Herrschern diesen Unterschied mit Schwertstreichen in die Köpfe schlagen. Also: was der Machtgierige ohne Schaden des Reichs von m i r begehrt, soll er — nach Möglichkeiten — erhalten, hat schon reichlich erhalten. Aber auf Kosten des Reichs oder wider das Recht — nichts, gar nichts. Und empört hat mich, wie er — noch war ich gar nicht gewählt — sich im voraus die Herrschaft in meinem künftigen Rat sichern wollte: hat er doch die wackersten unter euch Bischöfen, den treuen Pilgrim von Köln, den trefflichen Gerbod von Hildesheim als meine geheimen Feinde, als böse Ränke=

schmiede bei mir verleumdet. Und noch einen, den Ihr auch kennt!"

Der König hatte sich in Eifer gesprochen: nun sagte der Bischof beschwichtigend: „Seht, Herr Konrad, Bruder Aribos ‚gefährliche Tugend' ist seine Schlauheit." — Da lachte Herr Konrad und sprach: „Nun, wir wollen dafür sorgen, daß sie nur ihm gefährlich wird, nicht dem Reich. Macht Euch reisefertig auf morgen. Mir ist, mit Euch reise ich wie jung Tobias unter himmlischem Geleit! Mög' unsere Fahrt dem Reiche frommen!" — „Dazu sag' ich Amen!"

III.

Und sichtbarlich schien in der Tat der Segen des Himmels über diesem Königsritt zu schweben: überall, in jeder Stadt, in jeder Landschaft gelang, was Konrad zum Wohle des Reichs anstrebte. Der Umritt ging von Mainz zunächst über Ingelheim, Köln, Aachen, Lüttich, Nimwegen; das waren die Gegenden, in denen die abgünstigen Großen, zumal die lothringischen Herzoge, den Sitz ihrer Macht hatten: kühn suchte gerade diese der König zuerst auf: wie der Nebel vor der Sonne, verschwand jede Neigung zum Widerstehen vor der gebietenden und zugleich gewinnenden Gestalt des Herrschers. Vom Rhein wandte sich der Zug nach Nordosten, nach Sachsen: in Dortmund, in Minden, in Paderborn, in Hörde, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, Merseburg scharten sich um ihn die sächsischen Großen, geführt von ihrem Herzog Bernhard, huldigten, trugen allerlei Streitfälle untereinander und mit den zahlreichen Klöstern vor und dankten dann gar eifrig für die

gerechten und weisen Entscheidungen. Zu einem gleichen Siegeszug des Rechts gestaltete sich die Fahrt durch Thüringen, Hessen, Nordfranken nach Alamannien, wo bei Bischof Brun zu Augsburg längerer Aufenthalt genommen ward.

Nach zwei hier verbrachten Tagen sprach der König zu seinem Vertrauten Burchard, als dieser am Morgen des dritten in das Schreibgemach trat: „Nun? Ist das Indultgesuch deines Lieblings noch immer nicht eingetroffen? Sein Herr und König steht auf schwäbischem Boden. In zwei Tagen ist die Frist abgelaufen! Beim Heil des Reichs: ich gebe das Herzogtum einem andern: zu Beispiel meinem tapfern und getreuen Pfalzgrafen Mangold, dem Nellenburger, der mir herzlich ergeben. Wo steckt der ungebärdige Herzogssohn?" — „Draußen in deinem Vorsaal, Herr König. Er bittet um Gehör." — „Nun, das ist sein Glück. Laß ihn herein. Ist nicht auch Graf Mangold hier?" — „Jawohl: er wartet auch." — „Ich will erst den Knaben allein sprechen."

Alsbald trat, von Burchard geführt, Ernst über die Schwelle: festen Schrittes, hoch aufgerichtet: nur so tief als nötig beugte er — einen Augenblick — das Haupt, nicht ein Haarbreit tiefer. Der König musterte ihn scharf mit wenig freundlichen Blicken. Unwillkürlich aber, ja gegen seinen Willen gewann ihm das schöne Antlitz, die edle Gestalt, Wohlgefallen ab. Er wartete auf eine Ansprache des Jünglings: aber dieser schwieg. Da herrschte er ihn an: „Warum kommt Ihr so spät zur Meldung? Wollt Ihr vielleicht das Lehen des Vaters nicht?" — „Meine Ehre erheischt, daß ich es fordere." — So? Eure Ehre? Und meine Pflicht — die schwerer wiegt als Eure Ehre — erheischt, daß ich die Lehen des Reichs nur den Würdigsten verleihe. Warum erst jetzt?" — „Ich

lag wund. Sobald ich erfuhr, daß Ihr den Boden meines Herzogtums . . . —" — „Ist Schwaben schon Euer?" fuhr Konrad auf. — Aber ohne sich zu berichtigen schloß der Jüngling: „Betreten, eilte ich Euch — wider des Arztes Verbot — entgegen, Euch zu huldigen als meinem König."

Mit ruhigerem Blick und Tone sprach der Herrscher nun: „Und Eure Frau Mutter: die Herzoginwitwe?" — „Sie wird hier erscheinen, Euch einzuladen nach unserem alten Herzogsschloß in Ulm." — „Ihr wollt sagen: in die dortige Königspfalz. Ich werde mir das überlegen. Mit Eurer Mutter werd' ich auch besprechen, unter welchen Bedingungen ich Euch belehnen will mit Schwaben."

„Mit Vergunst, Herr König, es handelt sich nicht bloß um Schwaben." — „Schweig noch!" mahnte der Bischof besorgt. — „Was wollt Ihr noch?" fuhr Konrad auf. „Vielleicht Bayern, Sachsen und Franken." — „Nein! Aber Burgund." — „Burgund? Seid Ihr bei Sinnen?" — „Ganz, Herr König." — „Mit welchem Recht? Noch lebt König Rudolf, noch sein Neffe, Herr Odo von Champagne." — „Ich fordere auch nur die Anerkennung meines Erbrechts jetzt schon und die Eventualbelehnung für den Fall von Rudolfs Tod." — „Ihr blickt weit voraus! Das muß man sagen! Und hoch hinauf." — „Ja, aber in das Licht der Wahrheit und des Rechts. Meine Mutter ist eine Schwestertochter König Rudolfs wie jener Odo ein Schwestersohn, also Spindelmagen beide: der Mannesstamm erlischt mit Rudolfs Tod. Ich habe jedenfalls das gleiche Recht wie jener Odo und über den Besitz soll rasch das Schwert entscheiden."

Zornig brauste ihn der König an: „Niemals! Zwei große Herzogtümer in einer Hand? Und zwar in was für einer!" — „Herr König!" — „Nun ja! Hat sie sich

schon bewährt? Hitzig ist sie und hastig zugreifend: nur das weiß ich bisher von ihr. Und flugs zum Krieg entschlossen! Ich brauche und will Frieden im Reich." — „Und ich will mein Recht!" — „Das scheint höchst zweifelhaft. Ich werd' es untersuchen. Aber keinesfalls Schwaben und Burgund. Ich werde . . . Horch! Was ist das? Streit, Lärm im Vorsaal. Waffenklirren in meiner Pfalz?"

Er eilte an die Tür und riß sie auf, Burchard und Ernst folgten ihm. Im Vorsaal standen zwei Ritter: der eine deckte sich mit dem Schild gegen die hitzigen Schwertschläge des andern, der wütend auf ihn einhieb. — „Mangold!" rief Konrad. „Du verteidigst dich nur, ich seh's. Aber wer ist der Schwertfechter?" — „Werner, halt ein," rief Ernst. — „Steck das Schwert ein!" mahnte der Bischof. — Werner wandte sich, erschaute den König und senkte das Schwert, ohne doch es zu bergen. Er brachte vor Wut kein Wort über die Lippen.

„Ah," rief Konrad, „das ist gewiß Herr Werner von Kiburg! Pfalzgraf, sprich! Was hat's gegeben?" — „Der Kecke trat ein und wollte sofort zu Euch, Herr König, vor mir — der ich lang harre — und ungemeldet. Ich vertrat ihm den Weg. Sofort zog er und hieb auf mich ein. Ich brauchte nur den Schild." — „Ich seh's: übel ist der verhaun. Bischof, nimm dem Frevler die freche Klinge ab und führ' ihn in Haft. Bruch des Pfalzfriedens! Darauf steht Verlust der Hand, die das Schwert gezückt und Ehrlosigkeit: — aber die trifft ihn nicht, den ehrlosen Bastard."

Da schrie Werner auf wie ein weidwundes Wild: wütend machte er einen Schritt gegen den König: aber Ernst löste ihm das Schwert aus der Hand, der Bischof legte ihm die Rechte auf die Schulter und sprach: „Werner, du bist mein Gefangner."

IV.

In den nächsten Tagen sollte zu Augsburg ein Hoftag gehalten und von diesem auch das Urteil über Werner gefunden werden auf erhobene Anklage des Königs: denn dieser galt als der durch den Bruch seines Pfalzfriedens Verletzte. Vergeblich legte der gute Bischof Fürbitte für den Hitzkopf ein, der in seinem Zornausbruch gar nicht gewußt habe, wo er sich befinde, was er tue.

„So soll er beides lernen. Und übrigens: — Ihr wolltet ihn ja gern von dem andern Trotzkopf getrennt wissen: besser als ein kurzer Auftrag bewirkt das ein solches Urteil: und für immer. — Laßt jetzt diesen kleinen Zwischenfall. Großes — Wichtiges für das Reich — verdrängt alles andre in meinen Gedanken, meinen Sorgen. Dieser Ernst, der Sohn der Witwe Gisela, hat sie mir dringend vor Augen gezwungen." — „Ich ahne, die Sorge heißt: Burgund." — „Erraten! Das Verlangen des machtgierigen Knaben nach zwei Herzogreichen erfüll' ich nie. Auch die Wahl kann ich ihm nicht lassen: Schwaben mag er haben wie sein Vater: es regiert und schützt sich selbst. Aber Burgund? Der üble Nachbar in Paris, der König Robert, der schlaue Kapetinger, läßt nicht ab, offen oder heimlich danach zu tasten. In Burgund muß ich selbst walten. Auch hat ja Frau Gisela ein gewisses Recht auf das Land: sie, nicht, solang sie lebt, der kecke Sohn." — „Sie könnte ihm aber das Recht abtreten." — „Das verbiet' ich als oberster Lehnsherr. Ich, das heißt das Reich, müßte ihr Recht auf Burgund erwerben. Schafft mir doch die Verträge herbei, die weiland Kaiser Heinrich mit König Rudolf von Burgund geschlossen: über das burgundische Basel zunächst, dann über ganz Burgund."

„Hier in Augsburg bei Bischof Brun, der sie vermittelt hat, liegen sie im Pfalzarchiv. Allein diese Verträge — Euch werden sie nicht nützen. Wohl hat der alte König Herrn Heinrich in Person allerlei Rechte — ich weiß im Augenblick nicht, wie weit sie gehen sollten — auf Burgund abgetreten: aber offenbar eben nur Herrn Heinrich, seinem Neffen; und nur für den Fall, den man als selbstverständlich ansah, daß der junge Neffe den alten Oheim überlebe und beerbe. Nun aber starb Herr Heinrich und noch lebt König Rudolf. So werden denn bei seinem Tode seine Nichte und sein Neffe, der unruhige, händelsüchtige Herr Odo, sich als Erben geltend machen." „Hm," meinte der König, „mit dem wollte ja der Knabe mit seinen schwäbischen Kräften rasch fertig werden: ich, mit der Macht des Reichs, doch wohl noch rascher. Aber freilich, die andere Erbin. Ich habe geschworen im Dom zu Mainz, die Witwen gegen andre zu beschützen. Soll ich selbst gleich die erste, die mich für ihr Recht anruft, die Witwe eines trefflichen Herzogs, berauben? Das geht nicht an. Aber doch muß Burgund irgendwie ans Reich. Schaffe mir alsbald — heute noch — die Verträge. Wer kommt da? Graf Mangold! Willkommen, Vielgetreuer. Geduldet Euch nur. Ihr sollt volle Genugtuung haben für den mörderischen Anfall, die Beleidigung." — „Nicht deswegen komme ich, mein König. Was ein Bankert tut, kann mich nicht beleidigen. Ich melde die Ankunft wichtiger Gäste am Hof. Zuerst kam — vom Rheine her — der Erzbischof von Mainz."

Konrad furchte die Brauen: „Hab' ihn nicht gerufen. Was will er schon wieder?" — „Vermutlich mich ablösen in Eurem Rat," lächelte Herr Burchard gutmütig. — „Nie mehr! — Und wer kam noch?" — „Soeben das allerwunderschönste Weib, das meine Augen je geschaut: Frau

Gisela, die Herzoginwitwe von Schwaben. Ich stand vor ihr — geblendet. Ihr werdet staunen, Herr.“ — „Bin nicht neugierig. Wird eben ein Blendwerk sein. Aber mich blendet kein Weib mehr. Ich bin fertig mit dem treulosen Geschlecht — seit lange. Nicht wahr, Freund Burchard, mein Beichtvater?“ Ein unterdrückter Seufzer schloß die Frage.

V.

Bald darauf ward dem König die Bitte der Herzogin um Gehör gemeldet. Er befahl, sie sofort in den Empfangsaal einzuführen, wo er auf dem Thronsitz Platz nahm; Bischof Burchard begleitete sie. Die hohe, stolze Gestalt war nach der Sitte der Zeit ganz in Weiß — die Tracht der Trauer — gekleidet: der weiche Stoff des eng anliegenden, weit nachwallenden Gewandes zeigte deutlich den herrlichen Wuchs und hob sich scharf ab von dem langen tiefschwarzen Witwenschleier, der, auf dem Wirbel befestigt, die Züge dicht verbarg. An des Bischofs Seite schritt sie langsam durch den großen Saal auf die Stufen des Thrones zu: sie verbeugte sich: die Bewegung verband edle Hoheit mit edler Anmut: der König rührte sich nicht: er duldete, daß sie sich vor der untersten Stufe auf die Kniee niederließ. Nun schlug sie den Schleier zurück .... da sprang er auf, — mit einem lauten Ruf des Staunens: schon stand er vor ihr, ergriff ihre beiden Hände und hob die Knieende rasch empor, sprachlos in ihr Antlitz starrend. „Frau Herzogin,“ rief er endlich. „Wie konntet Ihr knieen! Vor einem Mann! Ihr?“

Sie errötete über und über und senkte ein wenig das Haupt: aber zugleich flog ein lieblich Lächeln, ein siegfrohes, um ihre Lippen: es war die Freude des Weibes an dem abermaligen Siege des ersten Anblicks ihrer Schönheit: noch gegenüber jedem Mann hatte sie ihn erlebt. Mit einem schalkhaften Ausdruck, der ihr reizend ließ, sprach sie in wohllautender Stimme demütig: „Wohl ziemt es zu knieen — einer Bettlerin."

„Ihr? Bitten?" Er konnte das Auge nicht von ihrem Anblick losreißen. Endlich faßte er gar ritterlich ihre Rechte und führte sie zu der weichen Rundbank, die sich rings an den Wänden des Saales hinzog: er drückte sie sanft auf die Polster und stand ehrerbietig ihr gegenüber. Langsam, mit besorgten Mienen trat Bischof Burchard näher heran.

„Sagt an, wunderbare Frau, welches ist Eure Bitte, besser Euer Wunsch? Alles ist gewährt, was es auch sei" — da erschaute er den ernst mahnenden, warnenden Blick des Bischofs — „das heißt," fügte er nun rasch, mit schamvollen Wangen, bei — „wenn's nicht zum Schaden des Reichs, natürlich."

Abermals lächelte sie mit jener bestrickenden Anmut: „O nein, Herr König, 's ist zum Wohl des Reichs. Gleich bei der Ankunft berichtete mir mein Sohn . . ." — Konrad fuhr auf: „Ah! Ah! Euer Sohn? Ja doch, ja! Der stattliche Jüngling ist Euer Sohn! Wie . . . wie ist das nur möglich. Ein Wunder!" — „Doch nicht gerade," erläuterte der Bischof: „vierzehn Jahre zählte das Kind, als ich es traute mit Freund Ernst."

Bei diesem Namen schien ein Schatten durch den Saal zu fliegen: wenigstens über des Königs Gesicht zog es dunkel dahin: ein Schweigen entstand. Burchard brach's, eh es peinlich ward. „Wahr sprach die edle Frau: sie

vertraute mir ihre Bitte an: die Erfüllung ist zum Heil des Reichs."

Konrad schien im Augenblick nicht an das Reich und dessen Heil zu denken: er mußte sich sichtlich von ganz anderen Vorstellungen losreißen. „Ja so! die Bitte!" rief er.

„Mein hoher Herr und König," hauchte die süße Stimme, „ich flehe Euch an: begnadigt den tollen Buben, den Werner." — „Ah, das ist's," erwiderte der König langsam, kopfnickend. — „Ja, das ist's," sprach Burchard. „Und Ihr habt Euch schon gebunden, Herr, durch Euer — verzeiht — etwas vorschnell Wort." — „Ja," sprach der Herrscher, „das . . . das war unbedacht." Er grollte sich selbst. „Ich tu's nie wieder." — „Wird gut sein, Herr! Was hätte die schöne Frau nicht alles erbitten mögen . . . für ihren Sohn: zum Beispiel" — hier flüsterte er in sein Ohr — „zum Beispiel: Burgund."

Der König drückte die Lippen aufeinander: dann sprach er: „Recht hast du, Treuer! Dank für die Warnung. Es geschieht mir nicht nochmal."

Bei dieser Wendung des Gesprächs erschrak die Bittstellerin: „Um Gott, Herr König. Hab' ich Euch beleidigt?" — „Ihr? O nein. Aber ich vergaß einen Augenblick die Königspflicht." — „Nein," sprach der Bischof, „diesmal hat Gott jeden Schaden verhütet. Denn wahrlich: es ist zum Heil des Reichs, bleibt sie erhalten, jene tapfre Rechte, die schon manchen stolzen Schlag gegen Ungarn und Böhmaken geschlagen hat, im schwäbischen Aufgebot, im Vorstreit für das Reich."

„So sei es," sprach Herr Konrad rasch und froh: der Tollkopf mag mit dem Schreck davonkommen. Aber, Bischof: fortab keine Gnade mehr für den Rückfall.." — „Dank, tausend Dank, mein Herr und König! Ihr seid

so gut und gnädig als Ihr stark und herrlich seid." Bewundernd ruhten die hellbraunen Augen der Frau auf der stolzen Mannesgestalt. „Ach, aber wie könnte ich Euch danken?"

Da flammte heiße Glut auf in den Blicken des Königs: er konnte wieder die Augen nicht von diesem Antlitz lösen: so brennend war der Blick, so gar nicht mißzuverstehen von einem Weibe, daß Gisela über und über errötete und die langen seidnen Wimpern senkte.

„Wie Ihr mir danken könntet . . .?" Er trat rasch einen Schritt näher. Aber leise schob sich der Bischof zwischen beide, ergriff nach einem warnenden Blick auf Konrad die Hand Giselas und führte sie zur Türe: „Die Geschäfte sind nun wohl zu Ende. Verstattet, daß ich Euch in Eure Kemenate geleite." Sie folgte willig: aber an der Schwelle wandte sie das Haupt und warf dem eifrig nachschreitenden König einen Blick zu, der sagte viel, ja alles. Heiß durchrieselt blickte er ihr nach.

VI.

Noch im Laufe des gleichen Tages erlangte auch Aribo das nachgesuchte Gehör. Auf die Frage des Königs, was ihn herführe, antwortete der Erzbischof: „Der Wunsch, wieder einmal das Herscher-Antlitz zu schauen, das sich mir wie eine scheidende Sonne entzogen hat, seit den Tagen von Mainz, seit die Krone Euer Haupt schmückte, die . . ." — „Ich Euch verdanke Erzkanzler. Nicht nötig, mich des zu mahnen; ich vergesse das nicht. Aber schwer-

lich hat Euch dieses Sehnen zu mir geführt: Ihr wünscht etwas für Euch."

„Diesmal doch nicht! Nicht einmal für die heilige Kirche. Ich komme, zu warnen. Ich erhielt zuverlässig Kunde, daß zwei Eurer Feinde sich insgeheim verbündet haben und gegen Euch rüsten: der rote Konrad, der den Tag von Kamba nicht vergessen hat, und Odo von Champagne, der den Anfall von Burgund nicht erwarten kann." — „Da kann er lange warten," lachte Konrad grimmig. — „Aber er will nicht! Der Rote hat ihm dies Reich versprochen, sobald er mit seiner Waffenhilfe Euch von dem Throne verdrängt. Ich eilte herbei, Euch zu warnen. Kommt zuvor."

„Dank! Ihr kommt zur rechten Zeit. Die Dinge von Burgund drängen in diesen Tagen zur Entscheidung — und zwar hier. Die *eine* Erbin, Frau Gisela, ist hier eingetroffen. Und auch ihr Sohn, der sie bei lebendigem Leibe beerben will." — „So hat sie sich entschlossen ihre Witwentrauer gar bald abzuschließen? Denn man trauert nicht bei Hofe," lachte der Bischof.

Unwillig fuhr Herr Konrad auf: „Kein Wort wider sie!" rief er in ungewohnter Heftigkeit. „Sie mußte wohl kommen, wann der König Schwabenland betritt."

Aribo ließ ganz kurz die klugen Augen auf den erregten, erhitzten Zügen des Königs ruhen. Dann sprach er beschwichtigend: „Ich bin der letzte, wider diese Frau zu sprechen, die Schönste, die Gottes Sonne je beschienen . . . ." Konrad schwieg, aber er nickte kurz Zustimmung. „Das sieht jedes Auge. Ich aber, — seit vielen Jahren kenn' ich sie genau! — sehe auch in ihre edle Seele, ihren klugen Geist."

„Freut mich, das von Euch zu hören. Gefällt mir besser als Bischof Burchards gar eingeschränktes Lob, der

Wankelmut an ihr zu tadeln fand und allzuwarme Freude an weltlichen Dingen." — „Ei, die Vielschöne ist doch keine Nonne. Wäre schade drum!" fügte er listig bei. — „Das mein' ich auch. Ihr seid ihr Freund, ich seh's. So sollt Ihr morgen — als Vertreter ihrer Rechte — teilnehmen an der Beratung über Burgund: ich muß heute noch die Verträge mit König Rudolf genau prüfen: morgen bin ich damit fertig."

Mit Mühe hatte Ernst, nachdem er selbst den Freund aus der Haft in Freiheit geführt, ihn bewogen, dem König und der Fürsprecherin seinen Dank sagen zu lassen! „Ich mag ihnen nichts zu danken haben, ihm nicht und ihr nicht. Nein, auch deiner schönen Mutter nicht! Sie ist allzuschön. Will sagen, sie weiß es zu klar und denkt immerfort daran. Wer weiß, was wir noch mit dieser Schönheit erleben. Sie ist zu jung für eine Witwe." — „Aber Werner! Ihr Gelübde! In die Hand des sterbenden Vaters abgelegt."

„Nun, lassen wir's. — Weißt du, was ich möchte? Diesen tugendsamen Pfalzgrafen, der mir den Zutritt zum Herrscher verwehrte, —" — „Er war in vollem Recht." — „Vor mein Schwert fordern, anderswohin als in der Pfalz, wo sich der Feigling . . ." — „Graf Mangold ist nicht feig. Die Böhmen wissen's." — „Nicht mit dem Schild des Pfalzfriedens decken mag. Aber ich will den König nicht aufs neue reizen, indem ich ihm seinen Liebling erschlage." — „Laß das bleiben, bitte." — „Wenigstens bis er deine Mutung um Schwaben und Burgund gewährt hat." — „Eingereicht ist sie schon: morgen fällt die Entscheidung. Der treue Burchard mahnte dringend, nur Schwaben zu verlangen, auf Burgund zu verzichten: das sei hoffnungslos. Ich schwanke."

„Tod und Teufel," rief Werner mit dem Fuße stampfend, daß der Estrich des Kerkerganges dröhnte, „du darfst nicht schwanken. Schmach dem Ritter, der nicht sein Recht verficht. Hast du nur erst Schwaben — treu stehen alle Alamannen-Helme zu dem Sohn ihres geliebten Herzogs, alsdann selbst ihrem Herzog! — magst du um Burgund mit den Waffen werben." — „Still! Wecke mir nicht wieder Gedanken, die ich mit Mühe in Schlummer gewiegt."

VII.

Am andern Morgen berief der König die Herzogin, deren Sohn mit Gefolge, Aribo und Burchard, sowie den Bischof Bruno von Augsburg in den Empfangssaal, wo er auf dem Throne Platz nahm, während der Herzogin, ihren Frauen und den Bischöfen Sitze auf den reich behangenen Wandbänken bereitet waren: die andern Geistlichen und die Laien standen in dichten Reihen. Die Herzogin strahlte in stolzer Schönheit, der König weidete die Augen daran. Endlich begann er: „Vieledle Frau, Ihr und Euer Sohn und die andern hierher von mir Berufenen wissen, wozu ich euch versammelt habe: teils sollt ihr meine Beschlüsse vernehmen, teils sie mit mir vorbereiten. Ich halte hier zwei Urkunden, Eingaben des jugendlichen Ernst, des Sohnes des hochverdienten Schwabenherzogs und seiner Witwe. In der einen stellt er die Bitte, ihm das Herzogtum Schwaben zu verleihen. Da er hier in gehöriger, nicht blinder Mutung das Recht der Krone ausdrücklich anerkennt, solche Verleihung in Gnaden zu gewähren oder — ohne Angabe von Gründen — zu verweigern"

— da lief ein leises Murren durch die Reihen der alamannischen Vasallen. Werner trat mürrisch einen Schritt vor — „also keinerlei eignes Recht etwa wie auf ein Erbgut" — „in Anspruch nimmt, habe ich mich entschlossen, diese Bitte in Huld und Gnade zu gewähren. Morgen schon wird er dem König Hulde tun und den Eid der Lehnstreue schwören, ich aber werde ihm vor dem Lehnshof des Reiches die grüne Herzogfahne Alamanniens überreichen: er soll sie und das Herzogtum behalten, solang er seinem König die beschworne Treue hält."

Ernst verneigte sich dankend. Konrad legte die eine Urkunde zur Seite und erhob die andre.

„Weiter aber hat der künftige Schwabenherzog verlangt, ich solle ihn auch als Herzog des bisherigen Königreichs Burgund verkünden. Aber das kann nicht geschehen."

Da fuhr Ernst empor, daß seine Waffen erklirrten, seine Mutter hob warnend die Hand gegen Werner, der die Schwertscheide zur Erde stieß: die schwäbischen Ritter grollten dumpf.

Aber der König fuhr fort: „Erstens lebt noch der greise König von Burgund. Nun hat der Jüngling zwar nur für dessen Todesfall die Vorausbelehnung verlangt. Aber dem stehen entgegen die Rechte andrer: Odos von Champagne, des Neffen König Rudolfs, und Frau Giselas, dieses Königs Nichte. Zwar erklärt in dieser Urkunde die edle Frau, sie sei bereit, ihr Erbrecht an ihren Sohn abzutreten: das aber verbiet' ich im Namen des Reichs."

Da brach die Unzufriedenheit gar mancher Hörer in lauten Widerspruch aus.

„Schweigt, ihr Getreuen!" rief Ernst. „Herr König, gebt Ihr mir Urlaub zu reden?" — „Redet." — „Kraft welches Rechts wollt Ihr dies Verbot erlassen?"

Unmutig erwiderte der König: „Ich könnte sagen, kraft des Rechts des Oberlehnsherrn über alle Lehen im Reich. Oder kraft des Rechts und der Pflicht des Königs, allüberall das Wohl des Reichs zu wahren. Aber vernehmt ein stärkeres Recht: Herr Odo und Frau Gisela haben gar kein Recht mehr an Burgund — daher kann diese keins abtreten: denn der Erbe von Burgund . . . ." — „Seid Ihr's vielleicht?" entgegnete Werner hitzig. — „Nein, vorlaute Zunge, der Erbe von Burgund ist das Deutsche Reich." — „Was? Wie? Das Reich?" scholl's durch die Reihen. — „Das Reich ist kein Mensch. Es kann nicht erben!" rief Ernst. — „So? Erbt nicht ein Kloster aus Testament und aus Vertrag?" — „Ja, aber . . ." — „Kein aber, junger Ernst." Der König legte nun die zweite Urkunde fort und holte eine dritte aus einer neben ihm stehenden weit geöffneten Ecktruhe. „Seht hier den Vertrag, den Kaiser Heinrich geschlossen mit König Rudolf am 2. Hornung vor drei Jahren. Was steht hier geschrieben? ‚Fünftens aber setzt König Rudolf zu seinem Folger im Reiche Burgund ein den Kaiser Heinrich . . . —'" — „Seid Ihr das?" rief Werner.

Heiß zuckte die Flamme des Zorns über König Konrads meist so ruhige Züge, aber er faßte sich und sprach gelassen: „Euer Kerker liegt ganz nah." Dann fuhr er fort: „den Kaiser Heinrich und jeden seiner Nachfolger im Reich. Das will sagen: das Reich selbst, vertreten durch seinen jeweiligen König."

„Das, das ist nie Recht gewesen unter den Deutschen," sprach Ernst verwirrt nach kurzem Schweigen.

„Doch! Die guten Deutschen haben's nur nicht so ausgedrückt. Ich frage die weisen, gelehrten Herrn der Kirche: ist etwa der Papst und die Kirche, ist etwa der Bischof und das Bistum, ist der Abt und das Kloster

dasselbe?" — „Nicht doch," sprachen die drei Bischöfe mit einer Stimme.

„Das wäre Frevel," rief Bischof Bruno, „den sündhaften, sterblichen Menschen für eins zu halten mit der heiligen Anstalt. Und wirklich, — ich hab' es bisher nur nicht so gedacht! — aber wirklich gilt das gleiche vom König und vom Reich. Der König stirbt wie der Papst: die heilige Kirche und das Reich — es heißt auch heilig — sterben nicht." — Die Geistlichen alle riefen oder nickten Beifall.

„Gut, daß die Wahrheit dämmert in den deutschen Köpfen," sprach der König erfreut. — „Ich widerspreche dieser neuen Lehre," rief Ernst.

„So hört weiter. Bischof Bruno: wer hat dem Burgunderkönig den Vergeltpreis bezahlt für seine Abtretung. Kaiser Heinrich?" — „Nein doch," antwortete der Gefragte. „Hab' ich doch selber den Vertrag verfaßt: Lest nach, Herr König, ich meine: es muß Kapitel VII sein."

Konrad las wieder: „Den Vergelt aber für diesen Vertrag — nämlich für alle die nutzbaren Hoheitsrechte in Burgund, — ‚300 000 Schillinge goldner Münze, hat das Reich dem König von Burgund entrichtet'. Wer also, jung Ernst, hat das Recht auf Burgund erworben?"

Aber der gab nicht nach: „Ich leugne, daß jener greise König zum Nachteil seiner Blutserben, seiner gesetzlichen Erben über die Erbschaft verfügen konnte. Ich schelte den Vertrag null und nichtig. Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin und grüße kampflich jeden, der jenes Pergament verficht."

„O mein Sohn!" rief Gisela in Tränen ausbrechend und mit beiden Händen auf den Herrscher weisend: „du willst das Schwert erheben gegen diesen — diesen — Mann?"

Spöttisch fiel da Werner ein: „Ihr weint ohne Grund, vielschöne Witwe des edelsten Mannes: denn Ihr weint nicht um den Sohn, wie man etwa meinen sollte. Ihr weint um den Herrn König: — der aber schlägt sich nur mit Königen. Er hat jedoch viel tausend Vasallen, die für ihn kämpfen müssen und einem dieser würde wohl zuletzt auch Euer tapfrer Sohn Ernst erliegen. Spart die Tränen für den Sohn. Die letzten, die ich sah, vergosset Ihr dort am Waldessaume — für den Gemahl." Gisela barg das Haupt im Schleier.

Heiß zornig sprang der König auf: aber Aribo trat dicht vor ihn hin, neigte sich und bat um Redegunst. Dann hob er an: „Euer kluger scharfer Geist, Herr Konrad, ging nicht umsonst in Welschland in die Schule: die Lehre, die Ihr dort gelernt, haben schon Eure Vorfahren im Reiche, die großen Kaiser Theodosius und Justinian, gelehrt und ebenso schon lang die Canones der heiligen Kirche. Gleichwohl rate ich dringend, sich darauf nicht zu berufen, in Deutschland — anders in Italien, wohin Ihr wohl bald aufbrecht, Euch die Kaiserkrone zu holen in Rom." Wohlgefällig nickte der König.

„Unter den Deutschen nicht! Ihr saht, wie die hier versammelten Laien sämtlich die Köpfe schüttelten, Ihr hörtet vielleicht auch ihr Murren: wohlan, glaubt mir, alle Laien im Reich, vorab die Fürsten, würden es nicht beim Kopfschütteln und Murren bewenden lassen: sie würden Euch nicht Heerfolge leisten in einem Krieg gegen Herrn Odo aus solchem Rechtsgrund. Es ist doch höchst zweifelhaft, ob König Rudolf das Recht von Neffe und Nichte durch jenen Vertrag einfach über den Haufen stoßen konnte. Unser Volk hält streng fest am Erbrecht der Sippe. Das Volk kennt — darin hat jung Ernst recht — nur Menschen als Erben. So müßte" — und dabei warf er be-

deutsame Blicke erst auf Gisela, dann auf den Herrscher und hielt kurz inne — „ein menschlich Band Euch, Herr König — nicht das Gespenst des Reichs! — mit der Erbschaft — besser mit einem der Erbberechtigten — verknüpfen. Ja, zum Beispiel" — er tat, als komme ihm der (lang gefaßte) Gedanke jetzt erst plötzlich — „ja, wenn Herzog Ernst von Schwaben noch lebte, der, als der Gemahl der Erbin Gisela, hätte sonder Zweifel an deren Statt, als deren Vertreter und Eheherr, das Recht auf . . ."

Er konnte nicht vollenden. Denn Konrad, dessen bewegte Züge des Priesters Worte immer heftiger erregt hatten, sprang ungestüm von seinem Thron empor und mit glutflammendem Antlitz rief er: „Wohlan, so erhebe ich Frau Gisela hier zu meiner Gemahlin."

Da brach ein Sturm der Leidenschaften aus in dem Saal: Erstaunen, Bestürzung, vereinzelter Beifall, aber viel mehr lauter Unwille machten sich Luft: die Witwe sank halb ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen.

Am lautesten übertönte den Lärm der andern ein Schrei wilden Zorns: — Ernsts Stimme, doch seltsam entstellt — und eine grelle schrille Lache: — Werner stieß sie aus.

Konrad aber stieg von den Stufen und eilte raschen Schrittes mitten durch den Saal auf Gisela zu, ergriff heftig ihre Rechte und zog sie in die Höhe: „Verzeiht, vieledle Frau, das Ungestüm dieses Wortes: aber der Drang des Augenblicks hat mir rascher den Entschluß gereift, den ich — nein, der mich ergriffen hatte bei Eurem ersten Anblick. Ich will mich nicht berufen auf das alte Recht unsrer Herrscher, über die Hand der Jungfrauen und der Witwen — zumal der Fürstinnen — frei zu verfügen. Fern sei gegenüber einem Wesen wie Ihr jener barbarische, tyrannische Gebrauch. Nein, wie Ritter zu

Edelfrau, besser wie liebender Mann zu geliebtem Weib sprech' ich zu Euch: Gisela, könnt Ihr mein tief, mein heiß Gefühl nicht erwidern? Seht, ich biete Euch als Brautschatz die deutsche Königs= bald die römische Kaiser=Krone. Und mich, diesen ganzen Menschen. Und endlich bedenkt: unsre Verbindung ist ein Segen für das Reich — das mir immerdar das Höchste war und bleiben wird —: unsre Ehe endet friedlich den Streit um Burgund, — verhütet viel Blutvergießen. Redet! O sagt ja." Aber die Frau fand keine Worte: mit tief traurigem Ausdruck, mit schmerzlichstem Bedauern schüttelte sie leise das Haupt. „Ihr schweigt. Ihr sagt mir Nein?" Er wich einen Schritt zurück.

Da trat Ernst vor und grimmig, fast drohend sprach er: „Meine Mutter sagt Nein: — hei, es scheint ihr recht schwer zu werden, zu verzichten auf die Ehre der Krone und auf die Freuden des neuen Ehebetts! — sie sagt Nein, weil sie muß. Gott sei's geklagt, offenbar nur weil sie muß." — „Und warum muß sie?" fragte Konrad mit feindseligem Blick. — „Weil sie meinem sterbenden Vater geschworen hat, ihm treu zu bleiben, mir allein zu leben, nie wieder sich zu vermählen. Ist's nicht so, Freund Burchard, Herr Erzbischof, Ihr standet dabei, beide: — euer Zeugnis ruf' ich an! Ist's nicht so?"

Erwartungsvoll trat Konrad auf die beiden Bischöfe zu mit fragenden Blicken. „Also ist's," sprach Burchard feierlich, „ich hab's gehört. Und, Frau Gisela: Gott hat's gehört im Himmel, von wo Euer Gatte auf Euch herniederschaut in dieser Stunde."

Tiefes, allgemeines Schweigen folgte diesen Worten: auch Konrad schwieg, er senkte tief das Haupt: nur ein leises Wimmern war hörbar. Gisela rang die Hände. „Erzbischof Aribo?" fragte endlich schmerzbewegt der

König. Da schritt dieser von den Bankstufen herab und trat hoch aufgerichtet erhobnen Hauptes in die Mitte des Saales neben den König: „Ja, so war es, Herr König."

Der stieß ein dumpfes Stöhnen aus und wollte mit einem letzten Blick auf die Geliebte den Saal verlassen. Aber Aribo legte ihm die Rechte auf die Schulter und sprach: „Halt, Herr Konrad. Verweilet noch. Verzweifelt nicht. Ich kenn' Euch gut: Euch treibt nicht weniger als die Minne zu dieser vielschönen Frau Eure erste und höchste Liebe: das Wohl des Reichs. Wohlan: soll zweier wackrer Herzen Glück, ja das Heil des Reichs gehemmt sein durch einen — ich hab's mit angesehen! — nicht frei geleisteten, durch einen halb abgezwungenen Eid?"

„Wie? Was?" schrie Ernst auf. — „Pfaff, du lügst!" sprach Werner mit geballter, drohender Faust. — „Herr Amtsbruder," mahnte Burchard tief entrüstet. „Wie könnt Ihr . . .?" — „Beruhigt Euch, frommer Bruder. Ich hab's gesehen, wie er die Hand der Widerstrebenden ergriff und emporzog." — „Das war doch nicht zwingende Gewalt." — „Nein, nicht vis compulsiva, domine confrater. Aber doch Bedrängnis. Und übrigens ein Bischof sollte wissen, — wem von Christus dem Herrn gegeben ist die Macht zu lösen wie zu binden, wie auf Erden so im Himmel: Sankt Petrus und allen seinen Nachfolgern, den Bischöfen. Kraft dieser Gewalt, zu lösen, löse ich Frau Gisela auf Erden von ihrem Eid und löse sie im Himmel von jedem Recht, das die Seele des Verstorbenen dort geltend machen könnte."

Während der gewaltigen Bewegung im Saale, die alle ergriff, — Laien und Geistliche verließen ihre Sitze und drängten sich gegen König und Erzbischof — bahnte sich jener rasch den Weg durch das Gedränge zu Gisela, faßte

ihre beiden Hände und zog sie sanft gegen seine Brust, „Gisela, geliebtes Weib, Herrliche! Sprich, nun frei vor Gott und Menschen, willst du, zu unsrer beider Seligkeit und zu des Reiches Heil, — willst du die Meine werden?“ — Da hob sie beide Arme, sie lösend, hoch in die Höhe, und senkte sie auf seine beiden Schultern, an seine Brust fliegend. „Ja, ich bin dein.“

Ein markdurchdringender Schrei — ein dumpfer rasselnder Fall — Ernst lag ohnmächtig auf dem Estrich. Werner kniete neben ihm nieder und hob drohend die gepanzerte Faust gegen das Paar: „dieser Weheschrei wird gerächt,“ knirschte er.

Drittes Buch.

I.

Sobald Gisela sich in stiller Kemenate aus den Armen des Bräutigams gelöst hatte, beschied sie ihren Sohn zu sich: aber Ernst, Werner und alle schwäbischen Ritter hatten die Stadt verlassen: tief betroffen ließ die Mutter das den König wissen: der lachte: „Eilt es ihm nicht, Herzog zu werden — ich kann's abwarten. Und die Herzogfahne hier in der Pfalz auch."

Aber seine Bräutigamsungeduld konnte nicht warten: er drängte auf schleunige Vermählung. Aribo, der jetzt gewaltig viel zu gelten schien, hob bereitwillig das kirchliche Gebot der Einhaltung des Trauerjahres auf, der König selbst das weltliche und auf den nächsten Sonntag schon war die Hochzeit anberaumt, die auf Befehl des Herrschers mit aller königlichen Pracht gefeiert werden sollte. So viele Gäste als irgend in der kurzen Zwischenzeit geladen werden mochten, wurden entboten. Aber die Boten, die Ernst auf allen seinen Lieblingsburgen suchten, kehrten unverrichteter Dinge zurück: er war nirgends im Lande zu finden oder zu erkunden.

An dem Abend vor jenem Sonntag wandelte das Brautpaar allein in den Anlagen des parkähnlichen Gartens, der sich im Westen an die alte Königspfalz schloß.

Die Sonne des schönen Herbsttages ergoß vor dem Versinken in leichtes Gewölk noch ihre rotgoldnen Schimmer in reicher Fülle durch die schon blätterarmen Zweige der Linden und Buchen, milde wohltuende Wärme verbreitend: zwar der Gesang der andern Vögel war längst verstummt: aber der metallische Abendruf der Schwarzdrossel schmetterte melodisch durch die Büsche. Konrad hatte den Arm um die Geliebte geschlungen: jetzt hielt er an in dem langsamen Gang und brach das Schweigen, das beide lange stillbeglückt eingehalten.

„Meine Gisela," begann er, „in allem und jedem hast du dich bewährt, was diese wenigen, aber so inhaltreichen, vielbewegten Tage brachten: in allen Stücken erkannt' ich deinen zarten, feinen Sinn, wie er edlem Weibe innewohnen muß: sonst ist sie bei aller Schöne des Leibes ein widriges Geschöpf. Auch das ist gar fein und vornehm, daß du niemals mit der leisesten Frage, auch nicht mit einem Wort gestreift hast, was dich doch gewiß im geheimsten Herzen lebhaft bewegen muß, die Frage . . ."

„Welche Frage, Konrad? Ich habe keine an dich zu stellen. Liegt doch dein ganzes, edles, treuverlässiges Wesen so klar und offen und durchsichtig vor aller Augen wie der Spiegel des Bodensees im hellsten Sonnenlicht. Wer sehen kann, der sieht dich, nicht wie du scheinst, nein, wie du bist." — „Aber doch nicht, wie ich war, wie ich, was ich nun bin, geworden. Mein vergangenes Leben — vor dir, vor der Liebe, die mich zu dir zwang beim ersten Anblick — begehrst du nicht, davon zu wissen?" — „Mir genügt, was ich weiß. Wie du, früh verwaist, eine harte Jugend zu durchkämpfen hattest: der Großvater, der mächtige Herzog von Kärnten, ja die eigene Mutter, Frau Adelheid, setzten dich zurück hinter deine Oheime, des Vaters Brüder: karg maßen sie dir das Erbteil zu: hätte nicht

der gute Burchard sich dein angenommen, schwer hättest du gedarbt: durch Kämpfe und Kriegstaten mußtest du das erst erringen, was schon deiner Geburt gebührte. Alles, was du bist und hast, dankst du dir selbst allein, auch das Höchste, die Königskrone und das Kleinste, Wertloseste: dieses Weib, das dich so aus der Maßen lieben muß." Da drückte er sie an die Brust und küßte ihr Stirn, Augen und Mund.

„Ja lieben, wie ich nie geahnt, daß ein Herz lieben kann. Du weißt ja, dreizehn Jahre zählte ich, als der Vater mich verlobte, vierzehn, als ich dem so viel älteren Manne folgte. Ich war nicht gefragt worden: aber auch wenn gefragt, hätte ich nichts anderes getan, als dem Wunsche des Vaters folgen. Fern sei's, an dem Andenken des besten Mannes auch nur mit einem Worte zu mäkeln: er war die Güte selbst gegen mich junges Ding: Dank, Verehrung, ja Ehrfurcht wie für einen Vater hab' ich tief empfunden, werd' ich ihm wahren immerdar: — aber Liebe, Weibesliebe zum Manne — erst du, Gewaltiger, hast sie mich gelehrt. Viele haben mich gescholten — ich weiß es wohl! — putzsüchtig, eitel, inhaltsleer, ich war's vielleicht! aber heil mir, nun hab' ich meinen Inhalt."

Bewegt schloß er sie in die Arme. Dann sprach er ernst: „Wahrlich, wie eines Kindes erste Beichte ist dieser Blick auf dein Leben. Nun aber drängt es mich, dir zu beichten: du frägst nicht: so sprech' ich ungefragt. Nicht so kindlich rein verlief mein Leben: ich habe lange vor deinem Anblick die Minne gekannt, ihre Süße voll genossen und auch ihr bitter giftig Weh geleert — bis zur Neige, nah bis zum Sterben und Verzweifeln." Und er preßte die Rechte auf die Augen, daß es schmerzte.

Sanft zog sie allmählich die geballte Faust herab: „Viellieber, laß doch! Verscheuche den Gedanken, tut dir's

weh: ich verlange nicht, davon zu wissen. Wie sollte auch ein Held, — ein Mann wie du so schön, so stark, so viel klüger und herrlicher als alle, — wie solltest du zu voller Mannesreife gediehen sein, ohne viel geliebt zu werden und zu lieben."

Er drückte ihre Hand: „Dank! Du machst mir's leicht; 's ist bald erzählt, was eine Welt von Schmerzen birgt. Es war nur ein Weib, nur einmal. Sie war frei geboren, aber geringen Standes. Sie war gar schön: — nicht wie du, stolz, üppig, beherrschend: nein, eine kleine, zarte, weiße Blüte!" Er seufzte tief auf und strich mit der Hand über die Stirn. — „Du Armer! Und sie starb dir!" — „O nein!" rief er in wild ausbrechendem Weh: „Besser wäre ihr — und mir! — gewesen, entriß sie der Tod. Nein, nicht gestorben, treulos ist sie geworden." — „Treulos dir? Dich verlassen? Unmöglich!" — „Was ist falschem Herzen unmöglich? Du mußt alles wissen, nicht bloß ihre Schuld: — auch die meine. Geheim mußte unsre Liebe bleiben: meine Sippe durfte von der Hirtentochter nichts wissen. Die Meinen wollten mich durchaus mit einer andern vermählen, einer entfernten Verwandten unseres Hauses." — „Gewiß mit der gefeierten Erdmuthe von Mespelbrunn, deren Schönheit man noch heute rühmt?"

Konrad nickte: „Mit Recht; aber den Meinen lag vor allem an ihren reichen Gütern im Spessart, welche die unsern trefflich würden abgerundet haben. Und die stolze Schönheit schien nicht abgeneigt: ich aber wollte nicht." — „Was ist doch aus ihr geworden? Ich meine . . . —"

„Äbtissin des von ihr gestifteten Klosters Neuenpforten, fern, am Meeresstrand bei Bremen. Und gar mächtig schaltet und waltet sie dort: die königliche Äbtissin nennt

man sie. — Ich zog die Minne des Hirtenkindes vor, die heimliche. Aber zuletzt," er stockte — „mußte es an den Tag. Sie hatte mir alles, alles gegeben: ach ich wähnte auch die Seele — wie den jungen Leib. Sie genas in der Stille ihres Schäferhofes eines Kindes. Nun mußte und wollte ich sie als mein Eheweib heimführen. Ich hatte alles vorbereitet. In zwei Nächten wollte ich sie und das Kind holen: ein Priester war gewonnen, uns heimlich zu trauen: dem Zorn meiner Sippe, der Enterbung hätte ich getrotzt. Da erhielt ich durch einen Boten einen aufgefangenen Brief Mildtrudens an . . an . ."

„An wen? Aber laß lieber ab!" — „Nein: es muß heraus! An den — ungenannten Vater ihres Kindes." — „Oh Armer!" Sie ergriff seine beiden Hände. Aber er riß sich los: „Sie verhöhnte mich in dem Brief, der ich das Kind für mein Fleisch und Blut halte und sie beteuerte, auch als mein Weib werde sie niemals von ihrem Herzgeliebten lassen." — „Die Unselige!"

„O nein! Nicht sie, ich war unselig. Denn mir entging die Rache an ihr und — zumal! — an ihm! Der Bote war spurlos verschwunden, sobald er den Brief dem Burgtorwart abgegeben hatte. Ich jagte auf meinem schnellsten Roß noch in derselben Viertelstunde in die Nacht hinaus, stundenweit, an ihres Ohms Gehöft: ich fand nur den Alten. Der erzählte, — voll glaubhaft war seine Angst! — am Tage vorher habe Mildtrud erklärt, sie müsse das Kind aus dem Haus in das Freie, in das Sonnenlicht, tragen, in der Richtung auf das nahe Gehölz. Der Oheim zimmerte an dem Zaun der Hofstätte, von wo er sie deutlich sah. Plötzlich sprengten aus dem Tannicht zwei Reiter auf sie zu, der eine hob sie, der andre den Säugling zu sich auf das Pferd und so schnell sie ge-

kommen, verschwanden sie wieder in den dichten Wald. Als der Alte dessen Saum erreichte, sah er nichts mehr von den Reitern und der, — wie er meinte! — Geraubten. Vergeblich schrie er ihren Namen: in weiter Ferne schon tönte der Hufschlag. Ratlos, hilflos harrte er in dem Hause: mich konnte er nicht angehn: er kannte weder meinen — rechten — Namen, noch meinen Aufenthalt. Ich suchte nun den ganzen Wald ab; nichts fand ich, kaum mehr die Hufspuren, die jenseit des Gehölzes auf der harten Landstraße erloschen. Ich wartete nun noch mehrere Tage . . ."

„Welch' treue Liebe!" — „Nein, welch' treuer Haß. Erschlagen hätt' ich die Dirne, den Buhlen und die Brut. Denn nicht an Gewalt ist zu denken: nach Verabredung lief sie dem Entführer entgegen, der Ehe mit mir zu entrinnen. Und — ich hab's geeidet! — ich erschlage sie alle drei, find' ich sie jemals aus."

Zitternd vor Zorn hielt er inne. — „Vergiß das Liebster! O vergiß!" — „Niemals! Nicht die verratene Liebe und nie den Eid der Rache!"

II.

Glänzend ward am folgenden Tage die Vermählung gefeiert. Aber der König versäumte auch in den Tagen der Hochzeitfeier nicht die Sorge um das Reich. Das Verschwinden des jungen Ernst und seiner Schwaben ließ nur Unheil drohende Auslegung zu; dem Pfalzgrafen Mangold ward der Auftrag, die Suche nach den Flüchtlingen

neu aufzunehmen und Bericht von allem Ermittelten zu überbringen: — lang blieb er aus.

Aus Italien, zumal aus Pavia, kamen bedenkliche Nachrichten über die Stimmung der Bevölkerung: drohend schienen von überall her Wetterwolken aufzusteigen. Aber König Konrad blieb ruhig, klar und fest. „Immer eins nach dem andern," so beschwichtete er seine besorgte Königin, „und zwar immer das Nächste zunächst. Ich kann weder mich noch mein Heer vierteilen nach den Himmelsgegenden: Zuerst muß wieder der Pfalzrat hier in Ordnung gebracht sein: — er ist durch unsre rasche Heirat ein wenig zerrüttet worden, — bevor ich an die Marken eile. Ich habe Burchard, dann Aribo hierher beschieden: — nein, bitte, bleibe: ich habe dich in diesen Tagen als meine klügste wie treuste Kanzlerin erprobt. Ah, Burchard, Vielgetreuer: — wie umwölkt ist deine klare Stirn."

„Kein Wunder, Herr König. Ihr wißt, ich bin nicht einverstanden mit dem Wichtigsten, was hier geschehn: der Entbindung von dem Eid, der Verletzung des Trauerjahrs . . . Ich bitt' um Entlassung von dem Hof, um Entbindung von meiner Stellung als Euer — wie soll ich sagen? — Reiseratgeber ohne Amt."

„Recht hast du, Vater Burchard, wie in — fast — allem. Nur meine Minne, mein Eheglück solltest du nicht so scharf verwerfen; hab' ich doch nicht nur Gisela, Burgund hab' ich genommen." — „Ja," lächelte die Königin, „ohne diese Aussteuer hätte er mich schwerlich genommen." — „Trotz Herrn Aribos Künsten," sprach der König ernst. — „Wie?" staunte Burchard. „Ich meinte, der sei jetzt . . . —" — „Allmächtig bei mir? Doch nicht. Er wünscht es, er wähnt es vielleicht: aber er irrt sich. Dank? Gewiß: aber nicht auf Kosten des Reichs. Allzugefährlich wird seine stete, stillschweigende Dankbegehr und sein Wahn,

mich, Hof und Reich zu beherrschen. Fort mit ihm aus meiner Nähe! Dort kommt er. Willkommen, Herr Erzbischof. Ich weiß, Ihr wartet schon lang auf Belohnung für Dienste, die Ihr dem Reich geleistet: das Reich soll sie belohnen. Doch nicht auf Kosten der Gerechtigkeit. So muß ich Euch denn leider verkünden: nicht kann Euch werden, was Ihr so lang und heiß erstrebt, was Ihr von mir — über meine Befugnisse hinaus — erbeten: das Recht über Kloster Gandersheim und dessen Güter: einstimmig haben im Konzil zu Grona die mit Prüfung jener Rechte beauftragten Bischöfe Gandersheim Euerm Widersacher, Gerbod von Hildesheim, zuerkannt." Aribo erbleichte vor Zorn. „Aber hört weiter! In den heißen Köpfen der Welschen siedet's wieder mal zum Überlaufen: bevor ich komme, mit dem Schwert zu dämpfen, bedarf es einer klugen Beschwörung dieser brausenden Kräfte, die List mit Arglist überwindet. Dazu seid Ihr der rechte Mann. Macht Euch reisefertig sofort, eilt nach Pavia, entwirrt die dort gesponnenen Ränke und erwartet meine Ankunft — als Reichserzkanzler von Italien."

Sprachlos vor Überraschung stand Aribo: endlich brachte er hervor: „Und — und die Geschäfte hier? — am Hof? — in Deutschland?" — „Die führ' ich fortan selbst." — „Allein?" — „Nein, Freund Burchard wird mir helfen: als Reichserzkanzler für Germanien. Ihr seid entlassen. — ‚Entlassen aus Deutschland für — immerdar,'" wiederholte er zu Burchard.

Auf der Schwelle kreuzte jener sich mit dem hastig eintretenden Pfalzgrafen Mangold: „Herr König," rief der, „nun werft das Hochzeitgewand ab und legt die Brünne an. Ein ganzer Haufe übler Boten ist gestern abend und heute früh eingetroffen von allen Winden her: das Abendland brennt rings und alle diese Flammen züngeln gegen

uns, gegen das Reich. Aber das Schlimmste ist: aus dem Reiche selbst steigt die Lohe auf wider dich: Euer Sohn, Frau Königin, — Herzog von Schwaben und Burgund nennt er sich in seinen Kampfrufen — hat sich gegen dich empört und seine Schwaben zu einem großen Heerhaufen um sich geschart: er zieht an den Rhein, sich mit Konrad von Worms zu vereinen."

III.

Wirklich hatte Ernst alle Vasallen des Herzogtums Schwaben und alle Freunde seines Vaters durch eilende Boten zu den Waffen gerufen, sein gutes Recht auf Schwaben und Burgund zu verfechten. Auf Betreiben Werners war eine Rechtsverwahrung gegen die eidbrüchige Wiedervermählung der Mutter beigefügt. Als Sammelort hatte er in seinen Heerbriefen den großen Reichswald von Hagenau bei Straßburg bezeichnet: dorthin trachtete er von Augsburg aus mit aller Eile, sich dort am Rhein mit dem ebenfalls empörten Konrad zu vereinen, der die Gültigkeit der Wahl zu Kamba bestritt: man durfte hoffen, durch eine Waffenmacht in jenen Gegenden auch die unzufriedenen Herzoge von Ober- und von Nieder-Lothringen mit zum Aufstand fortzureißen.

Und in der Tat erschien alles günstig zu verlaufen: in hellen Haufen waren die Waffengenossen des geliebten alten Herzogs dessem Sohn zugeströmt, diesem zu seinem Recht zu verhelfen wider den „Franken", der in Alamannien wenig bekannt, dem Lande wie dem Stamme fremd war. Das größte Verdienst um die Bildung eines

Heeres, den hitzigsten Eifer hierbei entfaltete der unermüdliche Werner, der auch den widerstrebenden Ernst zum Entschluß fortgerissen hatte, während dieser Anwandlungen von Reue nicht immer abzuwehren vermochte.

So saß er in finstern Gedanken an einem trüben Spätherbstabend allein in seinem Zelt: Werner war ausgeritten, aus den nächsten Dörfern Futter für die vielen Rosse zu beschaffen; der Regen, zumal der naßkalte Nebel drang von allen Seiten durch die triefende Leinwand: das matte Licht der Ölampel, die in der Mitte herunterhing, drohte zu erlöschen: erschauernd saß der junge Empörer an dem aus Brettern roh zusammengezimmerten Tisch, auf dem unberührt ein Becher Weines stand; er stützte den Kopf auf die Hand und starrte dumpf brütend vor sich hin. Da störte ihn aus solchem Sinnen die Wache auf: sie meldete einen Boten.

„Von wem?“ — „Vom Herrn König . . . von Herrn Konrad,“ verbesserte der Mann rasch. „Seine Begleiter harren bei der Vorwache des Lagers.“ — „Laß ihn eintreten.“

Alsbald trat ein Gewaffneter ein; aber statt des Helmes trug er einen breiträndigen Hut, den er tief ins Gesicht gezogen hatte; ein brauner Reitermantel verhüllte die Gestalt. „Wer . . . wer seid Ihr?“ fragte Ernst, sich erhebend und näher tretend.

Statt der Antwort nahm der Bote den Hut ab und warf ihn auf den Tisch. „Herr Konrad!“ rief Ernst bestürzt. — „Ja, ich komme als mein eigner Bote. Was wir beiden zu verhandeln haben, ist keinem dritten und keinem Briefe zu vertrauen.“

Ernst wies auf den zweiten Stuhl im Zelt, der König setzte sich: in unbewußter Ehrerbietung blieb der Jüngling stehen.

„Ich komme aus Straßburg, wo ich soeben mit meinem — gar kleinen Heer! — eingetroffen, Euch allerlei Nachrichten zu bringen, die Euch hochwillkommen sein müssen." — „Und die bringt Ihr? Mir?" — Aber ohne hierauf zu antworten, fuhr Konrad fort: „Wahrlich, gut gewählt ist der Augenblick für eine Erhebung wider das Reich. So gut — nicht Euer Scharfsinn konnte ihn so klug wählen: Ihr wußtet gar nicht, konntet nicht ahnen all' die Dinge, die das Reich zur Zeit von allen Seiten bedrohen. Ich komme, sie Euch treulich aufzudecken."

Der Jüngling wußte sich vor Staunen nicht zu fassen: zweifelnd sah er auf den Feind, der also sprach. Der aber hob aufs neue an: „Ihr zählt — abgesehen von Euren Schwaben — nur auf die nicht eben starke Hilfe des Wormsers und Ihr müßt erwarten, daß ich Euch die ganze geeinte Macht des Reichs, den Heerbann aller andern Stämme entgegenführe. Dem ist nicht so. Ich brachte nach Straßburg nur meine Ostfranken. Nicht die Bayern: denn Graf Welf, in Bayern und Rätien reich begütert, hat sich gegen mich erhoben, sobald er von Eurem Vorhaben erfuhr: ich mußte die treugebliebenen Bayern gegen die jenem Zugefallenen schicken. Nicht die Hessen: ich sandte sie den beiden lothringischen Herzogen entgegen. Nicht die Thüringe, Sachsen und Friesen: denn — freut Euch, Sohn des treuesten deutschen Herzogs! — all' unsre alten Feinde im Osten und im Norden sind verbündet über das Reich hergefallen: König Kanut, der mächtig über Dänemark, mächtiger über England waltet, — nicht mit Unrecht nennen ihn die Seinen den Großen! — hat ein Heer von Dänemark aus bis Schleswig vorgeschoben: hart wird die Feste bestürmt: seine englische Flotte von dreißig Segeln ist die Elbe zu Berg gefahren und sperrt Hamburg von der See ab. Boleslav, der sich den König der Polen

nennt, hat seine ungezählten wilden Raubreiter auf uns losgelassen: sie haben die Elbe überschritten und Wenden, Abodriten und Liutizen zu den Waffen mit fortgerissen. All diese Feinde abzuwehren, hab' ich nur die Thüringe, Sachsen und Friesen. Und im Westen hat der König von Westfrancien in Paris Odo von Champagne tausend Reiter zugesagt zum Angriff auf den Elsaß. Aber mehr noch! Der schwerste Schlag hat das Reich betroffen — er traf seine Ehre! — im Süden: in Pavia."

Da fuhr Ernst jäh empor: „Was ist mit Pavia? Mein Vater hat's sieghaft verteidigt — es war seine letzte Heldentat — gegen die zehnfache Übermacht wütiger Lombarden! Noch stehn hundert seiner Ritter in dem altehrwürdigen Palast." — „Sie standen. Jetzt liegen sie begraben unter dem Mauerschutt der verbrannten Kaiserpfalz: die Pavesen haben sich wieder erhoben, endlich den Palast gestürmt, alles Leben darin gemordet . . ." — „Ah, des Vaters Vasallen!" — „Das deutsche Banner durch den Kot ihrer Straßen geschleift und verbrannt. . . ." — „Rache, Herr Konrad! Rächt die deutsche Ehre!"

„Wie kann ich das? Mit welchen Streitkräften? Nicht einen Mann von den Meinen kann ich entbehren diesseit der Alpen. Noch nie seit den Tagen des ersten Heinrich war das Reich so schwer, so von allen Seiten bedroht. Ich kam, Euch all das offen zu legen: Ihr seht, Ihr seid des Sieges fast gewiß: auf so vielen Schlachtfeldern zugleich werde ich nicht siegen, auf einem werd' ich wohl schließlich fallen auf meinen Schild: und Ihr mögt dann herrschen über den armen Rest, den Euch all Eure Verbündeten von Deutschland und von Welschland übrig lassen werden."

„Nein! Nein!" rief Ernst mit der Hand abwehrend.

„Nein? Damit ist nichts gesagt. Wählt: die Stunde

der Entscheidung kam für Euch, wie für das Reich. Wählet, wollt Ihr mit Polacken und Böhmaken, mit Dänen, Franzosen und Welschen im Bunde die deutsche Macht zersplittern und zerschlagen — ich fürchte, Ihr könnt's vollbringen! — oder wollt Ihr Eurem König helfen, das Vaterland verteidigen, wollt Ihr, des edelsten Herzogs Sohn, das Blut Eurer Schwaben und des Reiches Ehre rächen in Pavia? Wollt Ihr das, so vertrau' ich Eurer Hand die Sturmfahne des Reichs, daß Ihr sie traget im Vorstritt unsres Heers nach dem alten stolzen Schwabenrecht. Wollt Ihr das, Herzog von Alamannien?" — „Ja, ja, ich will, ich will," rief der Jüngling und sank vor dem noch eben Befehdeten auf die Knie. „Verzeiht mir, mein König und mein Herr! Ich war ein Tor. Aber ich mach' es gut in Welschland mit diesem Schwert. Verzeiht mir!"

Da sprang Herr Konrad auf und zog ihn an die Brust: „Dir ist verziehen von Herzen, mein Sohn. Ich kann verzeihn: — noch ist kein Blut geflossen zwischen uns. Ich eile nach Straßburg zu den Meinen und verkünde: morgen brechen die Schwaben unter ihrem Herzog auf, über den Bergen die Fahne des Reichs wieder aufzupflanzen in Pavia."

IV.

Nicht leicht ward es Ernst, am andern Morgen Werner nach dessen Eintreffen im Lager für den plötzlichen Entschluß zu gewinnen: „Er hat dich überrumpelt, der schlaue Franke. Gib acht: du wirst's bereuen! Was gab er dir

für deine — Unterwerfung? Alamannien? Bah, nur dein Recht! Was sprach er von Burgund? Nichts? Hei, da haben wir's. Nie kriegst du das. Aber jetzt ist's geschehen: — war ich zugegen, geschah's wahrscheinlich nicht! Ich hätte seinen Zorn seine kühle Klugheit durchbrechen lassen: — aber, da es nun geschehen, wollen wir in Welschland dreinschlagen nach alter Schwabenart. Wartet, ihr Welschen: der Grimm, der mir gegen den Franken im Arme steckt, — ihr sollt ihn verspüren."

War so in dem feindseligsten der Unterführer der Widerstand — von der Not gezwungen — gebrochen, so gelang es desto leichter, den großen Haufen umzustimmen, der jetzt vor allem verlangt war, die erschlagenen Stammgenossen, oft nahe Gesippen, in Welschland zu rächen. Und nun, durch die Versöhnung von König und Herzog — am folgenden Tag ward Ernst, nachdem er den Vasalleneid geleistet, feierlich vor den beiden vereinten Heerhaufen mit Alamannien belehnt, — ward wie durch einen Zauberschlag die ganze üble Lage des Reichs gewendet: — wie etwa im Hochgebirge die Sonne plötzlich sieghaft durch die Wolken bricht und alles Nebelgewölk zu Tale drückt und aufsaugt.

An Konrad von Worms schickten die beiden einen gemeinschaftlichen Boten: Ernst zeigte ihm seine Unterwerfung an und forderte ihn zu dem Gleichen auf unter Verbürgung für die Begnadigung durch den König, die dieser verhieß: der Wormser beeilte sich, seine Scharen zu entlassen und um Verzeihung zu bitten.

Als die beiden Lothringer dies vernahmen, stellten sie sofort ihre Rüstungen ein: sie hatten sich noch nicht offen ins Feld gewagt: so mochte der König ihre Vorbereitungen als ihm nicht bekannt behandeln.

Ohne Bundesgenossen loszuschlagen, konnte Odo von

Champagne nicht wagen: um so weniger, als er mit König Robert zu Paris in Streit geraten war über die ihm zu hoch dünkende Besoldung der zu stellenden Reiter: es kam zu offenem Kampf zwischen beiden, in dem die Franzosen zwei Festen eroberten: so konnte Konrad das burgundische Basel, das Odo besetzt hatte, durch Herzog Ernst in raschem Handstreich wieder zurückgewinnen.

Schon vorher war es dem reuigen Eifer des Stiefsohnes gelungen, den trotzigen Welfen, dem die treugebliebenen Bayern am Lech hart zusetzten, von der Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstands zu überzeugen: er unterwarf sich und kam mit Verlust einiger Lehen davon.

Die doppelte Gefährdung von Schleswig und von Hamburg durch König Kanut gelang es durch Gesandtschaften und Verhandlungen abzuwenden, die Erzbischof Unwan von Bremen, beiden Herrschern nahe befreundet, geschickt zu glücklichem Ende führte: sogar ein Freundschaftsbündnis zwischen beiden brachte der kluge Vermittler zu stande.

Da nun gleichzeitig König Boleslav plötzlich starb und Bruderkriege unter seinen Söhnen die Macht der Polen lähmten — ihre Raubreiter wurden von den hadernden Brüdern eilig nach Hauf' gerufen, — blieben nur jene Slaven noch im Felde, die wieder einmal die nächsten Marken des Reichs mit Plünderung und Brand heimzusuchen begonnen hatten: der König mit Pfalzgraf Mangold führte die nunmehr frei verfügbaren Sachsen und Thüringe eilig gegen sie heran, zerstreute ihre Banden und zwang die aus dem Reiche gescheuchten Häuptlinge zur Unterwerfung mit Geiselstellung.

So war in Bälde jede Gefahr für das Reich im Westen, Norden und Osten beseitigt und der König konnte nun aus allen Stämmen starke Aufgebote versammeln,

die im Süden jenseit der Berge noch hell aufflackernden Flammen des Aufruhrs zu löschen und die Brandstifter zu bestrafen.

Mit solchem Eifer betrieb der König die Rüstungen, daß er schon Ende Februar aufzubrechen vermochte. Augsburg war der — wie schon wiederholt für Römerzüge gewählte — Sammelort: hier fanden sich zumal die geistlichen Fürsten, die Bischöfe von Köln, von Hildesheim, von Utrecht, von Toul, wie die Vasallen der Stammesherzoge in großer Zahl ein. Die Vertretung des Herrschers nördlich der Alpen war dem treuen Burchard unter Mithilfe Bruns von Augsburg übertragen. Gleich bei dem Niedersteigen von dem Brenner und zahlreicher noch in Verona, dem ersten Ort längeren Verweilens, strömten lombardische Vasallen in Menge zu den Fahnen des Königs.

In Mailand erstattete Aribo ausführlichen Bericht über die Lage in den verschiedenen Landschaften der Halbinsel; es ergab sich, daß der kluge und geschmeidige Staatsmann gar manche Verwicklung mit feiner Hand entwirrt hatte: aber immerhin blieben noch festere Knoten, die nur das deutsche Schwert durchhauen konnte.

Richtig erkannte Konrads Scharfblick, daß vor dem römischen Kaiser gar viele Riegel fallen würden, die dem bloßen König von Germanien noch trotzten: er beschloß daher wohlweislich, nicht Kraft und Zeit zu verlieren durch gewaltsame Brechung des Widerstandes der zahlreichen großen Städte und kleinen Burgen in dem kastellreichen Lande zwischen Po und Tiber, — er eilte vorwärts nach Rom, woher die Kaiserkrone lockend leuchtete: auch mit der Belagerung und Bestrafung von Pavia hielt er sich — für jetzt — nicht auf: er begnügte sich mit der Beobachtung der trotzigen Stadt durch eine kleinere Schar:

er selbst drängte mit der Vollkraft des Heeres vorwärts nach Süden. Aribos Erbieten, ihn dahin zu begleiten, lehnte er höflich, aber entschieden ab. „Allzuviel Verdienste schon um mich," sprach er, „habt Ihr. Erdrückend würde mir die Dankesschuld. Ihr möchtet mir wohl am liebsten, wie den Königsreif, die Kaiserkrone aufsetzen? Gönnt dem heiligen Vater auch ein Stücklein."

V.

Auf dem Wege von Mailand nach Rom bog er nur ein wenig nach Osten — über Mantua — nach Ravenna aus, wohin ihn der Hilfeschrei des Erzbischofs Heribert dringend rief: der deutsche Mann ward hart bedrängt von der leidenschaftlich deutsch-feindlichen Bürgerschaft. Zwar schien das bloße Erscheinen des Königs mit Heeresmacht vor den Mauern der Stadt diese wilden Wogen niederzulegen. Allein dieser Schein trog.

Um Reibungen mit den Ravennaten zu vermeiden, verschonte Konrad die Stadt mit der Einlagerung größerer Massen: vielmehr brachte er das Heer draußen vor den Toren in Zelten unter: zumal auf dem weiten Blachfeld im Osten der Stadt vor dem Tor Sankt Peter — heute Porta Alberoni: — die warmen italischen Sommernächte verstatteten das und nur eine kleine erlesene Schar führte er mit in die Stadt, wo er Wohnung nahm neben dem alten Königshaus des großen Theoderich, von dem damals noch gar sehr viel mehr erhalten war als die heute allein noch stehende eine Mauer. Ganz nahe jenem Palast, in dem Atrium der Basilika Sankt Apollinaris, ward das

Reichspanier — Sankt Michael den Drachentöter darstellend, — geborgen: Ernst war gewährt worden, daß Schwaben die Bedeckung bilden durften; sie lagerten in ihren Waffen auf den Vorstufen der Kirche; Graf Werner war ihr Führer.

Zwei Tage verbrachte der Herrscher meist damit, Gericht zu halten in Streitsachen zwischen dem Erzbischof und der städtischen Curia, dem Senat der Bürgerschaft: die Urteile fielen meist gegen diese aus. Das reizte die Ravennaten, von je ein ungebärdig Völklein.

Am Abend des dritten Tages lud Ernst den Freund ein, mit ihm das Mahl im Palatium des Königs zu teilen. Aber Werner schüttelte den Kopf. „Nein! Ich hab' eine feine Nase. Ich wittre Blut in der Luft. Ich traue ihnen nicht, diesen unsern Wirten wider Willen. Sie blicken Dolchstöße. Sogar die Weiber, die mir sonst meist gewogen sind in den Städtlein der Welschen. Ich bleib' bei dem Fetzen bemalten Tuches da, das mir anvertraut ward. Wenig schert mich Sankt Michael, ja das Reich und sein Panier: — dem Bastard gönnen sie wenig Recht und Ehre. Aber der Franke soll nicht sagen, die Schwaben haben schlecht gewacht. Schick' nur einen Krug von eurem Wein herüber: — der Erzbischof wird ja sorgen, daß er nicht vergiftet ist. Nach Sonnenaufgang auf Wiedersehn."

Aber die Freunde sollten sich noch bei andrem Licht wiederschauen. Mitternacht war lange vorüber: da öffneten sich geräuschlos die Tore eines weiten und tiefen Palasthofes nahe dem Königshaus — in der heutigen strada della porta Sisi: — gleichzeitig die Pforte des großen Pinien- und Cypressen-Haines auf der andern Seite der Straße, die zum Kloster der Benediktiner gehörte: und schweigend, mit sorgfältiger Meidung jedes Klirrens einer

Waffe, ergossen sich dichte Haufen von Gewaffneten von Osten und von Westen in die Mitte der Straße: zwei Führer, beides riesige Gestalten, trafen zusammen bei der Kreuzung einer Quergasse.

„Los!" flüsterte der eine, „mir zuckt das Schwert in der Faust." — „Noch nicht! Noch einen Augenblick. Erst muß das Feuerzeichen auf dem Peterstor emporflammen. Da sieh! Da lodert's auf! Jetzt ist das Tor geschlossen, von den Unsrigen geschlossen. Ausgesperrt ist das ganze Heer der Deutschen. Nicht dreihundert Helme haben sie in der Stadt. Horch, schon dröhnen die Sturmglocken von allen Campanilen. Jetzt drauf und nieder die Barbaren!"

Und nun war die bis dahin in tiefem, finstrem Schweigen brütende Stadt mit einem Schlag in eine lodernde, gellende, brüllende Hölle verwandelt. Aus jedem Hause brachen Fackeln, Speere, Schwerte, Keulen schwingende Männer und auch Weiber — gelösten Haares — zahlreich hervor: andre Frauen erschienen in den nun plötzlich hell erleuchteten Loggien, Brände schwingend und aus großen Eimern voll siedenden Pechs, Öls und heißen Wassers schöpfend, es auf die Überfallenen zu schütten, falls diese sich auf die Straßen wagen sollten, sich zu dem rettenden Tore durchzuschlagen. Aber das schien schon nicht mehr möglich: die beiden Gebäude, in denen der größte Teil der Deutschen in der Stadt lagerte — der Königspalast und die Basilika — wurden von so ungeheurer Übermacht bestürmt, daß die Angegriffenen, im Schlaf überrascht, nur mit äußerster Mühe sich innerhalb der starken Tore verteidigen, an einen Ausfall nicht denken konnten. Und wehe den etwa hundert Leuten, die einzeln in verschiedenen Palästen und Häusern einquartiert lagen! Sie wurden größtenteils im Schlaf oder im Augenblick des Erwachens in ihren Betten er-

mordet, bevor sie eine Waffe ergreifen konnten: hier waren es die Weiber und halbwüchsige Knaben, die mit Dolchen und Würgestricken diese ungefährliche Henkerarbeit verrichteten: auch nicht einer dieser Vereinzelten gelangte lebend auf die Straße: ihre blutigen Leichen wurden mit wieherndem Geheul von den Balkonen und Altanen auf das Pflaster herabgeschleudert.

Aber auch den beiden Haufen im Palast und in der Basilika schien das Verderben genaht. Das trockene Gebälk des alten Königshauses — mehr als ein halb Jahrtausend, seit den Tagen von Witichis und Mataswintha, hatte es nicht mehr Waffenlärm gehört — fing sofort Feuer unter den massenhaft darauf geworfenen Fackeln. Der Qualm des Brandes drohte die Verteidiger, hinter dem festen Eichentor in der Halle zusammengedrängt, zu ersticken: der Rauch zwang sie, sich in rascher Folge abzulösen: durch die wenigen Fenster hinaus schossen sie Pfeile und Wurfspeere: aber die meisten der Angreifer standen schon im toten Winkel dieser Geschosse. Und die alten Loggien oben, aus der Zeit Theoderichs, von denen aus man die Stufen vor dem Tor hätte bestreichen mögen, waren längst zugemauert. So schien es nur eine Frage kurzer Zeit, bis daß die allerdings sehr starken Tore dem wütenden Ansturm weichen und die tausend Angreifer einlassen würden.

Den König, von den Sturmglocken wachgerufen, hatte Ernst wecken wollen: er fand ihn schon wach: nur den Mantel hatte jener übergeworfen, wie er aus dem Bette sprang, und das Schwert aus der Scheide gerissen: Helm, Brünne, Schild zu fassen blieb ihm nicht Zeit: er war neben Ernst der vorderste an dem Tore, das unter den Axthieben der Angreifer stöhnte.

„Laßt das Spänesplittern, ihr Zwerglein," gellte die Stimme des riesigen Anführers — Bulluccio il Toro hieß

er — „laßt mich heran!“ Und auf die oberste Stufe springend, schmetterte er aus aller Kraft das Schlachtbeil gegen das Schloß des Tores: krachend, klaffend sprangen beide Flügel auseinander und unter dem wölfischen Siegesgeheul der Welschen sprang er den Seinen voran hinein in die Halle.

Der erste, auf den er traf, war der helm- und schildlose König, dessen Schwert den Axthieb nicht hätte abwehren können: aber Ernst fing den Streich mit seinem Schild: wohl schlug der den Erzschild durch, drang in den Arm und warf durch seine Wucht den Beschirmer aufs Knie: aber einstweilen fand der König Zeit, dem Riesen die Klinge in den Hals zu bohren: der schrie heiser auf und fiel. Allein des Führers Fall entscharte diesmal nicht, wie sonst wohl oft, die Welschen: allzu erdrückend sahen sie ihre mehr als zehnfache Übermacht, zu verzweifelt die Lage der wenigen in der Halle eingekeilten Deutschen. Mit gellendem Rachegeschrei drängten sie vorwärts, schon durch den bloßen Anprall die wenigen zu erdrücken. Fuß um Fuß wichen die Deutschen zurück: mit bitterem Schmerz sah da der König seine Trautesten stürzen: den jugendlichen Mundschenk Goswin von Roßfeld mit durchhauenem Helm, den tapfern Truchseß Gerbold vom Stein mit einem Dolchstich unter dem unterlaufenen Schwertarm, den liedfrohen Gisilbrecht von Saarburg, einen Pfeil in der Kehle. Näher und näher drang der Ansturm des Verderbens.

„Den Heiligen Dank, Sohn Ernst, daß deine Mutter nicht hier!“ — „Aber das Reich ist hier! Was wird aus ihm, wenn Ihr . . . .? Horch! Was ist das?“

Von der Straße her durch die offene Tür drang ganz andres Geschrei als der Siegeslärm der Welschen: Angstgeschrei, der Lärm der Flucht: die eben noch so hitzigen

Angreifer sahen um, nach der Straße hinaus: einen Augenblick wirbelten sie noch durcheinander — dann ergossen sie sich, von wildem Entsetzen gejagt, hinaus aus der Halle, die Stufen herunter, und links und rechts die Straße hinab. In dem Tor des Palastes aber stand, das Reichspanier in der Faust, Werner: kaum kenntlich vor Ruß und schwarzem Rauchqualm, den Helm zerschroten auf dem blutigen schwarzen Gelock: schwer stützte er sich auf das arg zerschartete Schwert: „Rasch," schrie er mit heiserer Stimme, „rasch, Herr König, heraus aus dieser Mausefalle. Hier sind wir doch alle zuletzt verloren."

„Werner von Kiburg: Ihr? Wo kommt Ihr her?" — „Ei, nicht vom Himmel. Ich schlug die Mordbuben ab, die mich überfielen, den längsten Lümmel tot und — wohl wußte ich, sah ich Euch hier schwer bedrängt! — aber nicht Euch zog ich zunächst zur Hilfe — weiß ich doch," lachte er, „mehr gilt das Reich als der König." — „Da sprecht Ihr wahr!" — „So ließ ich Euch — und Ernst! — in Not! Ich hätt' Euch doch nicht retten, nur mit Euch sterben können. Nein! — Sowie ich frei war, eilte ich mit den Meinen an das Tor Sankt Peters, — blutig war der Weg, die Hälfte meiner Schwaben liegt darauf! vertrieb die Welschen, die es besetzt hielten, riß es auf und ließ herein — unser Heer, das vergeblich daran gepocht hatte. Hörst du sie? Da kommen sie. Hörst du ihre Hörner! Sieh, unsere Schwaben, — wie allzeit! — voran, dann die Bayern. Und, geführt von Mangold, diese — verfluchten — Franken. Ich mag sie nicht! Aber fechten können sie! Gebt mir Wein! Ich kann nicht mehr. Ernst, da nimm den Reichsfetzen. Viele Pfeile fuhren durch. Ich schützt' ihn nicht für das Reich — für meine Ehre. Wein — Wein." Und rasselnd in seinen Waffen fiel er nieder auf das blutüberströmte Antlitz.

VI.

Ein furchtbares Strafgericht vollstreckte in den letzten Stunden der Nacht das siegreich eingedrungene deutsche Heer an den Ravennaten: wer in Waffen auf den Straßen getroffen ward, fand nicht Schonung· haufenweise wurden sie in die Kanäle des Po getrieben, welche die Stadt, ähnlich wie heute die Lagunen in Venedig, durchzogen. Bei Sonnenaufgang gebot der König den Waffen der Seinen Einhalt: zwölf Herolde ritten drommetend durch die Straßen, Friede gebietend Aber zugleich luden sie die sämtlichen Senatoren und die Beamten der Stadt, dann die Patrizier und die Befehlshaber der Stadtwehr — so viele noch lebten — auf die vierte Stunde (um 10 Uhr) in den Palast.

Der Erzbischof hatte die Gnade des Königs für die Stadt nicht ohne Erfolg angerufen. der setzte ein Gericht aus Deutschen und aus ravennatischen Geistlichen nieder, das die Anstifter ermitteln und nur sie bestrafen sollte: diese waren fast alle im Kampfe gefallen. Die übrigen „Honoratiores“ der Stadt wurden begnadigt, nachdem sie barfuß, in härenem Büßergewand, ein nacktes Schwert an einem Strick um den Hals, sich vor dem Throne Konrads in der noch rauchenden Palasthalle auf die Kniee geworfen hatten. Der reichen Stadt ward eine hohe Strafsumme auferlegt: das war zeitüblich: aber ungewöhnlich war, daß das Geld vor allem unter die in dem Überfall Verwundeten, Verstümmelten verteilt ward: einem schlichten Krieger war der rechte Fuß und ein Teil des Beines abgehauen worden: der König suchte ihn auf an seinem Lager und ließ ihm den blutigen Reiterstiefel ganz mit raven=

natischen Denaren füllen. Das und Ähnliches gewann ihm gar viel Liebe im Heer.

Und, das Strafgericht, das Ravenna getroffen, erschreckte weithin über Italien die andern Städte und Kastelle, die bisher noch Widerstand geleistet hatten: auch das trotzige Pavia öffnete die Tore und leistete die auferlegte Buße.

Der König aber verließ nach wenigen Tagen die blutgetränkte Stätte und zog mit dem Heere weiter auf Rom auf der alten vielgebrauchten Römerstraße über Perusia. Erst hier ward Aufenthalt von ein paar Tagen genommen, die Königin, die langsam aus Deutschland dem Heere gefolgt war, neben dem Gemahl zur Kaiserin gekrönt zu werden, zu erwarten sowie Gesandte aus Venedig und aus Byzanz, deren baldiges Eintreffen vorgemeldet war.

Das Verhältnis des Königs zu seinem Stiefsohn war in diesen Tagen nach der gemeinsamen Gefahr zu Ravenna so günstig wie nie zuvor. Konrad wußte, er danke ihm das Leben. Und auch gegenüber Werner, wider den er gleichwohl immer noch die alte Abneigung trug — die herzlich erwidert ward — verkannte er nicht die Dankespflicht; er hatte seinen eignen Arzt an das Lager des Wunden geschickt, der freilich der „Kopfnuß" lachte und sich gar rasch erholte: die goldne „Dankeskette" wollte er zurückschicken: das verhinderte Ernst: da zerhackte er sie eigenhändig und schenkte die Stücke den Witwen und Waisen von Ravenna.

Am zweiten Tag in Perusia ward Ernst am frühen Morgen schon in das Palatium zu dem König entboten, zu dessen engerm Rat. Auf Fragen wußte der Sendling nur zu sagen, es scheine sich um gar wichtige Beschlüsse zu handeln. Die vertrautesten, angesehensten Männer seien geladen. Erfreut sprach jener beim Abschied zu

Werner: „Du siehst, du tust ihm Unrecht mit deinem immer wachen Mißtrauen. Er ehrt mich hoch, mich, den Jüngling, beruft er mit seinen Weisesten, Erprobtesten." — „Pah," meinte Werner. „Er hat alle Ursach, dir zu danken. Laß dich nur nicht berücken durch glatte Worte. Darin ist er Meister. Im Zweifel sage Nein zu allem, was er wünscht und vorschlägt: so wirst du am besten fahren."

Es war schon Abend als der Herzog in das gemeinschaftliche Quartier — einem alten Turm am umbrischen Tor — zurückkehrte. Er war hoch erregt: seine Wangen glühten, seine Augen blitzten. Geistig mehr als leiblich erschöpft, warf er sich auf einen Stuhl, er fand nicht gleich Worte. Werner schob ihm einen Becher Weines hin. „Da! Trink und erhol' dich, Mensch! Was hat er dir angetan? Was hast du erlebt?" — Ernst wies den Becher mit der Hand zurück: „Das Größte, was mir je widerfuhr — gewaltige Dinge! Es ist doch was Hohes um Reich und Staat, wie dieser Mann sie denkt. Bei Gott, er ist ein geborner König!" — „Ei, so stark hat er dich diesmal berückt, der schlaue Franke?" — „Schilt ihn nicht! Dir fehlt das Maß für seine Gedanken." — „Das wäre! Ich laß mich nur nicht leicht blenden. Erzähle. Wie war's! Wen trafst du bei ihm?"

„Niemand. Er empfing mich allein. Und gütevoll hob er an: ‚Ernst, den ich so gern Sohn nennen möchte, wenn du es nur ließest: — heute, in dieser Stunde, will ich dich ehren durch mein höchstes Vertrauen. Kleinere Dinge hab' ich mit den anderen beraten: — das Größte sage ich nur dir. Dir mitteilen will ich die wichtigsten Gedanken, die tiefsten und geheimsten Pläne über das Reich und seine Zukunft, über seine Gefahren. Teile meine Sorgen, erfahre meine Vorhaben,

prüfe sie und, billigst du sie, hilf mir wacker sie vollführen: — du, der jüngste zwar unter den Fürsten, aber mir doch der nächste: — du solltest das wenigstens sein! Allzuviel bisher haben dich — für einen der Größten im Reiche! — immer nur eigne Begehren erfüllt. Hörst du das? Lerne größer denken: — denk' an das Ganze, dem wir alle zu dienen haben'." — „Kann er leicht sagen: Er — der über dies Ganze herrscht. Schrankenlos herrschen möchte! Aber das soll er nie!"

„Du wirst gleich hören, daß er mir — mir! — diese Herrschaft über das Reich sichern will." — „Wie? Das wäre! Aber ich glaub's nicht!" — „Du sollst es nicht glauben, mit Händen sollst du's greifen: ‚Vernimm,' begann er, ‚einen Plan, der mir wie kein andrer Gedanke die Seele bewegt und am Herzen liegt: — du bist der erste, dem ich ihn vertraue — (schweige daher auch du, Freund: die Sache liegt noch im weiten Felde). — Du mußt einsehen wie alle Verständigen: das unselige Wahlkönigtum ist der schwerste Schade, die furchtbarste Gefahr für das Reich. Fast jedesmal nach dem Tod eines Herrschers drohte bei streitiger Wahl der Kampf um die Krone: so zuletzt — du weißt es gut! — noch bei meiner Wahl. Wohlan denn: hilf mir dem ein Ende bereiten: machen wir die Krone erblich in unserem Hause'."

„Eia," rief Werner und sprang von seinem Sitz auf: „ich wünsche Glück, künftiger Herr König von Germanien, Lombardien und Burgund und römischer Kaiser. Das ist wirklich — und zum erstenmal! — was Gutes, das er für dich tut, wenn es sein Ernst ist." — „Ich kann nicht zweifeln. Denn er fuhr fort: ‚Zu des Reiches und zu deinem Vorteil. Hilf mir also, den Reichstag dafür gewinnen: — das heißt, die kleinen Vasallen, die Aftervasallen der Krone, die unmittelbaren Lehnsträger der großen

Herzoge. Denn diese selbst — außer dir also den Bayern, den Kärntner, die Lothringer, den Wormser, den Thüring, den Sachsen dafür zu gewinnen — unmöglich scheint es: sind es doch gerade diese, welche an der Wahl festhalten, weil jeder selbst auf die Krone hofft. Wir müssen also die Kleinen auf dem Reichstag für uns gewinnen'." — „Hm," meinte der Freund bedächtig. „Siehst du wieder den Schlaukopf? Aber das muß erst überlegt werden, eh du ja sagst. Es scheint mir eine auch für dich gefährliche Seite zu haben. Denn wodurch will er sie gewinnen?" — „Das hat er — trotz meiner wiederholten Fragen — noch für sich behalten." — „Hei, merkst du was? Er traut dir doch nicht ganz. Immerhin ‚erblich in unsrem Hause, in unsrem?': so hat er gesagt? Gewiß so?" — „Nicht anders." — „Nun, dann werden sich unsre alten Träume für dich erfüllen: denn er hat nicht einen männlichen Verwandten. Nochmals: Heil dir und deinen drei künftigen Kronen."

„Höre nur weiter. ‚Ich will,' sprach er, — ‚ich muß — dich fortab tiefer in die Geschäfte des Reichs, in das Getriebe der Staatskunst eindringen lassen. Ich habe einen ehrenreichen, aber schwierigen — und gerade deshalb ehrenreichen — Auftrag für dich. Gestern hab' ich Gesandte des Kaisers zu Byzanz, der Venetianer, auch der Ungarn empfangen, je getrennt — geheim — ihre Briefe entgegengenommen: da drüben im Südosten gärt es: da braut etwas: gegen uns? Das gilt es, erkunden und ist es, wie ich fürchte, verhüten, niederschlagen mit rascher Gewalt. Und dich, Ernst, dich hab' ich ausersehn zu diesem hochwichtigen Amt: du sollst mir an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft an den Kaiserhof nach Byzanz'." — „Hei, all unsre alten Wünsche und Träume werden wahr. Byzanz, der Orient, die Welt der Aben-

teuer! Freut euch, meine Augen!" — „‚Hoch ehrt mich dein schönes Vertrauen. König Konrad‘, rief ich gerührt und ergriff seine Hand. Er drückte sie fest und sprach: ‚Ja, ich vertraue dir ganz. Gelobe mir, bei diesem Auftrag und in allen Stücken fortab, meinem Gebot unbedingt und ungesäumt zu gehorchen — um des Reiches willen —. Wirst du?‘ — ‚Ich schwör' es,‘ rief ich, ‚bei dem Seelenheil meines Vaters.‘ — ‚Gut. Ich danke dir. Aber,‘ fuhr er geradezu väterlich besorgt fort, ‚sei vorsichtig, mein lieber Sohn. Die Leute dort in Byzanz — die Griechen oder Romäer, wie sie sich gern nennen — gelten als die Schlauesten, Verschlagensten, Falschesten aller Menschen: ich höre, daß sie gleichzeitig wie mit uns insgeheim mit Venedig, Ungarn, Polen in Verhandlungen stehen, um etwa mit diesen im Bunde über uns herzufallen, unsere Küsten in Venetien mit ihren Schiffen heimzusuchen. Du siehst, wie ganz ich dir, deiner Klugheit, deinem Eifer vertraue: du hast es, hoff' ich, nun gelernt: das Höchste ist das Reich, nicht jeder Fürst und jeder Stamm sich selbst. Kehrst du zurück nach glücklichem Gelingen, soll dir der Dank des Königs und auch der Mutter nicht entgehn. Morgen trifft sie ein. Nimm guten Abschied von ihr: lange, gar zu lange schon — seit sie mein ward! — hast du dich ihrem Herzen fern gehalten: — du hast sie gemieden: — empfange sie morgen am Tore und sprich mit ihr, sprich gut mit ihr‘."

„Wie gerne will ich das."

Am andern Tag geleitete Ernst die Königin vom Tore weg in die Frauengemächer des Palatiums. Dort entließ sie sofort ihre Frauen und zog den Sohn zärtlich an die Brust. Er ließ es geschehen: fast gegen seinen Willen

rührte ihn solche Wärme. Tränen traten ihr in die Augen, als sie über seine Wange strich. „Tränen, Mutter? Warum?“ — „Freudentränen sind's. Freude füllt mein Herz. Der König schrieb mir, wie so voll zufrieden er mit dir sei, wie ihr euch — endlich! — gefunden habt. Er meint es gut mit dir, glaube mir. Er will dein Glück. Versprich mir, daß du nunmehr deine Freundschaft ihm, deine Liebe mir wahren wirst — was . . . was immer auch die Zukunft bringen möge.“ — „Die Zukunft? Bringen? Was meinst du, Mutter?“ — „Nichts! Noch nichts! Leb wohl, mein Sohn. Geh! Schicke mir rasch meine Frauen aus dem Vorsaal.“

Als diese eintraten, sank ihnen die schöne Frau bleich, halb ohnmächtig in die Arme.

Viertes Buch.

I.

Sonder Hemmnis und Schädigung gelangte das „Botenschiff“ mit der stattlichen Schar von deutschen Rittern und Geistlichen auf dem nächsten damals üblichen Seewege von Italien aus — von Brindisi über Athen — nach Byzanz.

Kaiser Constantinus nahm sie mit Glanz und Ehren auf und schien auch auf alle Wünsche und Vorschläge des Königs bereitwillig einzugehen, so daß Ernst voll befriedigt lobende Berichte nach Hause schrieb. Werner aber schüttelte den schwarzen Krauskopf: „ich trau' nicht ganz,“ meinte er, als die Freunde eines Abends allein bei den Bechern in dem marmorgetäfelten Trinkgemach des ihnen zur Wohnung angewiesenen prachtvollen „Xenodochion“ des Kaiserpalastes saßen. „Es müßten nicht Byzantiner sein, dächten sie, wie sie sprechen. Nur von einer Art Menschen hier glaub' ich, daß sie uns wirklich recht aufrichtig gewogen sind: das sind die Mädchen. Wenn wir durch die Straßen reiten, — beim ersten Klappern der Hufe, beim fernen Klirren unserer Waffen schon werden die dunkeln Köpflein in den weißen Schleiern sichtbar an den Fenstern — schmal, wie bei uns zu Hause Pfeilscharten, nur zum Heraus-, nicht zum Hineinschauen.

Und — wie billig! — fällt dir der Hauptanteil dieser warmen Blicke zu. ‚Der schöne Barbar‘, ‚der Apoll des Abendlandes‘ heißt du.“ — „Schwätzer! Woher weißt du . . .?“ — „Nun,“ lachte Werner, „ein Teil an der Liebesbeute fällt auch wohl mir zu. Und ich gehe nicht wie du unbarmherzig kühl wie mit geschlossenen Augen an all dem heißen Weibervolk vorüber: — ich sehe mir alle scharf an und, sind sie hübsch, bin ich nicht grausam. Ich pirsche freilich nicht auf Kaisertöchter: — unter deren Zofen blüht manch willig Kind. Und die haben mir bestätigt, was ich längst zu entdecken geglaubt: du hast dir eine gewonnen — ohne es zu wollen, ja zu merken! — die ist nicht nur das vornehmste, auch das schönste Mädchen in Byzanz.“

Ernst errötete über und über: er sprang auf von dem Sitz, so ungestüm, daß die Becher auf dem Zechtisch klirrten. „Theodora!“ rief er. „Doch nicht sie?“ — „Doch! Die Kaisertochter selbst. Sie hat sich mir verraten: — das heißt nur durch meine Augen — meinen Ohren durch ihre Milchschwester Praxedis, die ihr Schlafgemach teilt und ihre geheimsten Dinge zuerst in Traumreden, später auch in gar wachen Worten erfuhr.“

„Freund! Scherze nicht: Spiele nicht! Wie groß, wie heilig mir das — du ahnst es nicht.“ — „Längst ahnt' ich es. Und nun weiß ich's. Endlich, endlich — ich warte seit Jahren! — hat Frau Minne auch dies spröde Herz gewonnen. Wie freut mich das! Aber gut, daß ihr Vater, Herr Constantinus, der Basileus, der Romäer, nicht vorhin, als du den Schenktisch halb umwarfst, zugegen war. Gar rasch würde er den schönen Barbaren in seine barbarische Heimat zurückbefördern.“

„Und du meinst, du behauptest im Ernst, die Herrliche sei mir . . .?“ — „Gut, gewogen und geneigt. Sie hat's

oft genug geseufzt." — „O dann, dann ist alles gut, alles leicht. Dann tret' ich kühn vor den Basileus hin und ...." — „Das laß bleiben, Freund. Nie gibt er dir sein Kind." — „Warum nicht? Ich bin ein Fürst des deutschen Reichs." — „Eben deshalb! Ein Barbar. Und zwar nicht ein ganzer, aber ein halber Ketzer: Schismatiker schelten sie uns: kennst du den Hochmut dieser Romäer nicht? Dieser Strohkaiser verachtet uns von Herzens Grund trotz seiner glatten Schmeichelworte. Sei auf der Hut, trotz oder gerade wegen seiner Freundlichkeiten. Und verrate beileibe nicht dies Geheimnis deines Herzens. Sonst kriegst du die schöne Schwarzlockige nie mehr zu sehen."

„Ach selten genug erblühte mir dies Glück. Aber morgen, bei den Tierkämpfen, in der alten Arena, wird sie nicht fehlen, an der Seite ihres Vaters auf den Kaisersitzen: — gerad ihr gegenüber liegen die Ehrenplätze der Gäste: da kann ich mich lang an ihrem Anblick weiden." — „Nun, Freund, das ist ein Genuß — für meinen Geschmack! — gar zu sehr von weitem! Laß Praxedis und mich nur dafür sorgen, daß es nicht bei dieser Anbetung — stumm und von fern — bleibt." — „Wage nicht zu Kühnes, Werner. Verletze nicht die Zarte, die Kaisertochter." — „Bah, ist ein Mädel wie ein andres auch, hat auch Blut, junges Blut in den Adern. Wird ihren Herzliebsten auch je näher je lieber haben. Laß uns nur machen. Wir bringen euch schon zusammen." — „Aber rasch muß das sein." — „So gefällst du mir. Keine Liebe sonder Ungeduld: Frau Minne mag nicht warten."

„Ich fürchte von Tag zu Tag, daß sich unsre Verhandlungen, die Verabschiedung unsrer Gesandtschaft erledigen: wir sind ja fast mit allen Dingen fertig: — der

Basileus hat in alles gewilligt: er will uns dreißig Galeeren zu Hilfe schicken, greift uns der Doge von Venedig in Ravenna an. Wie soll ich den Abschied von ihr ertragen? Wende ich dem goldnen Haus den Rücken, seh' ich sie ja nie im Leben wieder!" — „Ausgenommen," lachte Werner, den Becher neu füllend und langsam schlürfend — „ausgenommen, sie wendet ihm auch den Rücken." — „Wie? Was meinst du?" — „Was ich sage! Sie geht mit dir!" — „Werner, wie ungeheuerlich!" — „Nun sie wäre nicht das erste Mädel, das den Vater verläßt, dem Manne zu folgen, nach Gott Vaters eignem Willen und Wort. Tu' Bescheid! Heil der Allsiegerin Frau Minne."

II

Noch aus den Zeiten des ersten Constantin stammte die Arena im Südosten der ausgedehnten Stadt. Der mächtige Bau hatte gar wechselnde Tage gesehn: ein Flügel war schon seit Jahrhunderten zu einer Basilika umgebaut, ein anderer zur Reitschule für die kaiserlichen Prinzen verwandt worden. Allein der Mittelbau in seiner amphitheatralischen Gestaltung war seiner ursprünglichen Bestimmung erhalten geblieben, für die allein er taugte: nur daß an Stelle der verbotenen Gladiatoren wilde Tiere untereinander kämpften.

Heute waren die vierundzwanzig über der Arena und übereinander emporsteigenden Sitzreihen — aus thrakischem Marmor — dicht besetzt von den Männern und Frauen des zahlreichen Hofstaats, von den ersten Beamten und

den Anführern der starken Besatzung, sowie von vielen Hunderten der vornehmsten Männer und Frauen der Stadt, die der Basileus als seine Gäste geladen hatte.

Die Strahlen der heißen Sommersonne auszuschließen, überspannte ein seidener Baldachin, scharlachfarbig und silbergestreift, oben den ganzen kreisförmigen Raum: ein feiner, kaum fühlbarer Regen träufelte von Zeit zu Zeit daraus herab: Wasser mit Wohlgerüchen aus dem fernen Indien. Die Steinsitze der vornehmsten Reihen waren mit Purpurteppichen belegt. Palmbäume in kunstvollen Bronzekübeln und immergrüne Sträucher jeder Art standen an den Aufgängen der Stufen.

Längst waren die Sitzreihen gefüllt: da gaben Zimbel- und Pauken-Schläger ein Zeichen und es nahte in zahlreichen prunkvoll vergoldeten Sänften, von schwarzen Äthiopen und gelbbraunen Berbern getragen, der Basileus, seine Tochter und seine beiden Neffen Theopompos und Theopompulos; dann folgten, zu Pferd, die deutschen Ritter und, ebenfalls in Sänften getragen, die geistlichen Glieder ihrer Gesandtschaft. Ceremonienmeister und Hofbeamte in goldstarrenden Gewanden gar vielfach abgestuften Ranges nahmen die Eintreffenden in Empfang und geleiteten sie unter vielfachen Verbeugungen an ihre Plätze.

„Gott und der heilige Werner — wenn es letzteren gibt: geholfen hat er mir noch nie!“ flüsterte der unheilige Werner — „vor allem aber du verzeih' mir's: dein Schwiegervater wider Willen kommt mir greulich vor. So aufgeputzt hat er sich noch nie: wie eine Puppe von Rauschgold und Pappe: — kann sich gar nicht rühren. Und das Gesicht! Ist ja ganz verkleistert von Schminke.“ — „Schau' doch sie an! Wie reizend in ihrem duftig weißen Gewand! Und — wahrlich — dieser Blick, dieser Gruß galt mir. Sie lächelt. Wie sie errötet.“ — „Ja,

aber ihre beiden Vettern, die Theopömpe, erbleichen vor Wut: auch sie haben den Gruß bemerkt. Die möchten dir gern ans Leben." — „Laß sie doch kommen!" — „Ja, die kommen nicht von vorn. Was soll's?" fragte er unwirsch einen Protospatharius, der sich vor ihm bis zur Erde verneigte und ihm zu folgen winkte, während ein anderer den Herzog mit sich hinwegführte. „Ach so, ich darf nicht neben den Fürsten, muß ferner sitzen in diesem Reich der ordentlichsten Ordnung." — „Ja, Euer Großmächtigkeit sitzt in der zweiten Reihe von unten," erklärte der Höfling: „die kaiserlichen, senatorischen und fürstlichen Herrlichkeiten in der ersten Reihe, dem Podium."

Während Werner und Ernst ihren Führern folgten, flüsterten die beiden Prinzen einander zu: „Hat der Basileus eingewilligt?" — „Still! Kein Mensch darf ahnen, daß er . . . es muß ein Versehen bleiben vor dem König der Barbaren." — „Nun wollen wir sehn, wie es steht mit dem Mut dieser Eisenfresser. Ich freue mich auf seinen Schreck." — „Ich mehr auf sein Blut. Theodora, die Betörte, soll es fließen sehn." — „Also sollen die Wachen ihn nicht schützen?" — „Zu spät kommen sollen sie. Wie sein Geleiter ihn ‚aus Versehen' falsch führt. Komm rasch neben den Oheim."

Nachdem nun auch die Kaiserplätze besetzt waren, zeigte sich hier nur noch ein Platz leer: da schob der Ceremonienmeister unten in der Arena eine schmale, in die Seitenwände eingelassene Pforte öffnend und nach eilfertigem Verschwinden sogleich schließend, den deutschen Herzog herein auf den sandbestreuten Boden der Arena. Erstaunt sah der sich um. Gleichzeitig winkte der Basileus oben mit einem seidnen Tuch: ein Trompetenstoß — das Gitter eines der Käfige, der „carceres", der Kampftiere — ging in die Höhe und ein riesiger Löwe setzte im gewaltigen

Bogensprung aus der Öffnung mitten in die Arena gerade gegenüber dem Herzog.

Ein mächtiges Gebrüll erhob das Untier, wie es ringsum die zahllosen Menschen ersah, aber durch das Gebrüll hindurch schrillte der Angstschrei einer Mädchenstimme: Ernst vernahm und erkannte sie. Doch ihm blieb nicht Zeit zur Freude darüber· der Löwe hatte den einzigen Feind, der ihm erreichbar gegenüberstand, scharf erkannt: die Zuschauer da oben nicht mehr beachtend, faßte er nur den ins Auge, der, das zum Stoß gezückte Schwert in der Hand, ihm allein gegenüberstand: die große Katze duckte zum Sprung, die Flanken mit dem Schweife peitschend: die gelben Augen blinzelten zuerst ein wenig unter dem steten Blick des Menschenauges: aber nun hob er sich langsam zu dem totbringenden, durch die bloße Wucht des Ansprungs überwältigenden Satz: da sauste ihm gegenüber ein Schatte durch die Luft und neben Ernst stand, in gewaltigem Schwung über zwei Sitzreihen wie herabgeflogen, Werner, den langen Mantel in der Linken, das nackte Schwert in der Rechten.

Der Löwe fuhr zusammen, erschreckt durch den Lärm des plötzlichen Aufsprungs: er hemmte den Sprung, wandte das Haupt, den Rachen weit aufreißend, gegen den neuen Feind. Der warf ihm den Mantel über den Kopf: „Jetzt rasch, Ernst!" schrie er. Und der sprang hinzu und, bevor das Tier die Hülle abgestreift hatte, bohrte er ihm mit sicherem Stoß das Schwert durch den offenen Rachen und zwischen den Augen heraus: die gute Klinge brach zerknirscht in dem furchtbaren Gebiß: aber das Untier stöhnte auf, — das war kein Brüllen mehr — brach zusammen, reckte sich und verendete.

Wilder Schreck, Entsetzen entleerte die vollen Sitze: der Basileus, die Prinzen flohen: Ernst sah die Geliebte

sinken: ihre Frauen trugen sie hinaus. Werner aber hob die gepanzerte Rechte gegen die Flüchtenden und rief: „Das war Griechen- und war deutsche Treue.“

III.

Kaum waren die Deutschen in ihrem Gastquartier angelangt, als Abgesandte des Basileus erschienen, die dessen tiefes Bedauern des Versehens aussprachen: der nachlässige Palastbeamte sei bereits mit Verbannung — nach Asien — bestraft: reiche Geschenke sollten. . . . Ernst wies sie zurück und behielt seinem König die Forderung von Genugtuung vor.

Am Abend des gleichen Tages kam Werner eilfertig und erhitzt aus der Stadt zurück, wohin er bald nach der Heimkehr um Mittag verschwunden war und freudig rief er dem Freunde zu: „Glück hast du, Ernst. Das muß man sagen. Der dir bestimmte Löwe frißt dich nicht und führt deine Wünsche rasch zum Ziel. Die schöne Kaisertochter hat der Anblick deiner Todesgefahr über alle Bedenken und Schranken fortgetragen: sie weiß erst jetzt ganz, — ganz genau! — wie sie dich liebt. Was die Mordpläne der Ihrigen an dir verschuldet, — sie will es dir gut machen tausendfach. Praxedis hatte von Theodoras und deiner Liebe heute soviel zu reden, daß für ihre und meine fast zu wenig übrig blieb. Kurz, die Schöne erwartet dich, sobald der Mond über der Hagia Sophia steht, im Platanenrund des Frauengartens: eine Gondel holt dich von hier — eine Strickleiter hängt dort bereit an der Mauerecke.“

Märchenhaft schön ist die Mondnacht des frühen Sommers an des Bosporus leis anrauschenden Wogen. Geräuschlos glitt das schmale Schifflein von Ost nach West, von den „Orient-Türmen" des Palastes auf die hoch ragenden Mauern der Kaisergärten im Westen zu: dunkel schwarze Schatten warfen die uralten Bäume, Cypressen, Steineichen und Platanen, über die Zinnen herüber auf die mondbeglänzte Flut: beflissen suchte diese schützenden Schatten das rasche Ruderboot. Nun war die Mauerecke erreicht: auf der vor dem Mondlicht geborgenen Seite stieß der Kiel leise knirschend auf den Sand: der Ferge, ein Eunuch des Frauenpalastes, wies wortlos auf die überbuschte Mauerzinne: Ernst sprang auf den hohen Schiffschnabel und erhaschte von da die schwanke Strickleiter, die von oben fast bis an den Kahn reichte. Behend hob er sich daran von Stufe zu Stufe: nun war er oben, nun konnte er beide Füße auf die breite Wallkrone setzen.

Der weite, parkähnliche Garten, reich an Baumriesen, lag fast ganz in dem Schatten der breit ausladenden Zweige: üppigen, fast betäubenden Duft hauchten die Tausende von Nachtviolen und andern nur nach Sonnenuntergang sich öffnenden Blumenkelche auf den Beeten ringsum in die weiche, warme Luft: tiefes Schweigen waltete hier: nur das leise Rinnen einer fernen Quelle war vernehmbar. Lauschend, spähend beugte sich der Jüngling herab. Fast erschrak er, als plötzlich dicht unter ihm eine Nachtigall ihr heißes, langgezogenes Lied anhob: alsbald antworteten eine zweite, wetteifernd eine dritte, vierte: der ganze Hain schien erfüllt von diesen Liebe atmenden Tönen.

Da warf der höher steigende Mond einen langen Lichtstreifen durch die Platanenwipfel auf den schmalen Eingang einer Felsengrotte gerade ihm gegenüber: er sah eine dunkle

Gestalt sich dort regen: sofort sprang er herab: unhörbar eilte er über den hohen weichen Rasen auf die Grotte zu: die Gestalt wich zaghaft zurück, aber schon hatte er sie erreicht, schon mit beiden Armen umschlossen.

„Herzog Ernst," hauchte sie, erschauernd. Dann aber warf sie sich plötzlich an seine Brust, mit beiden Armen seinen Nacken umschlingend: „Geliebter, heiß geliebter Mann! O weil du nur lebst! Nun ist alles gut, was auch werden mag."

Er schlug ihren dunklen Schleier zurück, und bedeckte ihre Stirn, ihre Augen, ihre Lippen mit den heißen Küssen unentweihter Jugend. — — „Halt ein! Halt ein!" — „O, Geliebte, laß uns das Glück des Augenblickes schlürfen, für mich ein Wunder des Himmels. Wie konnt' ich träumen . . .!"

Sie küßte ihn auf den Mund: „Du träumst nicht, du lebst sie, diese Stunde. Sieh, ich liebte dich, seit ich dich zuerst erschaute. Die Männer um mich her — die Kaisertochter wäre begehrt und viel umworben, auch wenn sie häßlich wäre — und das bin ich doch nicht? Bitte, sag's, daß ich schön bin: — Alle haben's und nur du hast's mir noch nicht gesagt." — „Zauberschön!" — „Danke! Nur für dich will ich schön sein. — Aber Ekel flößten sie mir ein, all diese Prinzen, Fürsten und Archonten in ihren lang nachschleppenden Gewanden — wie eure Frauen, hör' ich, sie tragen —. O diese schlaffen Gesichter, diese marklosen Puppen, wie meine beiden Vettern! Da tratest du in den Kaiserpalast, in Eisen bis ans Kinn, ohne Schmuck als deine Waffen und deine schlichte Kraft, — und zu verschweben vor dir schienen alle wie Schatten: wie kommt das?" — „Weiß nicht, lieb Kind. Bin halt ein Schwab'." — „Ein Schwab'? Was ist das?" — „Ein Schwab'? Nun, das ist einer, der sich nicht fürchtet." — „Das sah

ich! Auch nicht vor dem Löwen! Und das war doch furchtbar! Sieh, das hat mich vollends zu dir hingezwungen, du Herrlicher! Dein will ich sein. Dein bin ich und keines andern werd' ich."

Und mit weit geöffneten Armen warf sie sich wieder an seine Brust. — Und die Blumen dufteten stärker, der Quell rieselte lauter, die Nachtigallen schlugen heißer: so schien es den Glücklichen beiden —: sie schwiegen.

IV.

Mitternacht war vorüber als Ernst zurückkehrte: „Du strahlst, du leuchtest vor Glück," rief Werner ihm entgegen.

„Ja, Freund! Ich bin der Seligste der Menschen! Sie liebt mich, die Herrliche. Wie liebt sie mich! So, daß sie wirklich, — sie, die Kaisertochter! — mit mir fliehen will: denn ihres Vaters Einwilligung sei ganz undenkbar. Heute noch mußte sie mich sprechen und alles genau bereden: denn morgen — nein, es ist schon heute! — wird sie zu den zehntägigen Gebetübungen in das Kloster der heiligen Helena drüben in Asien abgeholt. Aber am elften Tage kehrt sie zurück und in der Nacht darauf — schon ist alles auf das genaueste beredet — fliehen wir: — du und Praxedis allein begleiten uns — auf Theodoras raschem Segelboot. O Freund, wie bin ich selig!" Und er umarmte ihn. „Dir dank' ich das Leben und — viel mehr: — diese Stunden und die Hoffnung höchsten Glücks für das ganze Leben!"

Am zweiten Tage darauf brachte ihm ein Eilschiff aus Rom einen Boten des Königs mit einem Brief in Geheimschrift: der war gar kurz: er lautete: wie er Werner vorlas: „Ich befehle, daß du angesichts dieser Zeilen sofort ohne den mindesten Aufschub — hörst du? — augenblicklich Byzanz verlässest und nach Hause eilst. Das Wohl des Reichs verlangt's. Jede Stunde Säumnis ist Verderben."

Ernst schrie auf, ließ die Charta fallen und sank um. Werner richtete ihn empor: „Nun," rief er, ihn rüttelnd, „und darüber stürzest du, wie ein pfeilgetroffener Adler? Was ist's denn weiter? Es wird nicht so eilen. Das Reich kann warten. Warten, bis Theodora zurück ist: — dann bringen wir auch sie dem Reiche mit. Das ganze Reich ist nicht so viel wert wie das Glück zweier junger Herzen! Darauf hin wirst du doch nicht die Schöne verlassen, aufgeben fürs Leben? Du bleibst eben doch und trotzest dem Befehl." — „Nein. Ich muß gehorchen: — ich hab's geschworen. Ich gehe! Fahr wohl, Liebe und Lebensglück! Fahr wohl, Theodora!"

Unerschütterbar hielt der Herzog fest an dem Beschluß, zu gehorchen: aber von Stund an war der Frohmut aus seinem Leben, war der freudige Glanz aus seinen Augen gewichen: der treue Werner gab es bald auf, ihn trösten, ihn erheitern zu wollen. Es gab keine Möglichkeit, der in der Ferne Verschwundenen zu erklären, weshalb der Leben entscheidende Plan nicht ausgeführt werden konnte. Wohl hatte Werner dem Eunuchen ein Brieflein an Praxedis zugesteckt, das lautete: „Wir müssen zurück: die Ehre gebeut: doch kehren wir wieder, sobald wir können: wir nehmen nicht Abschied." Aber die Freunde erkannten, wie unsicher und wie wenig das war für die Frauen, die, zurückgekehrt,

sich verlassen finden, für aufgegeben halten mußten. Das Freundespaar war noch an jenem Tag auf dem römischen Eilschiff abgesegelt: die übrigen Gesandten sollten erst nach Abwicklung der letzten Geschäfte nachkommen.

Stundenlang saß der Jüngling nun während der ganzen Fahrt auf dem Deck, und starrte schweigend in die blauen Wogen, nur manchmal leis aufseufzend: „Theodora!"

Endlich in Brindisi angelangt, verfiel er in ein heftiges Fieber, das den ungeduldig zu dem König — vielmehr nun dem Kaiser — nach Deutschland Eilenden auf das Lager warf. So sandte er Werner voraus, dem Herrscher seine Ankunft in Italien zu melden: sobald er reisen könne, werde er über die Alpen zu Konrad eilen, der, wie verlautete, in den sächsischen Pfalzen weile und dort ein Heer — wieder einmal zur Abwehr slavischer Raubhorden — sammle.

Erst nach einigen Wochen vermochte der Herzog zu Pferd zu steigen: so rasch er konnte, hastete er nun, von wenigen Reisigen begleitet, durch die Halbinsel gerade aus von Süd nach Nord.

Schon hatte er die Veroneser Klause erreicht: düster war's in der Enge: Gewitterwolken hingen schwül herein: laut, Atem hemmend, brauste in ihrem Felsenbett die Etsch; in finstren Schmerz verloren ritt Ernst den steilen, schmalen Pfad bergan: da hörte er rasenden Hufschlag sich entgegeneilen: bald kam der Reiter in Sicht: Werner war's: er rief von dem schäumenden Renner herab: „Halt, halt, Ernst! Nicht weiter! Auf dem Brenner wirst du gefangen!" — „Von wem?" — „Vom Kaiser." — „Vom Kaiser? Warum?" — „Weil wohl auch er einsieht, das kannst du nicht ertragen." — „Was?" — „Du weißt noch nichts? Deine Mutter hat einen Knaben geboren: Heinrich ist er

getauft. Den hat der Herr Kaiser in der Wiege zu seinem Nachfolger im Reiche wählen lassen . . ." — „Ah! Das ist . . . —" — „Und zum König von Burgund. Jetzt Ernst, bist du kein Feigling, jetzt das Schwert heraus! Ich kann nicht mehr! Ich mußte dich — warnen, retten. Wende das Roß und flieh nach Haus, nach Schwaben!"

Fünftes Buch.

I.

Den Brennerpaß meidend — er war in der Tat in dem alten Kastell bei Gossensaß durch Reisige des Kaisers besetzt — bogen die Freunde von Bozen nach Nordwesten, nach Meran, aus und eilten von da über die Finstermünz und den Arlberg nach Schwaben.

Erst in Ulm, der festen Burg, machten sie dauernd Halt und auch erst hier traf sie ein Schreiben des Kaisers, das den Herzog schon in Italien — vergeblich — gesucht hatte. Es lautete: „Mein lieber Sohn!" — laut auf lachte bei der Anrede Werner — „er meint wohl klein Heinzel in der Wiege!" — „Du mußtest sofort Byzanz verlassen, da der falsche Basileus, während er mit dir den Freundschafts= und Bündnis=Vertrag gegen Venedig beriet, mit dem Dogen Leo Orseolo einen Überfall auf unsere venetianischen Seeplätze rüstete: er wollte dich dann als Gefangenen, als Geisel behalten. Dazu kamen wichtigste Änderungen daheim. Nachdem meine Gattin, die Kaiserin, mir einen Erben geboren — ich hatte davon keine Ahnung damals in Perusia! — verstand sich von selbst, daß nunmehr e r der Träger ‚unseres' — meines! — Hauses geworden ist und daß ich daher ihm, nach dem dir dortselbst mitgeteilten Plan, die Nachfolge im Reich

zu sichern trachten mußte. Nach vielen Mühen gelang es, den Reichstag dafür zu gewinnen. Gleichzeitig brachte ich König Rudolf dazu, das Kind Heinrich in Güte als seinen Nachfolger in Burgund anzuerkennen, während er erklärte, dich mit äußerster Kriegskraft von seinem Erbe fernhalten zu wollen: — wohl, weil du ihm damals den Bund gebrochen. Unmöglich kannst du verlangen, daß ich das Reich in einen schweren Krieg stürze, nur um Burgund dir zuzuwenden, während ich das Land ohne Kampf meinem Hause und — da dies nun dauernd herrschen wird — dem Reiche selbst für immer erwerben kann. Zwei große Herzogtümer werde ich nie mehr in eine Hand legen. Ich erwarte und verlange von dem Sohn des treusten Fürsten des Reichs, daß er das einsehen wird, wie es der Vater sicher getan hätte. Vertrauensvoll hab' ich dir die Muntschaft über deinen kleinen Bruder und die Regentschaft im Reich zugedacht, falls ich sterbe, bevor er schwertreif."

„Hei," höhnte Werner, „du darfst klein Heinzels Kindsmagd sein, ihn wiegen und päppeln . . ."

„Diese wichtigen Dinge müssen wir — ganz vertraut — mündlich verhandeln. Deshalb hatte ich auf allen Alpenpässen aus Italien Auftrag gegeben, dich anzuhalten und mir zuzuführen. Gleichwohl entgingst du den Wächtern."

„Die Finstermünz hat man dabei vergessen," lachte Werner. „Er liebt dich so, — hat er dich, läßt er dich nicht mehr los!"

„Ich sende daher das Schreiben nach Schwaben, wohin du dich gewendet haben sollst, und mahne dich, sobald du es erhalten, sofort zu mir nach Ingelheim zu eilen, wohin ich den neuen Reichstag berufen habe, ein höchst wichtiges neues Gesetz zu beschließen: ich sprach dir davon,

ohne den Plan damals aufzudecken, zu Perusia. Ich erwarte deinen raschen Gehorsam."

„Da soll er lange warten," schrie Werner, riß ihm das Pergament aus der Hand, warf es zu Boden und trat darauf.

Schmerzlich rief Ernst: „und meine Mutter! Sie hat all' das gegen mich geduldet, vielleicht selbst gewollt, herbeigeführt!"

„Gewiß! Wie sagt ein altes Wahrwort? ‚Geht die Henne zum neuen Hahn, vergißt sie der alten Jungen'. Aber wahrlich: — jetzt ist's genug der Schande, des Hohns! Ja, des Hohns! Denn Hohn ist's, daß er die Königs- und die Kaiser-Krone jenem Windelspatzen zuwendet und auch die Krone von Burgund, die dir gebührt. Welch Erbrecht hat der Säugling, das du nicht seit Jahren hast? Und weil du damals Burgund im Stich ließest, um des Wahngebildes vom Reiche willen, deshalb — zur Belohnung! — sollst du Burgund nicht haben? Laß — einstweilen! — die Nachfolge im Reich beiseite: das ist ein arg verworren Gewirr und keiner von den Fürsten gönnt's dem andern, auch dir nicht. Aber Burgund nimm als dein gutes Recht in Anspruch, dafür rufe deine Schwaben, die kleinen Vasallen auf: sind's noch die alten, werden sie ihrem Schwaben-Herzog helfen wider den falschen Franken, wie sie dir früher helfen wollten. Und hast du gesiegt im Kampf um Burgund, liegt Herr Konrad zu Boden, dann hast du auch die deutsche Königs- und die römische Kaiser-Krone erstritten. Ernst, jetzt kam der Augenblick der Wahl für dein ganzes Leben. Ich weiche von dir als einem Zagen, versagt dir der Mut. Wir haben miteinander einen Löwen bezwungen: — fürchtest du diesen fränkischen Fuchs?"

„Ja, er ist falsch, ich erkenne es jetzt. Wie hat er

zu mir gesprochen damals in Perusia! Ich hab' ihm vertraut. Ich hatte angefangen, ihn zu lieben — wie vergilt er mir nun? Ihm gehorchend hab' ich die Rose aus dem Kranz meines Lebens gerissen für immerdar, ich ahn' es. Er, er hat mir die Geliebte genommen. Dafür haß' ich ihn — mehr als damals, da er mir die Mutter genommen. Ja, Werner, du hast recht. Mein Brüderlein in der Wiege soll mir nicht über den Helm ragen. Auf! Ich entbiete alle meine schwäbischen Vasallen zu einem Tag nach Augsburg: — dort trag' ich ihnen meine Kränkungen, meine gute Sache vor und frage sie, ob sie nicht ihren Herzog schützen wollen in seinem Recht?"

„Ich wette darauf, sie jubeln: ‚ja'. Nicht nur aus Treue, auch aus Klugheit: nicht vom König, der fern, von ihrem Lehnsherrn, der gar nah, der ihren Söhnen die Lehen geben und versagen kann, hängt ihre und der Ihrigen Zukunft ab. Sie werden, sie müssen dir helfen! Aber rasch muß es gehn, bevor der Franke Verdacht schöpft und ins Land bricht. Rasch ans Werk!"

II.

Und gar rasch gingen die Raschen, die allzu Raschen an ihr verhängnisvolles Werk. Eilende Boten ritten noch am gleichen Tag nach allen Richtungen des Landes Alamannien, wie es meist in seinem Westen, Schwaben, wie es meist in seinem Osten hieß, und entboten — unter Herzogsbann — die Vasallen, die Grafen, Ritter, Vögte, Burgwarte, Centenare, über vierzehn Nächte nach Augsburg zu einem Landtag der Provinz; das Ladschreiben

forderte sie auf, all' ihre Reisigen nach Augsburg mitzubringen, um ihres Herzogs Recht auf Burgund mit den Waffen gegen den Kaiser zu verfechten. Werner versicherte sich von Ulm aus sofort der Stadt: ohne Widerstand: der dem Kaiser treu ergebene Bischof Brun weilte an dessen Hoflager.

Gespannt erwarteten die Freunde schon einige Zeit vor der Tagung das allmähliche Erscheinen der Geladenen. Aber zu ihrer rasch steigenden Bestürzung wollte noch immer niemand eintreffen. Dagegen verlautete, daß der größte Teil der Erwarteten sich gar bald nach Empfang der Ladung statt nach Augsburg nach Konstanz begeben hatte, wo sie in dichten Haufen sich zusammenfanden, unter Leitung des Bischofs der Stadt, Herrn Warmanns, eines treuen Anhängers und eifrigen Freundes des Kaisers, berieten und Beschlüsse faßten.

Jedoch am Abend vor dem angesagten Tag zogen doch vom Bodensee her gewaltige Heerscharen auf Augsburg zu: besorgt lugte Werner von dem Westturm in die im Sonnenuntergang leuchtende, von Waffen blitzende Ebene: er fürchtete den Anmarsch kaiserlicher Scharen, die er in die Stadt nicht einzulassen gemeint war.

Aber alsbald befahl er freudig, die Tore zu öffnen, eilte zu dem Herzog und jubelte: „Da sind sie! Ich habe ihre Banner erkannt: den Bären des vieltreuen alten Hiltibald von der Baar, den Hirsch Herrn Wolfrats vom Eritgau, dann Herrn Werinher vom Neckargau, Friedrich vom Riesgau, Hesso vom Sülichgau und viel mehr! Bischof Warmann selbst führt sie dir zu, noch andre Bischofsgewande sah ich von weitem. Sieh, du hast gezweifelt. Aber nun sind sie da, alle mit fliegenden Fahnen und blitzenden Helmen. Wir lassen sie ein mit Freuden. Und ich habe ihnen Herolde entgegengesandt, die Führer zu

herbergen und auf morgen schon um die vierte Stunde in das Palatium zu laden. Das wird unser erster Sieg."

In der großen Halle des Palatiums auf dem Marktplatze drängten sich zur angesagten Stunde die meisten der geladenen Vasallen: aber seltsame Mienen, finstere Blicke begrüßten den Herzog, als der mit raschem Schritt die dichte Menge durcheilte und auf dem erhöhten Sitze Platz nahm.

Und bevor er hier das Wort ergreifen konnte, erscholl ein Trompetenstoß vor der Tür: diese sprang auf und Werner, der dort Wache hielt, zurückdrängend, erschien eine ehrwürdige Priestergestalt und schritt langsam, feierlich auf den Herzogsitz zu. „Vater Burchard!" rief Ernst erfreut und wollte ihm die Stufen herab entgegeneilen.

Aber mit bekümmertem Antlitz und mit abweisender Handbewegung hemmte ihn der Bischof: „Laß dieses Wort, Unseliger! Übel hast du dich dagegen versündigt. Dein echter Vater oben im Himmel verabscheut die Empörung — die wiederholte! — des Schwabenherzogs gegen Kaiser und Reich. Nein, schweige! Versuche nicht, wie du planst, die Rebellion noch weiter zu treiben, diese wackern Männer, deine Lehnsleute, zum Treubruch gegen ihren König — noch einmal! — fortzureißen."

„Laß mich ihn verhaften," flüsterte Werner, „und schweigen machen: seine Reden verwirren!" — Aber Ernst schüttelte das Haupt. „Bischof von Worms," sprach er finster, „du bist hier nicht geladen, bist doch nicht mein Vasall. Kraft welches Rechts stehst du hier?" — „Mit Bruder Warmann dort von Konstanz als Gesandter deines Herrn, wie unser aller: des deutschen Königs." — „Wie?" — „Laß ihn nicht sprechen," drängte Werner. — Aber Ernst schwieg.

„Wisse denn, Betörter, das Verderben ist über dich hereingebrochen. König Konrad erfuhr längst von deinem Aufruf zur Empörung.“ — „Durch wen?“ — „Durch deine eigenen Vasallen. Sie schickten ihm diese deines bösen Dämons — Werners — Rebellenrufe ein.“ — „Meine eigenen Vasallen?“

„Der König berief einen Reichstag nach Ingelheim: dort traten sie selbst als Ankläger gegen dich auf: deine Briefe überführten dich ohne weiteres: das Reichsgericht hat dich und Werner geächtet, aus dem Reiche verbannt, der Lehen entsetzt, die heilige Kirche hat den Ächter ausgestoßen.“ — „Ja die,“ schrie Werner dazwischen, „die muß immer ihren mütterlichen Senf dazu geben.“ — Aber Ernst erbleichte und verstummte.

Doch Werner fuhr fort: „Ah, und ihr, schwäbische Ritter, ihr brecht eurem Herzog die Treue? Wie, Graf Wolfrat, Ihr? Und du, Werinher? Und Ihr, Hesso, und vollends Ihr, Herr Hiltibald von der Baar, des Ruhm von je die Treue war, des alten Herzogs Schildgenoß?“ — „Ja, ich! Denn dem Herrn König haben wir Untertanentreue geschworen wider jedermann, dem Herzog Lehentreue gegen jedermann, aber ausgenommen König und Reich.“

„Nun wartet!“ rief Werner grimmig. Wir werden euch allen die Lehen nehmen. Und euren Söhnen das Erbrecht darein.“ — „Das kann kein Herzog mehr,“ sprach Bischof Warmann. — „Ein neu Gesetz,“ fuhr Burchard fort, „erging zu Ingelheim: das hat die kleinen Lehen der Herzogsvasallen für erblich erklärt.“

Da sank Ernst auf den Herzogstuhl: „Das . . . das also war sein Plan, sein Mittel zu Perusia.“

Werner schlug sich die Faust vor die Stirn: „Verfluchter Fuchskopf! Ein Meisterstück der Schlauheit Er

zieht dir den Boden unter den Füßen weg. Wir sind verloren." — „Ja, ihr seid verloren," sprach der alte Hiltibald, „aber nicht wegen jenes Gesetzes. Wir würden euch, auch wenn ihr uns die Lehen nehmen könntet, nicht folgen gegen König Konrad." — „Bah," höhnte Werner bitter, „seid uns doch schon mal gegen ihn gefolgt." — „Ja," erwiderte der Alte, „leider! Aber seither hat uns gerade dieser König ein Anderes, ein Höheres gelehrt: — durch Wort und Tat und Beispiel. Eine neue Zeit, jung Ernst, ist aufgegangen in deutschen Landen: nicht mehr das enge Heimatnest, das Reich ist's, dem zu dienen wir gelernt haben unter diesem Mann."

Ernst sprang auf, staunend. „Horch, Werner! Welch' neue Sprache! Und 's ist ihr Ernst. Hiltibald scherzt nicht und lügt nicht. Wir sind wirklich verloren." — „Ja, das wart ihr," hob Burchard an. „Hätten nicht die heißen Tränen, die Fürbitten der Mutter, die Gattenliebe des Kaisers euch gerettet: zum Tode waren die undankbaren, die rückfälligen Empörer verurteilt: dein und Werners Kopf . . ." — „Ei, er komme, sie holen!" trotzte Werner. „Auf, Ernst, erwache! Wir haben diese uns so feindlichen Männer. Laß sie mich greifen. Diese Stadt ist ja unser." — „Gewesen!" sprach Bischof Warmann, vortretend. „Jetzt ist sie des Kaisers. Für ihn haben wir sie beschritten und besetzt. Ja, fahr' nur ans Schwert. Wir sind dreitausend gegen zweihundert."

„Hie Kaiser und Reich," rief der weißhaarige Hiltibald und zog feierlich das Schwert. — „Hie Kaiser und Reich!" erscholl es im Saal und alle Klingen fuhren aus.

„Jetzt, erst jetzt ist es wirklich aus," knirschte Werner. „Fliehen wir," flüsterte er, „solang' es noch geht." — Allein Ernst blieb gesenkten Hauptes stehen: „Verlassen, verraten von meinen Schwaben! Das . . . das allein tut weh."

„Jung Ernst," sprach treuherzig der Alte, „'s wird uns nicht leicht. Glaub' es mir. Aber dieser König hat eine neue Zeit ins Reich gebracht. Erst das Reich, dann alles andre: auch selbst unser Schwaben."

„Verzweifle nicht, Ernst," mahnte Burchard. „Die Mutter hat dir auch das ausgewirkt: — nicht für immer sollst du verbannt sein aus dem Reich. Nur von diesem bösen Geist mußt du dich lossagen, eidlich lossagen für immerdar."

„Ja, von deinem Verführer und Verderber, dem Anstifter, dem Brandstifter auch dieser Empörung," schloß Warmann.

„Ah, Schmach ohne Maß!" schrie Ernst und schlug beide Arme um den Freund, „nie, niemals. Sagt eurem Herrn Kaiser, nie laß ich von Werner, im Leben nicht und nicht im Tod. Seht, ihr treubrüchigen Vasallen, so hält man Treue. Komm, Freund, hinweg von diesen Menschen. — Nein, laß das Schwert. Laß doch sehn, ob sie Hand legen an ihren Herzog."

„Und an solche Treue!" rief Werner ihm rasch durch den Saal nach dem Ausgang folgend.

Schweigend sahen ihnen die Männer nach: keine Hand, keine Klinge rührte sich, die Freunde zu hemmen oder zu scheiden.

Sechstes Buch.

I.

Als aber dem Kaiser in Ingelheim dies gemeinsame Entweichen der beiden gemeldet ward, geriet er in heftigen Zorn über die hartnäckige Verstockung des Stiefsohns gegenüber so reicher Gnade, welche die Gattin dem Schwergereizten abgerungen.

Alle Zeugen und die ihm eingelieferten Urkunden, die Aufrufe zur Empörung, bestätigten, daß Werner von Kiburg den Herzog diesmal wie bei seinem ersten Aufstand in das Verbrechen hineingetrieben habe. Sollte der Betörte für die Zukunft gerettet werden, was er der laut klagenden Mutter mit allen Mitteln anzustreben versprochen hatte, mußte der Jüngling von seinem Verführer getrennt werden und, da das in Güte nicht möglich schien, mit Gewalt.

Konrad sandte vier Streifscharen aus, die ganz Alamannien von West nach Ost, von Ost nach West, von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, nach den Flüchtlingen durchsuchen und zuletzt im Schwarzwald zusammentreffen sollten, wohin der Kaiser sich zunächst begeben wollte.

Sorgsam, mit der Beflissenheit bittern Hasses gegen den Bastard, den er den Satan seines Stiefsohnes nannte, traf der Herrscher die Auswahl unter seinen Rittern, die

er zu Führern dieser Sucheſcharen beſtellte: Ernſt zwar hatte kaum einen Feind: deſto zahlreichere hatte ſich Graf Werners raſche und ſpitze Zunge, ſein giftiger Spott, ſeine rückſichtsloſe Schärfe geweckt: Herr Konrad kannte gar genau ſolche Strömungen unter den Seinen: ſo ernannte er zu Führern lauter ſcharfe Franken, mit denen der „Schwab“ mancherlei Späne gehabt: Adalbert den Vogt von Bacharach, Werin den Burggrafen von Ehrenbreitſtein, Rollo den Truchſeß von Rüdingen und den Grafen Mangold: allen ſchärfte er ein, des Herzogs zu ſchonen, den Baſtard aber beizuſchaffen, lebend oder — anders. Dem treuen Mangold reichte er noch aufs Pferd hinauf die Rechte: „Diesmal, Freund, nicht nur den Schild gebraucht wie dazumal.“

„Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein, Herr Kaiſer,“ ſprach jener ruhig.

Ganz allein, auch nicht von einem Knecht begleitet, — Ernſt wollte ſo wenige Leben wie möglich mit ſich in das Verderben ziehen — ritten die Freunde von Augsburg ab — auch an dem Tor wurden ſie nicht angehalten — gen Weſten, ohne feſtes Ziel, ohne beſtimmten Plan. Denn kaum mochten ſie ſelbſt einen Plan das Streben nennen, baldigſt die Grenze des Reichs, in welchem ihre Häupter die Acht verfolgte, zu überſchreiten und dann über Frankreich Italien und das Meer zu gewinnen, um die kühne Fahrt nach Byzanz zu wagen.

„Ich weiß es ja: es iſt ein Traum, was mir vorſchwebt, nicht einmal eine Hoffnung. Aber einmal noch, bevor ich dieſe Augen ſchließe, möcht’ ich ihre edlen Züge ſchauen!“

„Freund, ich glaube wir kommen nicht ſo weit! Lang nicht! Aber wir wollen’s verſuchen: iſt’s doch gleich, wohin

uns die Rößlein tragen: wir reiten überall in den Tod. Ja, auch ich möchte gern noch einmal Praxedens weiche Lippen . . . Aber wir sprechen da — beim Tod — immer von ‚uns' und ‚wir'. Und handelt es sich doch nur um diesen Werner da, der, Hand aufs Herz, nie besonders viel getaugt hat und dein Leben, Herzogsohn, wahrlich nicht wert ist, ich, der Niemand-Sohn, der am Zaun Weggeworfene, die Brut der fahrenden Hübscherin und des Diebes, des Henkers vielleicht! Es ist ja alles ganz schön und edelmütig, was du da tust. Aber — brauchst mich ja nicht den Verfolgern auszuliefern: nur umzukehren, bei Väterchen dich — allein! — zu melden und auf die Frage nach dem Bastard lediglich die Achseln zu zucken — ohne zu lügen."

„Wie kannst du mich so kränken! Nie laß' ich von dir."

„Dann höre das Wort, das ich aus Höflichkeit bisher verschwieg: Herzog von Schwaben: Ihr handelt edel, aber dumm."

Ernst mußte lachen: — in allem Weh.

„Denn mir geschieht recht: der gute Bischof hat recht, ich bin dein böser Geist. Ich habe dich zweimal ins Verderben gerissen." — „Und Ravenna?" — „Bah, das machte mir Spaß. Leider hab' ich bei der Gelegenheit auch deinen Herrn Links-Vater heraushauen müssen." — „Und das Panier des Reichs?" — „Pfui Teufel!" schalt Werner. „Hast du noch immer nicht genug von diesem Gaukel-Spiel-Fetzen? Das Reich, ei — du hast ihm viel zu danken! Ich glaube nämlich wirklich: — und das allein macht ihn erträglich! — dieses Kaisers Götzendienst mit dem Reich ist nicht Heuchelei, ist ihm bittrer, dummer Ernst."

„Das weiß ich," sprach der Herzog düster. „Und das ist . . . so schwer zu tragen." — „Drum — nochmal sag' ich's: kehr' um! Sonst — du vergissest, Freund,

ich kann dich zwingen, auf meine Gesellschaft zu verzichten." — „Verstehe nicht." — „Bist nicht mehr der kluge Ernst von Byzanz!" lächelte er kopfschüttelnd. „Sieh mal: ist kein groß Wässerlein hier unter der Brücke: aber wenn ich in dem Gewaffne mit dem Gaul über das Geländer sause, ist's reichlich tief genug für einen Bastard. Und du hast mich dann nicht verlassen, vielmehr ich dich: und in allen Ehren magst du zur Mutter gehn."

Da zog Ernst den Zügel, sah dem Freund fest in die Augen und sprach: „Tust du das, tu ich's nach im Augenblick."

„Nun, nun, nur nicht so eilig! Das läuft uns beiden nicht davon, wollen sie uns einmal mit Gewalt trennen. Und dazu kommt's doch wohl mal. Jetzt aber noch nicht! Siehst du die paar Reiter da links vor dem Walde? Sie suchen wohl uns. Aber sie haben uns nicht geseh'n. Komm rasch rechts in das Gehölz."

„Ah, wie ein schuldiger Schächer muß ich, der Sohn des Herzogs Ernst, mich verschlupfen in meinem eignen Lande! Die Schmach drückt mir das Herz ab. Ich halt's nicht lang aus."

II.

Der Kaiser war an dem Tage nach Absendung der vier Streifscharen selbst aufgebrochen: obwohl die schwäbischen Vasallen in ihrer treuen Haltung verharrten, hielt er doch sein Erscheinen in dem Lande, das vielfach der Neuordnung, zumal der Neubesetzung des Herzogstuhls, bedurfte, für notwendig.

Er hatte den alten schon römischen Weg — vom Mittelrhein nach Alamannien über Baden — eingeschlagen und war eben in der dortigen Pfalz eingetroffen, wohin ihm Bischof Burchard entgegengeeilt war, genaueren Bericht über die Augsburger Vorgänge und über etwaige Spuren der Flüchtlinge zu erstatten: er konnte aber nur angeben, eine Spur scheine nach dem Schwarzwald zu weisen und dorthin habe eine der Suchescharen abgeschwenkt.

Da meldete der Türhüter einen Mönch, der, ganz erschöpft von langem eiligem Ritt, soeben eingetroffen war aus fernem Norden und dringend Gehör erbat: er bringe einen Brief von allerhöchster Eile, von schwerster Wichtigkeit, geschrieben auf einem Sterbebette. Und schweißtriefend zog er ihn aus dem Gürtel. Es gehe Herrn Konrad selbst sehr nahe an.

„Ich springe eben aus dem Sattel, bin sehr müde," meinte der: „Herr Konrad selbst soll warten." — „Herr, es geht gleich sehr das Reich an." — „Dann rasch, gib her! — Nein, bleibt, Freund Burchard! — Ein Klostersiegel? Bote, wo kommst du her?" — „Aus der Cella der büßenden Schwestern zu Bremen. Frau Äbtissin Erdmuthe . . ." — „Eure Base, nicht?" fragte Burchard. — Konrad nickte. „Was ist mit ihr?" — „Sie liegt im Sterben." — „Der Brief ist aber nicht von ihr." Der Kaiser begann zu lesen. — „Nein, von Erzbischof Unwan, Eurem treuen Diener. Er schärfte mir höchste Eile ein, sie tue Not." — „Ja, weiß Gott," rief der Kaiser: er erbleichte, wie er weiter las: plötzlich schrie er laut auf wie ein zu Tod getroffenes Tier: er drehte sich im Kreise, ließ den Brief fallen und sank Burchard in die Arme.

Rasch ließ der durch den Mönch den heilkundigen Griechen rufen, der den Zug begleitete und den Ohnmäch-

tigen bald ins Bewußtsein zurückrief. Schwer atmend lag der nun eine Weile auf dem Pfühl: plötzlich fuhr er auf: „Der Brief! Wo ist der Brief?“ — „In meiner Hand, Herr Konrad,“ sprach Burchard.

„Ich muß ihn zu Ende lesen! Höre nur rasch den Eingang: Unwan schreibt mir, Erdmuthe, sein Beichtkind, sonst ein geistgewaltig, fast nur zu männisch Weib, hat seit Jahrzehnten ihr Kloster tüchtig, streng, beinah mit allzuharter Kraft geleitet in allen geistlichen, mehr aber in den weltlichen Dingen. Plötzlich sei ein Wandel über die stolze, hochfahrende Frau gekommen: Reue, Selbstvorwürfe für eine vielleicht alte Sünde. Der Bischof wußte nichts zu erraten und sie beichtete offenbar jene Sünde nicht. Die Zeichen der Gewissensangst mehrten sich auf einmal gewaltig nach Eintreffen eines Schreibens aus einem deutschen Kloster, etwa zur Zeit des ersten Aufstandes des jungen Ernst.“

„Hm, wie soll das zusammenhängen?“ meinte Burchard.

„Sie habe sich dann wieder ein wenig beruhigt: aber jetzt — bei Ausbruch der zweiten schwäbischen Empörung — habe die schon vorher schwer Erkrankte maßlose Aufregung ergriffen und: im sichern Gefühl des nahenden Todes berief sie Unwan zur letzten Beichte. Und nun gestand sie: — vor mehr als fünfundzwanzig Jahren von wahnsinniger Liebe zu mir ergriffen, habe sie in lauernder Eifersucht, heimlich all meine Schritte belauscht. — So habe sie auch jene Schäferhütte am Neckar entdeckt und darin Mildtrudis, ach, und unser Kind: — du weißt davon, Burchard, seit . . .“

„Seit dein Gewissen und dein Zorn dich zu mir trieb.“

„Sie hoffte, falls mir Mildtrud und das Kind spurlos

verschwänden, — die junge Mutter als eine Treulose! — werde jene Liebe von mir weichen, und Erdmuthe selbst an meine Seite treten, wie unsre ganze Sippe wollte. So ließ sie mit Gewalt — o Burchard, Freund! — das ist schrecklich! — und ich habe die Unschuldige, das arme, geopferte, rührende Kind mit allen Flüchen der Verachtung belastet!"

„Beruhigt Euch, Herr! Weiter, weiter!"

„Mutter und Kind entführen! Mir spielte sie jenen angeblichen Brief Mildtrudens, jene mich verhöhnende Selbstbeschuldigung in die Hand. — Erdmuthe selbst hatte ihn geschmiedet. So weit hatte ich vorhin gelesen — nun aber weiter: erst, als ich auch nach dem Verlust Mildtrudens kalt blieb, beschloß sie, der Welt zu entsagen: sie ward Äbtissin in Bremen. Nach einigen Jahren kam die Nachricht, Mildtrude, die Arme, sei in Gram, in Sehnsucht nach mir gestorben in jenem dänischen Kloster auf Seeland bei Roeskilde, das Erdmuthe gestiftet hat, — ihrem Kerker. Vorher habe sie mir viel tausendmal verziehen und mich gesegnet für und für. Das traf die Schuldige schwer. ‚Aber furchtbare Reue, Verzweiflung ergriff sie erst,' schreibt weiter Unwan — Gott! was kann noch kommen? — ‚als sie erfuhr, zweimal habe gegen den König die Waffen ergriffen' — doch nicht Ernst? was geht der sie an! — Nein, ah, ah jetzt kommt's, das Furchtbare! ‚Werner: denn Werner von Kiburg, der Bastard, ist' . . . . ah, Gott, Gott! — ‚des Kaisers Sohn.'"

Da sprang Konrad laut aufschreiend von dem Bett, stürzte auf die Kniee, raufte sein Haar und schrie: „Werner, Werner! Dieser verhaßte Mensch — mein Fleisch und Blut! Und meiner geliebten Mildtrudis Kind! O Schrecken der Schrecken!"

„All' ihr Heiligen," betete der Bischof, „laßt den Mann nicht verzweifeln."

Er hob den Brief auf und las zu Ende — denn der Kaiser war fassungslos: „Erdmuthe hatte den Säugling vor das Burgtor des Schwabenherzogs legen lassen: sie erfuhr, daß der sich des Kindes gütig angenommen. Aber Verzweiflung ergriff sie, als sie vernahm, daß der Sohn in Haß und Treubruch das Schwert wider den eignen Vater zückte — damals und jetzt, jetzt abermals! — Sollte um ihrer Schuld willen der Sohn den Vater, der Vater den Sohn im Gefecht durchbohren? . . ."

„O nein, nein!" schrie Konrad und sprang empor. „Es ist ja noch viel teuflischer gekommen! Nicht ehrlicher Kampf — Hinrichtung des Sohnes durch den Vater. Hab' ich doch in diesen Tagen viermal befohlen! — viermal, hörst du? — den Bastard mir einzuliefern, schonungslos, mir ihn zu bringen, lebendig oder tot! Ach meine Franken gehorchen mir gut! Gewiß tragen sie ihn mir schon zu auf vier Lanzenschäften."

Der Bischof las den Brief rasch zu Ende: „Die Äbtissin fleht dich an, alles zu tun, das Schreckliche zu verhüten . . ."

„Und ich habe alles getan, es herbeizuführen!"

„Ihr aber zu verzeihen: auf den Knieen flehe sie dich darum an: — so wahr du selbst Verzeihung von Gott erhoffst für deine Sünden. — Ja, Herr Konrad, das mußt du tun."

„Wie? Ihr verzeihen? Die mein Weib gefangen gehalten fürs Leben, mein Kind ausgesetzt, mich selbst zum Hasser meiner Geliebten gemacht, zum Mörder — vielleicht jetzt eben — meines Sohnes?"

„Ja, ihr mußt du verzeihen, betest du selbst zum Herrn um Verzeihung, um Abwendung dieses Blutver-

gießens. ‚Wie wir vergeben unsern Schuldigern‘ heißt es. Verzeihe!“

„Ja, ja! Alles! Nur mögen die Heiligen mich die Hand nicht beflecken lassen mit dem Blut des Sohnes. Auf! Eile! Fliege, Burchard. Sofort satteln lassen . . . ich will . . .“

„Um Gott, Herr Kaiser, Ihr könnt nicht stehn und wollt . . .?“

„Ich muß! Ich muß reiten! Muß ihn retten, den verhaßten Bastard, ach meines armen Liebchens Kind!“

III.

Die Freunde waren, unentdeckt und unverfolgt, aus der Nähe von Augsburg und Ulm, in belebteren Gegenden nur bei Nacht scharf ausreitend, bei Tag in den dichten Wäldern schlafend, allmählich von Nordosten her durch den Sulgau an den Saum des Schwarzwaldes gelangt, dessen mächtig angestockter viele Klafter gründiger Granit die herrlichsten Tannen und Buchen trug. Hier, in der Nähe des heutigen Schramberg, in dem Tale des Berneck, wußte Werner eine halb zerfallene Feste in grüner Einsamkeit liegen: vor einem Menschenalter in einer Fehde zwischen den Grafen von Baar und den räuberischen Herrn von Falkenstein zerstört, war der Falkenstein von seinen verarmten landflüchtigen Eignern nicht wieder aufgebaut worden: Werner hatte oft auf seinen Schwarzwaldjagden darin gerastet: der Ort war kein Waffenplatz mehr, aber ein sicherer Versteck mit seinen zahlreichen Gräben und — auch unterirdischen — Gängen. Die heute noch vorhandenen

Überbleibsel lassen deutlich die ursprüngliche Anlage des Burgbaus erkennen: jetzt noch ragt im Westen des Baus der hohe Turm des alten Bergfrieds steil in die Luft.

Weit und breit fand sich keine menschliche Siedelung: der nächste Einödhof lag fern draußen im Norden vor dem Walde, von wannen sie gekommen waren: die Hofleute hatten sie wohl kaum vorüberjagen sehen: hier mochten sie unverstört ein paar Tage rasten, die arg abgehetzten Rößlein sich verruhen und an dem würzigen Waldgras erholen lassen: dann sollte es weiter gehen mit frisch gesammelten Kräften, bei Basel etwa über den Rhein ins Burgundische, so allmählich nach Italien, und endlich nach Byzanz, dem gelobten Land ihrer Minne.

Werners eifrigen, zuversichtlichen Vorschlägen gab Ernst willig nach. Die Hast, die Schmach, die Feigheit dieser heimlichen Flucht hatten an ihm gezehrt: er sehnte sich nach Ruhe, im Äußern wie ach! in der Seele: der stille Friede dieses Waldwinkels kam wohltätig über ihn. Stundenlang lag er an den warmen Tagen des milden Herbstes unter den dichten Waldbüschen regungslos in dem hohen weichen Gras auf dem Rücken, schweigend zu den weißen Wölklein emporschauend, die langsam gen Osten zogen: viele schmerzliche Grüße gab er ihnen mit.

Hier war es märchen-einsam: schon lange schien kein Menschenfuß mehr hierher sich verirrt zu haben: zutraulich kamen die Tiere des Waldes — ein Rehlein und zwei Hasen — näher heran und äugten aus nach der regungslosen Gestalt: das Eichhorn lugte neugierig hoch aus der Astgabel auf ihn herab: der Baumkleiber huschte, eifrig klopfend, neben ihm den Stamm hinauf: hoch über den Waldwipfeln im lichten Blau zog ein Weih mit seltnem Flügelschlag, ruhig schwebend, seine stolzen Kreise. Im Grase unten flog über Agelei und großen Blauglocken der

schöne Falter mit den dunkel veilchenblauen Flügeln, der „Trauermantel“ heißt: er ließ sich einen Augenblick nieder auf dem braunen Gelock des helmlosen Hauptes: die Hohltaube ließ aus dem dichten Holundergebüsch ihr zärtlich Rukuruh ertönen: ihn mahnte es an die Nachtigallen im Garten zu Byzanz!

Nun wandte er den Blick nach links hinauf, wo die stolzen, aber traurigen Trümmer der zerstörten Burg gen Himmel ragten: die Ringmauern und die Gebäude des Erdgeschosses lagen daniedek: in einem Menschenalter der Ruhe waren sie von Moos, von Waldgras und Blumen, aber auch von Strauchwerk und Waldbüschen überzogen worden: der Zugang zu dem halb eingestürzten Haupttor war über Felstrümmer zu erklettern, auf denen die Eidechse sich sonnte. Dagegen wenig versehrt ragte links im Hintergrund der Turm des alten Bergfried in die Höhe: freilich die Holzgalerien, die im Innern sich hinter den Pfeilscharten hingezogen hatten, lagen, verkohlt, herabgestürzt, im Burghof: aber dem starken Steinbau des Turmes hatten Feuer und Zeit nichts anhaben können: und ganz hoch oben auf der obersten Zinne war ein schlankes Birkenstämmlein aufgesproßt, das seine langen, grünen, fahnenähnlichen Zweige weithin im Winde wehen ließ: „schau,“ hatte Werner gedeutet: „grün ist die Farbe deiner Herzogsfahne: der treue Turm grüßt seinen Herrn.“

Nachdem Ernst lange so gelegen, kam Werner muntern Schritts von dem nahen Waldbach her, dessen Rauschen den Herzog ebenfalls an jenen fernen Garten gemahnte. Den unsteten keckgemuten Bastard hatte die Hast der Flucht gar wenig verstört: nur um des Freundes willen wurmte ihn das Scheitern der Empörung: er selbst hatte nie Wert gelegt auf seine Stellung in diesem deutschen Reich, das ihm Voll-Ehre doch nie gönnte, das er von je mehr als

Kerker denn als Heimat, mehr als Schranke denn als Grund und Schutz seiner Rechte empfunden hatte. Ihn vergnügte jedes abenteuerliche Treiben: „Da ich meine Mutter nicht kenne," pflegte er zu scherzen, „hab' ich mir Frau Aventiure zur Wahlmutter erkoren. Und wahrlich, sie hat mich nie im Leben — gleich der andern! — verlassen und verleugnet."

So kam er auch jetzt ganz frohgemut dahergesprungen, statt des Speeres eine lange Erlenrute über der Schulter, in dem Schild ein paar prachtvolle Bachforellen.

Nun blieb er bei dem Freunde stehen: „gelt, da machst du Augen, Herr Herzog? Ja, wenn ich nicht sorgte für die Dinge dieser Welt, — wir müßten kläglich Hungers sterben. Denn Frau Minne macht nicht satt und in dem blauen Sehnsuchtshimmel deiner Seele gibt's nichts zu beißen. Wie ich zu dem Angelgerät komme? Ei, der Schweif meines Rappen lieferte die beste Schnur, die Erle gab willig ihre Stange: und der Hamen? Eine zerbrochene Schuppe des Ringpanzers war leicht zum Haken gebogen. Und die Fischlein hier, die menschenfremden, sie drängten sich förmlich dazu, dem Herrn des Schwarzwaldes den Tisch zu decken. Zunder hast du natürlich nicht? Den braucht's nicht, dein Theodora-Feuer aufzuzünden! Aber hier, das trockne Waldmoos fängt ihn auch, den Funken aus Stahldolch und Kieselstein. Meine Sturmhaube gibt einen prächtigen Fisch-Kochtopf. Zum Nachtisch Waldbeeren jeder Art, rote und schwarze! Hei, ich glaube nicht, daß der Herr Kaiser — den Gott fern halte! — so trefflich heut' zu Mittag speist, wie wir beiden Ächter. Dazu ein süßes Mädel in Gedanken — leider nicht in den Armen! — und ein gut Gewissen im Herzen!" — „Davon schweig lieber!" meinte Ernst, aber er mußte lächeln. — „Nun ja! Das bißchen Aufruhr! Nicht mal ausgebrochen! Da-

für sind wir keine Schlauschleicher, keine Fuchsschwänze, wie dieser Herr Kaiser. Fluch und Verderben über ihn! Wenn ich ihn träfe!" — „Da sei Gott vor! Besser wir treffen ihn nie mehr im Leben." — „Ei, ich meine, wir sind ihm entwischt. Hier zumal sind wir sicher. Du hast dir doch alles genau gemerkt? Unter der alten Esche, gerad unter ihren hoch herausgehobenen Wurzeln, öffnet sich der Gang, der sich lang unter der Erde hinzieht und weit draußen vor dem Wald erst mündet: — ich hab' ihn einst für einen Bau Meister Reinekes gehalten und verfolgt bis ins Freie. Dort hinein verschwinden wir, tauchen hier einmal mehr Helme auf als zwei gute Klingen durchhauen mögen: sie sollen staunen, verschluckt uns der Erdboden vor ihren Augen."

Ernst sprang auf, reckte sich, schüttelte die Arme: „Ah, verhaßt ist mir's, das elende Fliehen und Flüchten. Dächt' ich nicht der Einsamen dort in Byzanz, . . . ich machte ein Ende."

„Beileibe! Das kommt immer noch früh genug. Du gehst hinauf in unsern Schloß-Palast? Gut, sieh dir den Erdgang genau an. Ich tafele hier noch üppig an Preiselbeeren. Die löschen auch den Durst: — angenehmer als der Waldquell."

Nur kurze Weile nachdem Ernst oben in dem alten weitläufigen Gemäuer verschwunden, — lang gedehnt war die Befestigung der Felsenkuppen gewesen zur Sperrung des ganzen Talkessels — eben wollte sich Werner anschicken, ihm zu folgen, als von Norden her auf der wild von Knorrwurzeln überwachsenen Waldstraße sich Geräusch vernehmen ließ.

Werner sprang hinter einen breiten Baumstamm und spähte vorsichtig aus: noch konnte er nichts sehen: der Pfad bog hier um Gebüsch: aber da klirrte eine Waffe,

da wieherte ein Roß — jetzt wurden Hufschläge auf den Wurzeln vernehmbar — ohne Zweifel: ein Reiterzug. Ob ihre Verfolger? Nun ersah er den Führer, der allein vor den etwa dreißig Helmen weit voraus ritt. Pfalzgraf Mangold!

Eisig durchlief es den Späher. Sollte er noch an sich halten? Vielleicht erblickten sie ihn nicht, vielleicht ritten sie vorbei. Aber ersahen sie ihn, so war nicht nur er, war auch Ernst verloren: ungewarnt konnte der nicht mehr den Gang erreichen. Also ihn warnen um jeden Preis!

So stieß er in das Hifthorn, daß es weithin schallte, — die Burgfelsen gaben lauten Widerhall — und sprang hinter dem Baum hervor: da sah er Ernst, von dem Hornstoß gerufen, hart vor der Wurzel-Öffnung des Baumes stehn: „Flieh, flieh Ernst!" schrie er. „Sie sind da!"

Damit riß er das Schwert heraus, lief Mangold an und führte so wütend Streich auf Streich gegen den Reiter, daß dieser sich des Anfalls kaum mit dem Schild erwehren mochte: gleich der erste Hieb hatte die Brust-Brünne durchschlagen und Blut geholt.

Aber nun hatte auch der Angefallene das Schwert heraus: hell sprühten die Funken der Hiebe von den Klingen: noch waren die Reisigen nicht heran. — Noch zwei grimmige Streiche! — Doch nun sah Ernst von oben her die Rosse der Reiter heranbrausen, ihre hochgeschwungenen Lanzen blitzten im Sonnenschein.

„Flieh, Ernst!" schrie Werner nochmal, zurücktaumelnd: denn er war in das helmlose Haupt getroffen: aber noch stand er. — „Fliehen? Ah, denk' an den Löwen! Jetzt ist's an mir!"

Und in mächtigen Sätzen sprang er, das nackte Schwert in der Faust, von Fels zu Fels, ohne Weg, geradaus herunter über die Hügel. Er geriet schon mitten unter

die Reiter: er kam eben recht, den Stürzenden aufzufangen: sofort zielten zwanzig Lanzen auf den neuen Feind.

„Halt, haltet ein!“ rief der Führer und schlug den nächsten Speer mit dem Schwert herab. „Es ist Herr Ernst. Schont sein Leben! Der Herr Kaiser will nicht sein Blut. Herr Ernst, Euch winkt volle Begnadigung. Gebt Euch gefangen!“

„Nie! Rache für Herrn Werner. Wahre dich.“

Und er fiel dem Gaul in den Zügel und schlug dem Reiter einen mächtigen Streich ober der Brünne in den Hals: zugleich stieß der in verzweifelter Abwehr einen wilden Schwertstoß gerade vor sich hin: er traf zwischen die Augen in die Stirn: dann glitt er aus dem Sattel.

Erschrocken sprangen ein paar Reiter ab und hoben die beiden soeben Gefallenen auf: sie waren tot. „Wird der Herr Kaiser schelten und zürnen!“ — „Ah was! Es war äußerste Not.“ — „Und der andre?“ — „Der Kiburger?“ — „Der atmet noch.“ — „Wir schaffen alle drei in den Einödhof, von wo sie uns den Weg der beiden Reiter gewiesen. Kommt, schneidet Tannenzweige zu den Bahren.“

Während der lärmenden Beschäftigung achteten die Leute nicht auf den Pfad, auf dem sie gekommen. So wurden sie überrascht, als plötzlich um die Büsche eine starke, glänzende Reiterschar bog.

„Der Kaiser! Herr Burchard!“ riefen die Bestürzten.

„Halt! Haltet ein!“ rief Konrad von weitem. „Gnade! Leben und volle Gnade beiden!“

Schon war er zur Stelle, schon sprang er ab, schon beugte er sich über die Liegenden. „Ernst? Tot! Ach um die Mutter! — Mangold? tot! — Und hier er — er, o Gott, auch er tot?“

„Nein,“ erwiderte Werner schwach atmend, „noch leb'

ich, dir zu . . . —" — „Nein, fluch' ihm nicht!" sprach da der Bischof, rasch seine Rechte fassend. „Denn er ist dein Vater." — „Was? Der Kaiser! Bist du wahnsinnig? Oder ich?" — „Nein, nein," rief Konrad, sich neben ihn niederknieend. „Es ist wahr, zweifle nicht. Deine Mutter . . ." — „Wo ist sie?" — „Im Himmel."

„Was war sie?"

„Ein Hirtenkind."

„Du hast sie verführt und verlassen! So sei . . ."

„Nein! Ich wollte sie in zwei Nächten zum Altare führen."

Ein spöttisch Lächeln zuckte um die schmalen bleichen Lippen.

„Ja, ja! Da ward sie mir geraubt — geraubt für immer! — sie und ihr Kind."

„Von wem?" forschte der Sterbende ungläubig.

„Von einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin. O vergib mir, mein Sohn. Und glaube, glaube mir. Daran bin ich unschuldig."

„Und das hast du nicht gewußt bis . . .?"

„Bis vor zwei Tagen," sprach der Bischof. „Ich stand dabei, als er's erfuhr. Es warf ihn um. Sofort eilte er, dich zu retten."

„Etwas spät! Und all' das soll ich glauben?"

„Welchen Grund hätte er, den Sterbenden zu belügen?"

Werner sann nach. „Das hat Verstand. Er kann nichts dabei profitieren, der Franke."

„O vergib mir, mein Sohn. Es ist alles wahr. Ich schwöre bei Gott! Vergib mir allen Schimpf des Bastards! Alles: von Wirzburg an."

„Gott? Wer weiß, was der dir ist? Nein, schwöre bei deinem Götzen —: schwöre beim Reich."

„Ich schwör' es bei dem Heil des Reiches! Es verderbe binnen Jahr und Tag, sprech' ich falsch," rief Konrad, die Schwurfinger erhebend.

„Ich glaube dir. Und ich . . .: meine Mutter hat dir vergeben?"

„Viel tausendmal."

„So vergeb' auch ich dir. Gib mir die Hand, Vater. Laß mich begraben neben dem da — neben Ernst. Ich hatt' ihn lieb."

Und er atmete tief und starb.

Nun ward es gar still in dem Walde. — Die sinkende Sonne warf ein blutrot Licht durch die dunkeln Tannen.

Zögernd erhob sich der Kaiser von den Knieen: er konnte das Auge nicht lösen von Werners edeln, durch den Frieden des Todes verklärten Zügen: „Oh, Mildtrud, so — im Sterben! — erkenn' ich deinen Sohn. Wie er ihr gleicht!"

Burchard suchte ihn leise fortzuziehen, hinweg von diesem Anblick.

„O frommer Bischof, nicht wahr, du willst sie nicht sehn, die Frage, den Vorwurf gegen den Himmel in meinen Augen? Warum? Warum dies Ende? Die Schuldigen sind ich und Erdmuthe, die Leidenden sind Mildtrud und ihr Sohn. Warum? Ist das die Gerechtigkeit Gottes?"

Burchard schob ihn sacht gegen sein Pferd hin: „Die Wege Gottes sind unerforschlich."

„So freilich scheint es!" meinte der Kaiser bitter.

„Darum muß man glauben und nicht grübeln. Grübeln entzweit, Glauben befriedet mit Gott. Gottes Friede komme wieder über dich. Du brauchst ihn. Denn du mußt weiter leben!"

„Für wen?“ Gar schmerzlich kam das!

„Du kannst fragen? Du? Für das Reich!“

„Ja,“ sprach der Kaiser, sich hoch aufrichtend, „und ich will. Und ich werde. Gott verzeihe mir und helfe mir dazu.“

„Amen!“ schloß der Bischof.

Anhang.

Herzog Ernst von Schwaben.

Ballade [1862].

Abdruck aus: Gedichte. Sämtl. poetische Werke. Zweite Serie Bd VI. S. 267

„Mein Vater liegt im kühlen Grab,
Meine Mutter tät' ihn verschmerzen,
Die einem neuen Gatten gab
Mein Land mit ihrem Herzen.
Nun ist mein Richter — ihr Gemahl:
Der Waisen Hort auf Erden,
Der Kaiser selbst mein Erbe stahl
Und nie kann Recht mir werden.

Geächtet bin ich und verbannt,
Gehetzt mit Horn und Hunden,
Ein Bettler irr' ich durch das Land,
Der Herzog der Burgunden!
Nicht Vater, Mutter, Weib noch Kind
Darf ich mein eigen nennen:
Die Wölfe sind mein Hausgesind,
Die in den Wäldern rennen.

Nur dich, mein Freund, dich hab' ich noch,
Mein Werner, du Getreuer,

Mir mehr als Reich und Scepter doch,
Als Erd' und Himmel teuer:
Drei Kronen ob der Kaiser hält
Und Perlen und Juwele,
Mein ist der reichste Schatz der Welt: —
Denn mein ist deine Seele.

Die Menschen lassen uns nicht Wahl,
Sie haben uns ausgetrieben:
Wir wollen sie hassen allzumal, —
Uns beide woll'n wir lieben." —
Der Herzog sang's auf dem Falkenstein,
Der schuttzerfall'nen Feste,
Herr Werner kredenzt ihm Brot und Wein,
Die Eulen waren die Gäste.

Dann deckt er ihn mit dem Mantel zu,
Dem einz'gen, den sie hatten:
Der Kaisersohn schlief ein in Ruh'
Auf armen Binsenmatten.
Herr Werner zog den scharfen Stahl,
Hielt Wach' am Tor von ferne
Und hell, mit ihrem schönsten Strahl,
Liebkos'ten ihn die Sterne. —

So lebten sie, vom Sturm umfegt,
Ein Leben weltverschollen,
Wie oft im Wald ein Recke pflegt,
Dem Recht und Richter grollen.
Und jagt der eine Wild und Fisch, —
Der andre schirmt die Feste:
Der reiche Schwarzwald deckt den Tisch
Dem Herzogsohn aufs beste.

Und wer zurück vom Jagen kam,
Der sollte spähn bedächtig,
Und schnell, wenn er Gefahr vernahm,
Ins Hifthorn stoßen mächtig,
Auf daß durch einen dunkeln Gang
Tief unter des Flüßleins Bette
Der andre Freund sich waldentlang
Hinaus ins Freie rette.

Lang ungefährdet lebten sie
Im dichten Waldgehege,
Und nur der blaue Häher schrie
Verscheucht auf ihrem Wege. — —
Doch einst kam Werner von der Pirsch
Im ersten Abenddunkeln,
Am Rücken trug er den jungen Hirsch: —
Da sah er Helme funkeln,

Und sechzig Reiter sieht er dort
Herab den Eichbühl traben, —
Ihr Banner fliegt gebauscht im Nord: —
Die Grafenfahn' von Schwaben.
Er stutzt: — da sprengt Graf Mangold schnell
Zu ihm mit blankem Schwerte:
„Du bist des Todes, Weidgesell,
Verrätst du unsre Fährte.

Auf, nehmt ihn in die Mitte fest: —
Er stirbt, will er sich rühren,
Und vorwärts auf das Felsennest,
Die Marder aufzuspüren."
Und weiter leise trabt der Zug, —
Herr Werner späht mit Sehnen, —

Da sieht er an dem Mauerbug
Den jungen Herzog lehnen.

Und nach dem Horn greift er in Hast
Und stößt darein mit Schallen:
„Flieh, Herzog Ernst, flieh ohne Rast!“
Laut ruft er's noch im Fallen.
Und Herzog Ernst vernahm den Ruf
Und wandte sich erschrocken:
Und sah zerstampft von Rosses Huf
Herrn Werners schwarze Locken.

Und sah den Führer ziehn den Stahl
Rot aus Herrn Werners Herzen:
Er sah's und schrie und sprang zu Tal
Und schwang sein Schwert in Schmerzen,
Vorüber am geheimen Weg, —
Herab den Fels, den Hügel, —
Hoch über Graben, Wall und Steg, —
Es war, als hätt' er Flügel.

Und „Werner!“ — schreit er jetzt am Ziel:
Da sprach der Graf behende:
„Ist das Herr Werner, der da fiel?
Dann ist mein Amt zu Ende.
Der Kaiser grollt nur ihm allein,
Der ihm dein Herz genommen,
Du aber sollst begnadet sein,
Herr Herzog, und willkommen.

Du sollst das Herzogtum Burgund
Und des Vaters Erbe haben:

Ich bürg' es dir mit Hand und Mund,
Ich, Mangold, Graf von Schwaben."
„Ha, Fluch dir und dem Kaiser Fluch!
Gebt mir Herrn Werner wieder!"
Und scharf durch Schild und Brünne schlug
Sein Schwert den Grafen nieder.

Und schlug den Bannerwart danach
Und schlug noch drei der Knechte,
Bis klirrend ihm die Klinge brach
Und riß das Brustgeflechte.
Da traf ein Speer: — die Knechte floh'n
Und ließen die Freunde schlafen: — —
Das ist das Lied vom Kaisersohn
Und vom getreuen Grafen.

Meine welschen Ahnen

Kleine Erzählungen

Vorwort.

Der Vater meiner Mutter war Franzose: Monsieur le Gay hieß er und war Kapellmeister am Hofe des Königs Jérome zu Kassel: mit dessen Sturz verlor er seine Stellung: sonst weiß ich nichts von ihm und gar nichts von seinen Vorfahren.

Ich habe aber oft in meinem langen Leben den Einfluß jener Tropfen — 25 vom Hundert — romanischen, französischen — Blutes auf meine Gedanken und Gefühle, zumal auf die Art ihrer Äußerung, zu verspüren geglaubt. Und gar manche Nacht hab' ich mich vor dem Einschlafen mit den Vorstellungen beschäftigt, was wohl alles diese meine welschen Ahnen in Gallien und anderwärts möchten erlebt, was sie an guten oder auch schlimmen Anlagen und Neigungen seit etwa zwei Jahrtausenden auf mich möchten vererbt haben. Schlief ich dann unter solchen Phantasien ein, so pflanzten sie sich oft in meine Träume

fort, nicht ohne Einwirkung meiner jeweiligen geschichtlichen Forschungen und meiner Dichtungen. Einiges von diesen Träumen über jene Ahnen im schönen Westland und aus seiner reichen Geschichte will ich hier erzählen.

I.

Im Jahre 58 vor Christus diente in der zehnten Legion unter dem Prokonsul Cajus Julius Cäsar in Gallien der Centurio Marcus Manlius Gaudiosus: sein Geschlecht stammte aus den Bergen der Samniten. Als die meisten im römischen Lager vor den Germanen Ariovists bangten — die oft von ihm geschlagenen Gallier hatten sie ins Ungeheure ausgemalt! — erklärte der Feldherr, er werde mit der zehnten Legion allein zum Angriff ziehen. Das half: alle folgten. Der Markomannenkönig ward geschlagen: auf der von Cäsar selbst geführten schonungslosen Verfolgung — fünf Milien weit, bis an den Rhein — kam der Centurio dazu, wie ein numidischer Reiter zwei fliehende Frauen niederhieb: ihr Blut rötete die gelben suebischen Haarschweife: es waren die Frauen des Königs. Schon hob der Afrikaner das Schwert gegen ein junges Mädchen, das vor beiden lief: Gaudiosus sprang hinzu, hob den Schild über die Knieende und verscheuchte den Unhold. Er brachte die Gefangene — Ariobertha hieß sie und war des Königs Tochter — dem Feldherrn. Der belobte ihn. Viele Jahre später, auf dem Blachfeld bei Pharsalus, drohte Cäsar sein Glück zu verlassen: germanische Reiter — Sugambern — retteten ihm die wankende Schlacht: aber Sunno, ihr Führer, stürzte mit dem durchspeerten Roß: Gaudiosus trug ihn auf dem Rücken aus dem Ge-

fecht: ein Pfeil, zwei Pfeile trafen ihn: er ließ nicht ab bis der Wunde gerettet war: Cäsar hatte es mit angesehen. Nach dem Frieden schickte er den Samniten mit ehrenvollem Abschied als Kolonisten nach Gallien, wo ihm ein ausreichend Gütlein, reich an köstlichen Reben, angewiesen ward — an dem herrlichen Rhone bei Arles [1]. Dieses bescheidene Besitztum, im Lauf der Zeiten gebessert und erweitert, blieb die wirtschaftliche Grundlage des Geschlechts durch die Jahrhunderte. Der Centurio, noch ein voll rüstiger Mann, nahm zum Weibe die Tochter seines keltischen Nachbars Lugótorix: Eponocea hieß sie, und war schön in ihren wie Feuer glühenden roten Haaren: daher vielleicht waren die Kinder und Enkel des ganz schwarzhaarigen und schwarzäugigen Samniten nicht auch schwarz, sondern braunlockig und grau in den Augen: „grün" meinten und meinen Abgünstige häufig! Auch ein um ein klein bißchen zu kurz geratenes Näslein, das vorn steil abfiel, und neugierig in die Welt guckte, hatte die schlanke Eponocea in das Geschlecht mit eingebracht: aber auch kleine Gliedmaßen und die Abneigung gegen alles Plumpe und Rohe an Leib und Seele.

II.

Weder Trägheit noch Vergeudung eigneten dem Ahnherrn und den Folgern: so erwarb der Enkel schon durch den Gewinn aus dem eifrig gepflegten Rebgarten auch in der Stadt Arles ein kleines Haus und ward Bürger dieser Civitas.

---

[1] Nicht etwa bei Tarascon!

In der Folgezeit schlossen die römisch-keltischen Mischlinge auch wohl wieder mit Keltinnen Ehebündnisse, aber doch viel häufiger mit römischen Provinzialinnen: und die Kelten in jener Südlandschaft wurden ja selbst immer mehr romanisiert: — so blieb das Römische in dem Geschlecht weit überwiegend.

Auch die römische Gesinnung: als während des Bürgerkriegs zwischen Otho, Vitellius und Vespasian im Jahre 69 bei der Erhebung der (germanischen) Bataver gegen Rom ein großer Teil der keltischen Gallier sich ebenfalls gegen die römische Herrschaft empörte mit lärmenden, großsprecherischen, theatralischen Veranstaltungen und als die Rebellen in der „Campania" vor den Toren von Arles Publius Gaudentius aus seinem Garten, in dem er friedlich die Wildlinge der Obstbäume veredelte, hinweg mit zum Aufstand fortreißen wollten, schüttelte er den grauen Kopf und sprach: „Ich bin Römer, und ihr seid gallische Komödianten. Weh euch, ertönt hier wieder die Tuba der Legionen." Sie schlugen ihn tot auf dem Fleck, aber bald darauf war das prahlerische „Großreich Gallien" in Schaum zerstoben.

III.

Jedoch nicht nur am römischen Staat, auch an den römischen Göttern hielten sie treu, die Gaudiosi.

Als unter Constantius, dem Sohne Constantins, die Tempel geschlossen und die Opfer verboten wurden, wie im ganzen Reich so in Gallien, geriet Felix Gaudiosus in Verdacht bei dem Archipresbyter von Arles: dessen Späher überraschten ihn wie er in seinem schönen Reb- und Oliven-

Garten am Rhodanus dem Genius Loci ein Rauchopfer darbrachte: einer der Kirchendiener sprang hinzu und stieß die Räucherschale in das Feuer: Felix schlug ihn nieder mit der Faust. Schlimm wär es ihm ergangen vor dem Tribunal des Judex zu Arles: aber da trat während der Verhandlung von der Straße her vor die „Cancelli“ des Gerichts ein Mann, dem der Kriegermantel das Haupt und die Stirn bedeckte: er hörte aufmerksam zu und als der Richter das Urteil fällen wollte, rief jener: „Halt ein! Es wird keiner mehr gestraft in meinem Gallien, weil er den Göttern dient und ihre Altäre schützt.“ Und schlug die Kapuze zurück: es war der Cäsar Julian. „Felix Gaudiosus heißest du, wie der Ankläger sprach? So sei denn ‚glücklich‘ und ‚freudig‘ immerdar, tritt her zu mir und folge mir fortan.“ Und er folgte ihm getreulich — als einer seiner Leibwächter.

Bevor sie Arles verließen, verriet er dem Cäsar, daß der Archipresbyter, der das Nackte zu sehen nicht ertragen konnte, befohlen hatte, eine wunderschöne marmorweiße Venus in ihrem — nun geschlossenen — Tempel zu zerschlagen: Julian stellte Wachen auf, die Göttin zu schützen.

Noch heute lebt sie im Louvre zu Paris. —

Nach kurzem Abschied von Weib und Kindern — der Cäsar verschmähte dabei nicht, im wohlgepflegten Rebgarten einen Becher des dunkeln Rhoneweins zu leeren — folgte der ‚Satelles‘ dem Feldherrn.

Er sollte nicht mehr zurückkehren: zwar bei Straßburg kam er noch mit einem alamannischen Schwerthieb König Chnodomars davon, aber in Persien waren es der Pfeile zu viele, die er für den vom Roß gestürzten Imperator auffing.

IV.

Der jüngere seiner Söhne, Secundus, erregte Merksamkeit und Beifall des gefeierten Dichters Ausonius, der ebenfalls Weingüter bei Arles eignete: der reiche, vornehme Herr hörte den Nachbarsohn durch die Olivenhecke, welche die Güter schied, hindurch, seine noch gar jugendlichen Hexameter laut deklamieren: die zweifellose Formbegabung zog den sachkundigen Gönner an: er lud den fast noch knabenhaften Braungelockten ein, ihm zu folgen, in seiner Nähe zu lernen: „zumal zu leben", meinte er: „die Daktylen und Spondeen fließen ja schon ganz fehlerlos. Aber der Inhalt! Hier unter seinen Reben, Mandeln und Oliven erlebt der Junge nichts, Matrona Constantina: gebt ihn mir, bei mir in meinem schönen Hause zu Bordeaux, unter meinen Freunden, den Rhetoren und Philosophen, wird er allerlei Inhalt in sich aufnehmen." Aber in Bordeaux erlebte der Jüngling auch in den nächsten zwei Jahren nichts: ganz wo anders im dritten Jahr: — in Alamannien, am Bodensee.

Da fingen die Römer eines Morgens, dicht beim trauten Friedrichshafen, das aber damals noch nicht stand, ein ganz junges Ding: schöne rote Haare hatte es, war gar trutzig und schnappig und hieß Bissula, das will sagen „die Kleine". In dieses anmutige Herlein verliebte sich der ganze Generalstab des kaiserlichen Heeres: — die niederen „Chargen" nicht gerechnet. Vor allem Ausonius, der alte Herr, auf dessen Beuteteil sie — zu ihrem Glück — gefallen war. Aber noch viel heftiger jung Secundus. Der Alte machte viele Verse auf das Schwabenkind: sie sind erhalten: viel schönere auf sie machte Secundus, — jetzt hatten die glatten Rhythmen „Inhalt" gewonnen —

er ward an ihr wirklich zum Poeten: leider sind seine nicht erhalten. Am Ende sah der grauhaarige Ausonius ein, daß er für das Kind doch zu „väterlich“ sei und da er in einem jungen alamannischen Helden ihren — mehr angemessenen — Schatz entdeckte, gab er sie ihm großherzig frei. Das ging Secundus nah, sehr nah. Natürlich hatte das Mädel längst entdeckt, wie es um ihn stand. Da er aber nie zudringlich oder derb wurde, wie wohl die andre römische Jugend im Lager, die Gefangene vielmehr gelegentlich gegen plumpe Scherze schützte, und auch nicht gerade garstig war, ist sie ihm recht gut geworden. So sprach sie vor der Trennung, als sie allein mit ihm im Zelte des Ausonius war: „Secunduslein, bist kein übler Bub. Nun leb wohl. Da hast du was zum Dank und Abschied.“

Erglühend spitzte er den kleinen Mund.

Aber sie gab ihm einen Nasenstüber und hüpfte lachend aus dem Zelt.

Von diesem Nasenstüber mußte nun der Arme leben und dichten!

War doch wohl zu wenig Inhalt: drum ist er auch kein Klassiker worden.

V.

Da der ältere Bruder kinderlos starb, ward dieser Secundus der Stammhalter der Familie. Sein Sohn Magnus geriet in die stürmischen Zeiten, die zu Anfang des V. Jahrhunderts gerade Südgallien besonders heimsuchten: auch über das Stadthaus der Gaudiosi zu Arles

und die kleine Villa vor den Toren brausten sie wild dahin.

Wiederholt erhoben sich Anmaßer, empörte Feldherren, gegen Kaiser Honorius und bekämpften sich untereinander, wie den Imperator: Arles ward von den Kaiserlichen verloren und von hunnischen Söldnern des Anmaßers Jovinus erobert.

Da wirkte es wie eine Wohltat, als in diesen Landen die gefürchteten „Barbaren“, die Westgoten, erschienen, welche ihr jugendlicher und schöner König Ataulf aus Italien nach Gallien geführt hatte, dort endlich die lang gesuchte ruhige Heimat — eine ‚quieta patria‘ — zu finden. Der König war damals — nicht gar lange sollte es währen! — Verbündeter des Imperators und suchte die Stadt für diesen wieder zu erobern. Schwer litten unter den Belagerungsarbeiten die Villen und Güter vor den Mauern, auch die Villa Gaudiosa, wohin Magnus, treu kaiserlich gesinnt, mit den Seinen aus dem Stadthause gewichen war.

Er war noch nicht vermählt: nur mit jüngeren Geschwistern hauste er als ihr Vormund zusammen. Das Herz tat ihm weh, wie er Tag um Tag mit ansehn mußte, wie die Goten und die „Honorianer“ seine Oliven- und Kastanien-Bäume fällten, ihre Belagerungsmaschinen daraus zu bauen und dann diese auf breiten Rädern über seine Felder hin wider die Mauern wälzten, gegen die sie doch wenig ausrichteten. Nachdem er wochenlang ratlos unter solcher Verwüstung gelitten, faßte er sich eines Tages ein Herz und suchte den Goten-König auf, der in der viel glänzenderen Nachbarvilla des Ausonius — sie stand leer, war verlassen — Quartier genommen hatte, neigte sich und sprach:

„Herr König, mit Vergunst, so geht das nicht fort.

Ihr verliert Zeit und Krieger und wir verlieren alles und die Stadt fällt nicht. Ich will Euch aber die Stadt in die Hände liefern: denn ich bin dem rechtmäßigen Kaiser getreu und ich hasse die hunnischen Söldner hinter jenen Mauern, hab' ich doch unter dem Magister militum Stilicho gekämpft bei Florentia gegen Rhadagais, das Ungetüm. Und diese Panzer-Ehrenscheibe hier aus der Hand des Feldherrn selbst erhalten."

Da sprach kopfnickend, daß die blonden Königslocken wallten, Herr Ataulf: „Eine Ehrung durch Stilicho? Keine bessere Empfehlung gibt's! Öffnest du mir die trotzige Stadt, will ich dir allen Schaden reichlich ersetzen, den dein Gut — wohl hab' ich es gesehen! — erfahren hat in diesen Wochen."

„Ich aber," sprach da Frau Königin Placidia, hinter dem Vorhang des Atriums hervortretend, — sie war das schönste Weib des Abend- und des Morgen-Reichs — Magnus hatte sie noch nie gesehen: er sank wie vor einer Göttin auf die Knie —: „ich gebe dir noch viel köstlicheren Lohn, nicht Geld. Denn ich habe dein Herz durchschaut in diesen Wochen", lächelte sie anmutig und hoheitvoll.

Der junge Römer errötete über und über: „Sie hat mich ja noch nie gesehen," dachte er, aber er schwieg.

Und der König versprach nun, in allen Stücken zu tun, wie ihm Magnus raten werde. Am selben Tage noch hoben die Goten die Belagerung auf, brachen ihre Zelte ab und zogen gegen Westen, gegen die Pyrenäen zu: denn sie hatten, so hieß es, vom Kaiser statt Galliens Spanien erhalten: bald waren ihre letzten Reiter in dem nahen Pinienwald verschwunden.

Die Hunnen in der Stadt freuten sich gar sehr, denn Hunger und Durst hatten sich längst bei ihnen eingestellt:

aber vorsichtig unterließen sie es, die fest geschlossenen Tore zu öffnen und etwa den Weichenden zu folgen, deren Übermacht sie im offenen Felde nicht gewachsen waren: auch um zu plündern wagten sie sich nicht aus den Toren: sie befahlen nur durch ein paar Herolde den Villenbesitzern, Bauern und Winzern vor den Toren, vor allem Wein, dann aber auch andre Lebensmittel in Menge auf Wagen in die Stadt zu schaffen unter Bedrohung mit grausamen Todesstrafen. Seufzend, aber gehorsam übernahm Magnus die Lieferung für alle Villen und Güter auf der Westseite der Stadt und so fuhren denn am folgenden Morgen an zwanzig Wagen an, jeder mit vielen Rindern bespannt und schwer mit Wein-Schläuchen und Mehlsäcken beladen, zum Schutz gegen den Regen mit Lederhäuten überspannt. Vor dem Westtor angelangt machten die Fuhrleute Halt und riefen unter Peitschenknallen die Hunnen herbei. Gierig, zungenschnalzend begrüßten die Ausgehungerten und Durstenden den Anblick, eilfertig liefen sie an das Tor, öffneten und ließen die vordersten Wagen ein: Magnus blieb im Tore stehen und zählte: vier Gefährte waren herein: da blieb das fünfte — schwerste, so schien es — im Tore stecken: vergeblich suchte Magnus, es vor- oder rückwärts schieben zu lassen: weit sperrte es die beiden Torflügel auseinander: „Da muß man abpacken!“ rief Magnus und schlug zweimal in die Hände: sieh, da sprangen auf den Wagen unter den Decken hervor waffenklirrende Männer, dann herab von den Wagen und schwerterschwingend unter die überraschten Mongolen: die flohen nach kurzem Widerstand: denn immer mehr gotische Helme entpuppten sich aus den Schläuchen und Säcken: die Erschrockenen flohen zum Osttor hinaus, während von dem Pinienwalde her der König die Hauptmacht zurück und in die Stadt führte.

Er nahm für die Nacht mit Placidia Quartier in dem Stadthaus der Gaudiosi.

Am andern Morgen, als Magnus vor dem Paare stand, sprach die Königin: „Übel haben sie gehaust, die Barbaren, hier in diesem Speisesaal und da hinten im Cubiculum. Der Herr König wird dir das Geld geben zur Herstellung. Aber ein leeres Haus gedeiht nicht: es will in Ordnung gehalten sein: es bedarf der Hausfrau und diese schenkt dir Placidia."

Und griff hinter den Vorhang und führte hervor ein gar holdes blondes Mädchen: das errötete über und über — aber Magnus kaum weniger. „Ihr habt mich nicht vermerkt," lächelte Placidia, „all diese Wochen, wann ihr hinter der dichten Myrtenhecke plaudertet: — plaudertet! Meine Adalgotho! mehr hab' ich ja nicht gesagt! — ich aber sah hinter dem Vorhang der Loggia hervor auf euch herab. Möge die Ehe des Römers mit der Gotin so gut ausfallen wie die des Gotenkönigs mit der Römerin!"

Und so geschah's, daß auch gotisch Blut überging in das Mischgeschlecht der Gaudiosi.

VI.

Vierzig Jahre später war's: drei Sohne waren Magnus nachgefolgt: Aulus, Cajus, Lucius: dieser letzte, noch ein Kind, blieb in der Obhut der Mutter zu Arles, während die beiden älteren von Aëtius zu dem Heer aufgeboten wurden, das neben den Westgoten dem furchtbaren Attila entgegenzog, dessen Scharen bereits den ganzen Nordosten von Gallien überflutet hatten: die rauchenden Trümmer

von Metz, Reims, Châlons und Sens bezeichneten seinen Weg: im Mai langte er vor der starken Festung Orleans an: er verlangte die sofortige Übergabe, sonst werde nach dem Sturm alles Leben in der Stadt ausgetilgt.

Aber die Verteidigung leitete der ausgezeichnete Bischof Anian: er war von Arles zurück, wo er sich von Aëtius auf die Reliquien und von dem Westgotenkönig Theoderich auf das Schwert hatte eiden lassen, allerspätestens am Tage Johannis des Täufers — dem 24. Juni — würden sie mit ihren Heeren zum Entsatz von Orleans eintreffen. Mit diesem Versprechen hielt der Bischof immer wieder den Mut der hart bedrängten Verteidiger aufrecht, unter denen nach der Einschließung von sechs Wochen Hunger und Seuchen wüteten. Immer sehnsüchtiger sahen die Wächter von den Türmen über die Zelte der Hunnen hinweg nach Südwesten aus: keine Staubwolke, kein Tubaton, kein Schlachtruf verkündete das Anrücken des Entsatzheeres der Römer und Goten.

Der Tag Johannis des Täufers war herangekommen: die Senatoren der Stadt, die Geistlichen, auch die Befehlshaber der wenigen Kohorten erschienen um Mittag in dem Hause des Bischofs und erflehten auf den Knieen die Übergabe der Stadt: längerer Widerstand sei unmöglich, zwei Breschen klafften in den Mauern auf der Ostseite und die Hunnen hatten den Brückenkopf im Süden der Loire genommen.

Die Vorräte reichten kaum mehr für den nächsten Tag.

Da sprach der fromme Bischof, den Finger mit dem Fischerring erhebend: „Und wahrlich, wahrlich, ich sage euch: die fromme Stadt des heiligen Johannes, dessen Fest wir heute feiern, — wird nicht fallen in die Hände der Heiden: heute Nacht ist mir der Heilige er-

schienen und hat mir auf der Legionenstraße von Tours her die heranziehenden Befreier gezeigt. Geht in seine Basilika, betet inbrünstig auf den Knieen und kommt in einer Stunde wieder: ich besteige den Glockenturm der Basilika: er überschaut so hoch die Türme der Wälle als die heilige Kirche die Reiche der Welt überragt. Dort sucht mich auf nach einer Stunde."

Und nach einer Stunde kamen sie wieder, die Vertreter der Stadt: keuchend, mit Verzagen stiegen sie zu dem Bischof empor. Der hatte — er war alt und schwach das Licht seiner Augen — von Viertelstunde zu Viertelstunde einen jungen Diakon gefragt: „Mein Sohn, siehst du nichts auf der Legionenstraße?" Und kopfschüttelnd hatte der jedesmal traurig erwidert: „Herr, ich sehe nichts." Als nun die Verzweifelten in der Turmstube sich vor dem Bischof zu Füßen warfen, sprach der befehlend: „Schau hinaus, mein Sohn, gen West: — ich sage dir: — du siehst etwas!"

Der hielt die Hand vor die Augen — denn die schon sinkende Sonne blendete von Westen her — und spähte lange scharf: dann rief er plötzlich: „Ja, Herr! Ich sehe Staub aufwirbeln. Immer näher! Schon blitzen Waffen! Es sind ein paar Reiter."

Der Bischof und alle Häupter der Stadt eilten hinab an das Westtor. —

Einstweilen waren die Reiter in das Lager vor der Stadt gelangt: ach, Hunnen waren's und zwei römische Gefangene! Sie wurden vor Attila geführt: da erschraken die beiden Römer bei dessen Anblick: der jüngere sank in die Knie: es war ein weicher Jüngling, nur ungern war er dem Heergebot gefolgt. Der ältere riß ihn unsanft auf: „Knien vor dem Tyrannen, dem Barbaren!"

Attila raunte erst hunnisch mit seinen Hunnen: dann sprach er zu den Gefangenen: „Ihr geht jetzt vor das

Loiretor und bezeugt dem Bischof, daß das Entsatzheer geschlagen und entflohen ist auf Nimmerwiederkehr. Sagt ihr andres, — schaut dorthin! — pfählen laß ich euch wie die dreißig germanischen Verräter, die dort hängen und stecken."

Cajus schaute hin, schrie auf vor Entsetzen und schlug die Hände vor die Augen. Die Hunnen rissen die beiden hinaus und an das Loiretor, auf dessen Zinnen der Bischof und die Senatoren standen: „Jetzt gebt das befohlene Zeugnis," rief einer der Hunnen auf Lateinisch. Aber beide schwiegen.

Da schlug der Hunne — mit der neunsträngigen Geißel — jeder Strang lief aus in eine Eisenkugel — Cajus über das Gesicht und schrie: „Gib Zeugnis oder — sieh dort die Pfähle!"

Da erschrak der Jüngling und rief zu den Männern auf den Zinnen empor: „Ergebt euch! Das Entsatzheer ist geschlagen und entflohen." Da ergrimmte Aulus und schrie: „Nein! Er lügt, der Feigling! Die Hunnen sind geschlagen: — wir — gleich im Anfang des Gefechts ergriffen — sind ihre einzigen Gefangenen: — Römer und Goten ziehen in Eile heran — gleich müssen sie hier sein! Harret aus."

Es war sein letztes Wort: der Hunnenführer, vom Jähzorn fortgerissen, stieß ihm den Dolch in die Kehle, ebenso Cajus, wandte sich und eilte zu Attila ins Zelt. Der befahl den Rückzug: denn schon fluteten seine geschlagenen Reiter in Auflösung von Westen her ins Lager herein, schon hörte man in der Ferne die gotischen Hörner und den Tubaruf der verfolgenden Sieger. Schleunig zogen die Belagerer ab gen Nordosten — auf Châlons.

Bischof Anianus aber und seine Geistlichen oben auf den Zinnen stimmten psallierend einen Dank-Hymnus an:

es war aus dem Psalm 27: „Wenn sich schon ein ganzes Heer wider mich leget, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse ich mich auf den Herrn!“

Und der Bischof beschloß, dem „Retter der Stadt“, Aulus Gaudiosus, ein Grabmal im Vorhof der Basilika des Heiligen zu gewähren; der jüngere Bruder ward eingescharrt, wo er gefallen war.

Aber ein paar Tage darauf ließ der fromme Bischof auch seine Gebeine in geweihter Erde kirchlich bestatten: „Mir ist in dieser Nacht,“ sprach er, „die Seele des Erretters erschienen und hat zu mir gesprochen: ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Ich hab' ihn frei gebeten bei den Heiligen: so mögen auch die Menschen ihm vergeben: denn das Fleisch ist schwach‘.“

VII.

Etwa hundert Jahre später war Clemens, ein Nachkomme des Knaben Secundus, zu voller Mannesreife gediehen und hatte sich aus den schönen Arleserinnen, die an Antlitz und Gestalt ihre Herkunft von der Zeustochter Helena heute noch bekunden, eine der allerschönsten zum Weib erkoren: Hermione hieß sie und wie Musik umflutete hoheitvolle Anmut all' ihr Wesen: „Die Frau Königin“ nannten sie sogar — die Nachbarinnen.

Clemens überließ die Bewirtschaftung der Villa Gaudiosa dem älteren Bruder Paulus und folgte seiner Neigung zum Lernen, bald zum Lehren. In der Rhetorenschule zu Arles, dann in der höher gewerteten zu Bordeaux lernte

er zuerst und lehrte dann Grammatik und Dialektik. Am mächtigsten zogen ihn philosophische Fragen an: doch wenig Befriedigung gewährten ihm die Antworten seiner Lehrer: über das schulmäßig Hergebrachte ging deren Weisheit nicht hinaus: fragte der „übereifrige" Schüler und bald Amtsgenosse und Mitwerber nach ihrer Ansicht vom Willen und der Allwissenheit Gottes und deren Verhältnis zu dem freien Entschluß des Menschen, nach der Rechtfertigung der Leiden des guten, des Triumphes des bösen Menschen, so verwiesen sie ihn an die Theologen: — und diese verwiesen auf die Unerforschlichkeit der Wege Gottes und auf den Ausgleich im Jenseit.

Clemens fand darin wenig Befriedigung. Sein Glück war seine edle schöne Frau und deren Liebe: sie mußte ihn überallhin begleiten, wohin er reiste, zu lernen und zu lehren: Kinder hatten sie nicht: so ging beider Leben ungeteilt ineinander auf: ihre Harmonie war vollkommen. Da erhielt Clemens in Tours, wo er Grammatik lehrte, — der gute Bischof Gregor, der sich einer Nachhilfe hierin ziemlich bedürftig fühlte, hatte ihn dorthin eingeladen — ein Schreiben des Königs Chilperich aus Paris, der ihn dorthin entbot als Mitarbeiter, wie er sagte: denn er habe ein paar neue Buchstaben für das lateinische Alphabet erfunden und wolle sich mit dem „berühmten Grammatiker von Arles" über deren Berechtigung, ja Notwendigkeit besprechen.

Frau Hermione pflegte nicht bei solchen Entscheidungen mit zu reden: aber sie konnte diesmal die Freude des Gatten nicht teilen: „Paris?" meinte sie beklommen. „Der Hof des roten Chilperich und seiner . . . . Nun, man nennt sie nicht gern! Frage doch den trefflichen Herrn Bischof. Sein Latein, klagst du, ist noch immer schlecht . . . ."

„Gestern 64 Fehler in einem Predigt-Aufsatz!"

„Aber sein Herz ist gut . . ."

„Ja, das — nicht sein Latein! — gehört noch der ‚goldenen Zeit' an. Ich werd' ihn fragen."

Befragt lehnte Herr Gregor den gutmütigen Kopf auf beide Hände: die Arme hatte er auf den Tisch gestützt und das Schreiben des Herrn Chilperichs dazwischen gelegt: „Hm," meinte er, „lieber Sohn, das ist so eine Sache. Ich für meinen Teil bin immer froh, wenn ich nicht zu Hofe muß — wenigstens nicht an den Hof der . . . . nun, der Frau, die man nicht gern nennt. Anderseits, die Weigerung, — das ist auch so 'ne Sache. Schon um geringerer Weigerung willen ist Herr Chilperich oft gar böse geworden. Oder noch böser als er immer ist! Aber schließlich: — in Staatsgeschäfte wirst du dich nicht mischen?"

„Schwerlich," lächelte der Grammatikus.

„Und überall stehen wir in Gottes Hand. Geh' denn mit Gott, mein Sohn."

Und Clemens reiste mit Hermione nach Paris, als Gäste des Königs gar bequem, ja vornehm befördert und begleitet. Sie wurden untergebracht in dem Palatium, das einst Julian bewohnt: jetzt heißt es dort Musée de Cluny. Aber der König wohnte in dem neuen Palatium an der Seinebrücke.

Dorthin ward der Grammatikus abgeholt zu den Unterredungen mit dem königlichen Schüler.

Am vierten Tage kam der mit brennrotem Kopf zu dem Mittagmahl, das er stets mit seiner Gattin allein einnahm.

„Was hast du, Lieber?" fragte diese, den seelendurchbohrenden Blick der grauen Augen auf ihn geheftet.

„Was ich habe? Ärger hab' ich. Aber zugleich

Freude. Ärger über mich und Freude an einem andern. Ärger über mich: denn mit meinen neu erfundenen vier Buchstaben — du weißt? dem langen ó, omega, dem the, dem ae und vi . . . ."

„Ich weiß! Du sprichst Nachts im Schlaf davon!"

„Nichts ist's damit! ‚Überflüssig sind sie, verwirrend und schädlich.' Höre nur: überflüssig, verwirrend und schädlich!"

„Wer hat das zu sagen gewagt? — Dir!"

„Ja, gelt, du staunst? Ich staunte auch. Ein Kerlchen, nicht länger als ich selbst. Ein Schulmeister aus Arles. Denke nur! Und als ich ihn anfuhr, lächelte er und sprach: ‚Der König steht nicht über der Grammatik wie nicht über dem Gesetz, sondern unter beiden."

„Der Rebell!"

„Ja, aber der Mut des Professorleins hat mir gefallen. Und dann — dann hat mir noch was gefallen." Er beugte das Gesicht auf den Teller und schien eifrig bemüht, aus dem Seelachs Gräten zu ziehen, die gar nicht darin waren.

Sie aber hielt inne, das silberne Messer in der Hand, und vorgebeugt fragte sie lächelnd: „Nun, wer hat dir gefallen?"

Er lachte hell auf: „Gut getroffen! Ja, es war kein ‚was'. Ihn abzuholen — nach der dem König erteilten ‚Lektion!' — war seine Frau gekommen: sie ging vor dem Palasttor auf und nieder: da ich nun ausritt, sah ich sie beim Aufsteigen. Das Weib — es ist aus Arles! — ist einfach ein Wunder! Ein Wunder, sag' ich dir, Gundelchen!" Und er tat einen tiefen Trunk des dunkeln, schweren Rhoneweins und schnalzte leise mit den Lippen. „Ein Wunder."

„So? — —"

„Weißt du, etwas Königliches, wie von Königen — nicht aus armem Plebs — entstammt."

„So?"

„Für den Purpur — man meint, im Purpur geboren."

„So?"

„Wie soll ich sie schildern? Sie hat was von Frau Brunichildis, der gebornen Königstochter."

„So?"

„Weißt du, — ich könnte sie malen! — ihre Gestalt . . . — aber bei Sankt Martin! — ich brauche sie nicht zu malen. Schau, da zum Bogenfenster hinaus — dort am Seine-Ufer, wo die Barken liegen, da geht sie, Hand in Hand mit ihrem Schulmeister. Gott, wie kommt der Pedant zu diesem Götterweib! Siehst du sie?"

„Ich sah sie," sprach die Königin ruhig.

Sie war wie eine schnellende Schlange an das Bogenfenster gefahren und ließ sich nun wieder, das rote Haar aus den Schläfen streichend, neben dem Gatten nieder: „Ein wenig zu groß. Aber schön."

Als am andern Mittag Clemens endgültig entlassen und reich beschenkt von der Lehrstunde in seine Wohnung zurückkehrte, verließen den Vorgarten zwei wüstblickende Männer, Stricke in den Händen.

„Das ist der Ehemann," flüsterte der eine.

„Schad' um sie," meinte der andre. „Hätte sie nur noch einmal die Augen aufgeschlagen, — hätt' ich den Strick nicht zuziehen können."

Hermione lag auf dem Estrich: erwürgt — Clemens stürzte ohnmächtig neben ihr nieder.

Er erwachte, als er weit unterhalb Paris von den zwei Männern, die gerudert hatten, aus einem Seineboot gerissen und an das Ufer geworfen ward.

„Kehrst du zurück, bist du des Todes!" riefen sie, sprangen in den Kahn und ruderten zu Berg.

Er kehrte nicht nach Paris zurück, aber auch nicht nach Tours oder Arles. Er verkroch sich in eine Höhle bei Rouen. Die Bauern der Nachbarschaft sagten: „Er ist ein frommer Einsiedler, man muß ihn speisen." „Nein," sagten die andern, „er hat einen Dämon: denn er redet wirr: er kann nur eines sagen: ‚Hermione erdrosselt. Es ist kein Gott.' Man muß ihn totschlagen." „Nein, man muß den Bischof rufen, den Dämon auszutreiben."

Aber bevor der kam, war Clemens tot.

VIII.

Und aber nach mehr als zwei Jahrhunderten geschah's, daß Herr Karl, den man den Großen nennt, aber den „ganz Großen" nennen sollte, mit gewaltigem Heer durch Südfrankreich gezogen kam, über die Pyrenäen nach Spanien hinabzusteigen, auch dort die den Christen feindlichen Heiden zu bekämpfen.

Es sollte der einzige Feldzug werden, der dem auch als Feldherr — und vielleicht gerade am meisten als Feldherr — ausgezeichneten Manne mißlang.

Er hatte die ganze Streitmacht, alle Stämme des Reiches aufgeboten. Bald nach Ostern (19. April a. 778) erreichte er mit dem gewaltigen Heere Arles: hier ward vor dem Überschreiten des Rhone eine Woche Rast gemacht, das Eintreffen eines zweiten Heeres zu erwarten, das aus den überrheinischen Landen aufgebannt war.

Die Stadt und alle Villen um sie her hatten starke

Einquartierung erhalten: auch Villa Gaudiosa: zu äußerster Ergötzung der zahlreichen Knaben des Hausherrn Lucius, der immer seine Not hatte, die wilden Buben in Zucht zu halten: jetzt aber waren sie kaum von den Rossen und Reitern hinweg und in die städtische Schule zu bringen. Zumal der Zweitgeborne, Hilaris, — 15 Jahre alt — war dem Vater allzu lebhaft: und doch war gerade der des Vaters wie aller Leute Liebling.

So auch der beiden vornehmen Paladine, die mit ein paar Reitern in der Villa eingelagert waren: vergebens bat der Vater die Herren, den unnützen Buben, der nicht von ihrer Seite wich, unerschöpflich an Fragen, fortzujagen. „Laßt ihn nur, und geht an Eure Rebarbeit" lachte der kleinere der beiden, „er gefällt uns gar gut, nicht wahr, Freund Roland?"

„Gewiß," rief der andre — eine hochragende Heldengestalt — und fuhr dem Jüngling über das braunlockige Haar. „Er hat so fröhliche Augen. Am liebsten nähme ich ihn mit über die Berge ins Feld als meinen Schildträger. Da, versuch einmal, ob du ihn schleppen könntest."

Heißgierig sprang Hilaris herzu, ergriff mit beiden Händen die wuchtige Erzscheibe, die an einer Säule des Atriums hing und streifte sie über den linken Arm, fest den vorderen, den „Faustbügel", fassend. „Ist ja ganz leicht," jubelte er, „geb' ihn gar nicht mehr her."

„So?" lächelte der Ältere. „Wirst doch den Herrn Markgrafen nicht schildlos unter die Heiden fahren lassen?"

„Ein Markgraf seid Ihr? So schaun die aus?" staunend sah der Junge zu ihm empor. „Welcher Mark?"

„Der Bretonischen, wo die Feen und die Nachtigallen wohnen," erwiderte Roland.

„Da möcht' ich gleich hin! Und Ihr, Herr, wer seid Ihr?"

„Oliver heißt er," antwortete jener an des Gefragten Statt, „und ist des Herrn Königs weisester Pfalzgraf und Vasall."

„Herrn Roland schau dir nur recht an: der ist, so singen und sagen schon jetzt die Leute, Herrn Karls Schwert."

„Das muß wahr sein, aber Oliver ist mein Gedanke," sprach da eine tiefe Stimme und den Außenvorhang des Atriums schlug zurück, hereintretend, ein Gewaltiger: tief neigten sich die Paladine: Hilaris starrte zu dem sieben Fuß Langen hinauf mit weit offenen Augen: „das . . . das ist der Herr König" brachte er endlich heraus: „aber er ist ja gar nicht von Eisen, wie die Bänkelsänger rühmen."

Der König lachte: „Ich hab' das Eisen inwendig. — Ich mußte doch nachsehn, wie mein Schwert und mein Gedanke untergebracht sind: ganz gut, scheint's. Aber sag', Bub, da im Garten, hinter dem Haus hervor, hörte ich ein Durcheinander von gar vielen Vogelstimmen — hört ihr? sie schallen bis hier herein! — Horch: Amsel, Schwarzmönch, Rotkehlchen, Blaukehlchen, Grasmücke, — zwei Arten! — Fink, Zeisig, Stieglitz.

„Wie Ihr sie alle kennt!" staunte der Knabe. „So ist's wahr, daß Euch der Ring Salomonis aller Vögel Sprache verstehen gelehrt hat?"

„Ist leichter als der Menschen! Vöglein lügen nicht. — Du hast wohl die ganze Gesellschaft beisammen? Ich will sie mir ansehn."

„Kommt nur mit, Herr König!" Schon sprang er die Vorstufen hinab. Karl folgte.

„Der Bub hat Glück. 's ist des Herrn liebster Zeitvertreib," meinte Roland. „Und zumal Frau Hildigar-

dens! In jeder Lieblingsvilla ließ sie solch ein Aviarium anlegen," schloß Oliver, ihm folgend.

An der sonnigen Seitenwand der Villa war ein hoher Flugkäfig von Drahtgitter angebracht, in dessen Myrten- und Taxus-Büschen sich eine Menge Vögel tummelte. Karl stand davor und nickte wohlgefällig mit dem Haupte: „Das laß ich mir gefallen. Sind gut gehalten. Keine Quälerei. Auch rinnend Wasser haben sie. Und weißen Sand. „Aber," fragte er, „vertragen sie sich denn?"

Der Jüngling schüttelte den Kopf: „Nicht immer, nicht in der Werbezeit der Männchen. Und nicht alle. Zumal nicht die Sänger untereinander!"

„Ja, ja, wie bei den Menschen," meinte Herr Karl. „Wenn doch nur meine Hildigard das sehen könnte. Hat solche Freude dran, die kindjunge Frau!"

„Sie soll gar schön sein, die Frau Königin, sagt man?"

„Da sagt man recht!"

„Ja, warum habt Ihr sie dann nicht mitgenommen?"

Karl lachte: „Du frägst nicht dumm! Ich hab' sie mitgenommen, so lang sie reisen konnte: bis an den Clain, bis Cassinogilum: dort wartet sie einer schweren Stunde. Sie schreibt in ihrer Einsamkeit gar traurige Briefe," sprach er zu den beiden Helden gewendet.

„Traurig ist sie?" rief da Hilaris. „Ei, da wollen wir ihr eine kleine Freude machen: — mit meinen Vögeln da."

Erfreut sah ihm der Herr in das Gesicht: „Ei! ein hübscher Einfall. Gut! Ich kauf sie dir ab. Was kosten sie?"

Da fuhr der Knabe auf und schüttelte die Locken: „Nein, Herr König. Meine Vögel sind mir nicht feil. Aber ich *schenke* sie der Frau Königin: soll sie doch so gut wie schön sein."

„Das ist sie!“ sprach Herr Karl gerührt.

„Der geriebenste Höfling,“ meinte Oliver, „könnte sich nicht geschickter einschmeicheln als dieser dumme Bub.“

„Bin gar nicht so dumm, wie Ihr meint. Sollt's gleich erleben!

Herr König, verkaufen tu' ich meine Vöglein nicht. Aber ein Gefallen ist des andern wert, nicht? Ja? Wohlan, so tut mir auch einen: laßt mich mit zu Felde ziehn — mit diesem Markgrafen hier: zu dem und seiner Kraft hab' ich Vertrauen.“

„Hast alle Ursach,“ lächelte der König. „Willst ihn mitnehmen, Neffe?“

„Gern! Hab ihn lieb gewonnen, den Fratzen, in diesen Tagen. Aber sein Vater . . ?“

„Mit meinem Vater muß der Herr König reden! Das hilft gewiß.“

„Hoffentlich!“ lachte der und schlug ihm auf die Schulter.

Und es half.

Der Vater entschloß sich zwar schwer seinen Liebling herzugeben, aber der Markgraf versprach, ihn getreulich zu schützen im Kriege. „So lang ich den Schild da halten kann, geschieht ihm nichts zu leide“, lachte er — und da der König für ihn am Hofe zu sorgen versprach im Frieden: so wollte Lucius dem Knaben einen glanzvollen Weg nicht versperren und ließ ihn ziehn.

Er sollte sie nicht wiedersehn, die fröhlichen Augen!

Die politischen Voraussetzungen des Feldzugs waren irrig: deshalb mußte er scheitern. Die arabischen Emire und Scheichs, die vor Jahr und Tag sich gegen Abderrahman, ihr Oberhaupt in Spanien, empört und Karls Hilfe angerufen hatten, waren zum Teil reuig zu jenem zurückgetreten, zum Teil untereinander in Kampf geraten. Vor allem die Christen auf der Halbinsel, deren eifrigen An-

schluß man als sicher vorausgesetzt hatte, sowohl die Asturier wie die Basken erwiesen sich als höchst feindlich: gleich die erste Stadt auf dem Weg in das Innere, Pampelona, mußte erobert, Saragossa konnte nicht bezwungen werden. Schweren Herzens befahl Karl den Rückzug.

Roland erbat sich die gefährlichste Aufgabe, in den schlimmen Felsenpässen der Pyrenäen die Nachhut zu befehligen: er bestand darauf, Oliver müsse den Schutz des Herrn selbst übernehmen: doch teilte der ihm erlesene Scharen, bergkundige Bayern und Alamannen, zu und hervorragende Helden, wie den Seniskalk Eggehard, Rolands Freund, den Grafen Anshelm, die Bayern Hachiling vom Isargau und Fagano vom Chiemgau.

Heiß brannte die Mittagsonne des 15. August von dem wolkenlosen, tief dunkelblauen Himmel auf die nackten, kahlen Porphyrwände auf der linken, der Nordseite des nach Osten gerichteten Zuges: als der mit seinen vordersten Spitzen die Schlucht von Ronceval — „Roncesvalles“ — erreicht hatte, erkannte Roland sofort die Gefährlichkeit dieser Strecke: denn hier versagten auf der rechten, der Südseite, plötzlich für eine ganze Viertelstunde die schirmenden Felsen: dicht neben dem nur pferdbreiten Felssteig gähnte der „schwindelnde“ Abgrund, senkrecht abfallend, nochmal so tief als auf der Linken, im Norden, die steilen nackten Schroffen gen Himmel ragten: brausend brach sich in der Sohle des Abgrunds die reißende Malsanna durch Felstrümmer Bahn nach Osten.

Roland und Hilaris und ein paar Reisige bildeten den Schluß des langen, langen Zuges.

„Jung Hilaris,“ sprach jener nach einem besorgten Blick nach oben, nach der Krone der Felswände links, sich im Sattel rückwärts wendend: „ich wollte, du wärst bei deinen



Barhäuptig saß jetzt der Riese auf dem Roß: staunend, wie ungläubig sah er herab nach rechts und links auf die Trümmer des



Vögelein und Frau Hildigard daheim. Wenn sie uns hier anpacken — gerade hier . . .!"

„Bah," meinte Hilaris, sein Maultier antreibend, das stets haarscharf am Abgrund hin einen Fuß vor den andern setzte, „freilich, wenn der Himmel einfällt, schlägt er alle Schwalben tot."

„Da! Er fällt aber ein!" rief Roland und sprang ab: dicht vor ihm war ein mächtig Porphyrstück von der Wandkrone herabgestürzt: zwei Reiter und Rosse riß es krachend in den Abgrund. Zugleich gellten hinter ihnen im Westen und vor ihnen im Osten die schrillen Kriegspfeifen der Basken.

„Vorwärts!" befahl der Markgraf. „Alles nach vorn! Zu Herrn Karl, von dem sie uns absperren wollen. Nach vorn! Laßt hier fallen was fällt."

Alle Reiter sprangen ab und drängten, die Gäule führend, nach vorn.

Aber ach! Von der Felswandkrone links im Norden drohte das ärgste Verderben: — unabwendbar. Man sah gar die Feinde nicht, die unaufhörlich Felsstücke auf die gedrängt Hastenden herunterschleuderten. Ein solcher Block riß die beiden Bayern Hachiling und Fagano zusammen hinunter in den Abgrund.

„Wir müssen durch! Komm, Bub! Laß die Tiere stehn!"

Und mit Macht drängten beide nach Osten, über Tote und Verwundete hinwegsteigend und springend. Ach, sie kamen nicht weit! Ein Hügel von Leichen sperrte bald hoch und weithin den Pfad: mit Gram, mit Zorn gewahrte der Markgraf darunter zwei Freunde, Herrn Eggihard und Herrn Anshelm.

Er hatte nicht Zeit zu trauern: denn jetzt waren sie von den Asturiern und Basken im Rücken von Westen her

erreicht: die Franken fielen gar rasch einer nach dem andern, jetzt schon viel mehrere durch die Wurfspeere von rückwärts als durch die Felstrümmer von oben. Da gebot Herr Roland dem Knaben: „Gib mir Olifant, mein Horn. Herr Karl kennt den Ton: vernimmt er ihn, kehrt er um: er läßt mich nicht im Stich!“

Und er blies einmal, zweimal mit Macht.

Weit, weit voran zog Herr Karl Tenzendur, seinem stahlgrauen Roß, den Zügel: „Horch, Oliver, hörst du nichts?“

„Doch, Herr König: ich meine, so ruft Olifant.“

„Bah,“ sprach Ganelon von Mainz, der Verräter, Herrn Rolands ruhmneidischer Feind, „das war des Adlers Schrei dort hinten auf dem Fels.“

Da fiel hinter Hilaris auch der Alamanne Lantfrid, der bisher den Feind im Rücken gehemmt. Nun stieß Herr Roland zum dritten Mal ins Horn — zum letzten Mal: denn er blies, daß es zersprang. Er warf es in den Abgrund.

„Nun geht’s zum Ende, Bub. Tritt hinter mich.“

Aber der blieb vor ihm stehen wo er stand.

Jetzt waren sie heran: zehn, zwanzig, dreißig Feinde: die vordersten knieten und warfen, die hinteren über ihre Schultern weg.

„Zurück doch, Bub!“ Gebot der Markgraf und hielt den Schild über Hilaris. Da flogen sechs Speere auf einmal: die gute Erzplatte erdröhnte: sie fing vier davon: aber der Held konnte die Last nicht mehr halten, er ließ sie fallen. Hilaris fing sie auf, kniete vor den Herrn und hielt den Schild aufrecht mit zwei Händen vor dessen Brust.

„Willst du nun mich beschilden!“

Da flogen nochmal sechs Speere: beide fielen.

Über sie hinweg nach vorwärts sprangen die Verfolger. Aber deren Führer, König Alfons von Asturien, beugte sich über die Toten: „Das war Roland, der größte Held der Franken: ich kenn' ihn. Begrabt ihn mit Ehren. Und daneben seinen Schildträger: denn der war treu."

IX.

Und mehr als 400 Jahre waren vergangen seit dem heißen Augusttag von Ronceval.

Die Leute an dem Rhone sprachen nicht mehr Vulgärlatein, sondern provençalisch. Den lateinischen Namen Gaudiosus, den sie nicht mehr verstanden, hatten sie, ungefähr sinnentsprechend, verwandelt in gay, le gay, der Heitere. Keiner von diesen hatte den Rittergürtel erworben: sie waren Ackerbürger bei Arles geblieben, aber persönlich vollfrei auf eigner Scholle.

Daran hatte es auch nichts geändert, daß sie im Laufe der Zeiten, von Krieg und mancher andern Not bedrängt, den Schutz eines benachbarten Adelsgeschlechts gesucht hatten, das sie, gegen einen mäßigen Jahreszins an Wein, zu schirmen hatte. Es waren die Seigneurs de Cavaillon et Haut-Alion, die von Geschlecht zu Geschlecht mit tapferem Schwert feinen Sinn und feine Sitte, ein gütevolles Herz und Freude an der »gaya sciencia«, der frohen Kunst von Sang und Dichtung, verbanden. Schon manches Glied des Hauses hatte dessen Namen berühmt gemacht unter den „Trouvères", den „Trovatores" und an den »cours d'amour«, seit die Provence von deren süßen Weisen widerklang. Manch schönes Band von Huld

und von Dankbarkeit hatte sich im Lauf der Geschlechter um das Manoir d'Allion auf dem Hügel und das Winzerhaus im Rebenthal bei Arles geschlungen. Die heranwachsenden Töchter und Söhne der Le Gay waren gern gesehene Gäste in dem Schloß, wo sie im Dienst der Châtelaine und der ritterlichen Herren feinere Lebenssitte und weitere Kenntnisse lernten als sonst die »vilains« erreichten.

Und als auf einen der Jünglinge, Gaston, den Sohn des Marc le Gay, die Begabung jenes Ahnherrn Secundus, des Schülers des Ausonius, für Poesie vererbt schien, da traf es sich gut, daß gleichzeitig in Guy, dem Burgherrn, einer der gefeiertsten Troubadours des ganzen Rhonelands erstand.

Der Seigneur nahm den »gars« aus dem Vaterhause ganz zu sich in das Schloß hinauf und behielt ihn als Harfenträger, der zuweilen den Liedvortrag des Herrn zu begleiten hatte und auch selbst manche wohlgereimte „Sirvente“ zu dichten lernte. Heiß war der Dank des nun Zwanzigjährigen, der den geliebten Herrn auf seinen häufigen Sängerfahrten zu den sangesfrohen und glänzend gastfreundlichen Burgen und Schlössern begleitete, die reich gesät von dem Rhone bis an den Fuß der Pyrenäen lagen, in ihren weißen Marmor- und rotbraunen Porphyrmauern wie Perlen und Rubinen über das smaragdgrüne Wiesen-, Reben- und Oliven-Land verstreut.

Rittertum und Sangesfreude und Damendienst und glänzendster Lebensgenuß verbreiteten den Ruhm der Provence weithin wie nach Aragon und Kastilien so nach dem Nordosten an den Hof der Capetinger nach Paris, die mit habgierigen und herrschsüchtigen Augen nach dem reichen Südland ausspähten, das sich seit lange den Königen von Frankreich entzogen hatte und der Selbstverwaltung

seiner Städterepubliken und uralten, meist schon iberischen, nicht erst keltisch-römischen, Adelsgeschlechter erfreute.

Wenig ahnten diese frohlebigen Menschen, welch furchtbares Verderben plötzlich über sie hereinbrechen sollte.

Zumal auf dem Manoir d'Alion schwangen sich damals Glück und Glanz auf die sonnigsten Gipfel, als der Seigneur die wunderschöne Aladaidis de Trenkabel, la belle albigeoise, in das von Rosen verhüllte altersgraue Tor des Schlosses eingeführt hatte.

Die zwanzigjährige Chatelaine in ihrem goldbraunen Gelock galt als die erste Schönheit der Provence und, ritt sie auf dem weißen Zelter neben ihrem in vollster Manneskraft strotzenden Gemahl, so blieben die Leute von Arles bis Bayonne bewundernd auf den Straßen stehen.

Im zweiten Jahre der Ehe hielten die Gatten einen „Liebeshof" zu Alion, der an Pracht der Feste, an Schönheit der Damen, an Liebeskunst der Trouvères alles Bisherige überstrahlte: nach dem einstimmigen Urteil der berühmtesten Troubadoure, Guilhem de Cabestanh, Peire Vidal und Raimond von Miraval, erhielt der Hausherr für sein glühendes Werbelied in Brief-Form, eine reimreiche „Letra", den ersten Preis, einen schlichten Olivenkranz —: er hatte selbst die Spenderin wählen dürfen — aus der Hand Aladaidens. Und in der Halle der Garzuns trug Gaston den ersten Preis unter dreißig für eine schöne „Alba", ein Tagelied des Wächters, davon. Aber auch bei den kriegerischen Spielen der Knappen und Servitore im Schloßhof gewann er im Pfeilschießen den zweiten und im Schleuderwurf gar den ersten Preis. Denn als Knabe hatte er die Schafe des Vaters gehütet und gar oft den Adler, der kreisend über der Herde schwebte, im Flug mit der nie fehlenden Steinschleuder hoch aus der Luft herabgeholt. Das war der höchste Tag von Alion.

Bald nach den Gästen verließen die Gatten das Schloß: — auf unbestimmte Zeit: die Eltern der Châtelaine und die ungezählten vervetterten und verschwägerten Geschlechter im ganzen Südland auf den vielen im Lied gefeierten Schlössern hatten sie zu langem Besuch geladen: den Troubadour lüstete nach neuen Kränzen für sich, mehr noch nach der Anerkennung seines jungen Weibes als der „Rose der Provence". Auch wollte das Paar nun geraume Zeit auf dem Stammgut, der viel bedeutenderen Besitzung, Schloß Cavaillon, verleben. Er übertrug Gaston — trotz seiner Jugend — die Verwaltung und Obhut des Manoirs und als der bescheiden, so viel Vertrauen anzunehmen, zögerte, reichte ihm die Châtelaine die weiße schmale Hand zum Kuß und sprach „Du bist — ich weiß — uns treu bis in den Tod."

Da kniete er niede, berührte die Hand leis mit den Lippen und sprach: „Das bin ich."

Und Jahre vergingen.

Wenig vernahm Gaston von seiner Herrschaft. Man schrieb damals — außer ungezählten Liebesbriefen in Versen und in Prosa — nicht mehr Briefe als nötig. Lange Zeit hatten die Antworten auf die Berichte des Verwalters aus Alion nur eitel Glanz und Glück zu melden.

Dann blieben die Antworten ganz aus.

Dunkle Gerüchte, von unglaubhaften Dingen, — von unmöglichen, so schien es —, gelangten durch Flüchtlinge aus dem Westen bis über den Rhone, nach Arles und Alion. Der Jüngling glaubte wenig den Erfindungen, wie er schalt.

Aber plötzlich, in einer wilden Sturmnacht des Frühsommers, weckte ihn in seinem Turmgemach ein wohlbekannter, obzwar lange, lang nicht mehr gehörter Ton: der Ruf eines Horns, der, ob vom Sturm zerrissen und

verweht doch immer näher drang: er sprang auf vom Lager: „Der Herr! Das ist das Horn des Herrn. Sein Notruf!“

Alsbald eilte er mit einem Fackelträger aus dem Tor auf den Rennweg, der vom Fluß auf die Burg führte: das Licht einer emporsteigenden Fackel zeigte eine Tragbahre, die von vier Reisigen langsam, langsam bergan getragen wurde: oft ertönte aus den Decken der Bahre ein Schmerzensschrei: das Horn war verstummt.

„Seigneur!“ schrie Gaston, entsetzt in das edle, aber leichenfahle Antlitz leuchtend. „Teurer Herr! Was — was ist mit Euch?“

„Ich sterbe.“

„Da sei Gott vor! — Und die Herrin? Wo ist sie?“

„Im Himmel.“

„Tot!“

„Ja! Ermordet. Lebendig verbrannt. Ah!“

Der Wunde sank zurück. Die Sinne vergingen ihm.

Er fand die Sprache erst wieder, als er in der großen Halle neben einem lodernden Herdfeuer auf das Ruhebett gelagert war. Gaston kniete an seiner Seite.

Der Ritter schlug die Augen auf und begann mit matter Stimme: „Ja, das ist meine Halle, so darf ich auf eignem Boden sterben. Höre! ich habe nicht viele Worte mehr. Du hast vernommen von dem neuen Glauben, der aufgekommen ist im Albigeois?“

„Jawohl! Sie glauben an den heiligen Geist, den Tröster, den Paraklet. Und verwerfen den Papst in Rom. Es sollen aber doch gar gute, reine Menschen sein.“

„Sie — sie selbst! — trat ein in diese heilige Gemeinschaft. Und zog mich mit hinein. Aber Papst Innocens hat uns verflucht und das Kreuz gepredigt gegen uns — statt gegen die Heiden. Ein Kreuzzug — Mörder und

Räuber! — aus allen Reichen des Abendlandes — wohl hunderttausend — sind aufgeboten gegen unser friedlich Land und ein Höllenhund, vom Abgrund aufgestiegen, führt sie an."

„Wer ist . . .?"

„Simon von Montfort," schrie der Wunde hinaus mit überraschender Kraft: „Merk' dir den Namen! Hörst du? Er — Er! — hat deine Herrin verbrannt!"

Gaston sprang auf: „Simon von Montfort!" wiederholte er tonlos.

„Er ist — das ist wahr — ein großer Held: — in vielen Schlachten — im Morgen- und im Abend-Lande Sieger — nie besiegt — nie verwundet — von der Hölle gefeit: — Eisen und Holz kann ihm nicht an! Er trägt einen Helm, vom Papste geweiht, der macht den Träger unverwundbar."

„Simon von Montfort!"

„Mit einer Rotte seiner Kreuzfahrer überfiel er im tiefen Frieden — in der Nacht — Cavaillon, das gute alte Haus. Ich war fern auf einem Turnier zu Carcassonne. Er fand bei der Frau Vater Matthieu, den greisen Bischof der Katharer: — so heißen die ‚Frommen': — er befahl beiden, dem Paraklet, unserem Gott zu fluchen, zum römischen Papst zurückzukehren — und da sich beide weigerten, ließ er Haus Cavaillon anzünden an allen vier Ecken und — wehe, wehe! — die beiden in die Flammen stoßen."

„Ah, Simon von Montfort!"

„Als ich bei Tagesanbruch aus dem Walde von Foix auf mein Schloß zusprengen wollte, sah ich, wo seine Zinnen geragt, eine schwarze Rauchwolke quer in die Luft gelagert. Und sobald wir — zehn Reiter! — ins freie Feld gelangt waren, jagten unter wildem Geheul: „Gott

will's, Gott will's!" hundert Kreuzfahrer uns entgegen. Ein Pfeil traf mich in den Schwertarm. Die Meinen fielen bis auf diese vier. Sie flüchteten mich mit Müh' und Not. Ich floh nur, um zurückzukehren, um hier alle meine Vasallen aufzubieten und den Mörder — ach, ich kann nicht! Die Ärzte zu Montpellier, wo ich rasten mußte, verhehlten mir nicht: der Pfeil war vergiftet. Ich muß sterben — alsbald! — So wollte ich sterben in meinem eigenen Haus. Leb wohl! Die Augen versagen: — ich sehe dich nicht mehr. Leb wohl, Gaston!"

Und sie begruben ihn in der Gruft seiner Väter, den frohsten, schönsten Troubadour.

Gaston aber zog von dannen — ganz allein. „Wohin? Wen suchst du?" hatten der Vater und die Brüder gefragt.

„Simon von Montfort. Ich dichte meinem Herrn einen „Totenschrei" [1]), der ist noch nicht fertig."

Und so zog der einsame Reiter durch die Lande, immer nach Westen, nach West.

Bald hinter Arles stieß er auf die Spuren der furchtbarsten Zerstörung, die das Abendland je geschaut.

Die Mauern der Städte niedergeworfen, die Türme abgetragen, die Gräben ausgefüllt, hunderte, ja tausende Schlösser, Burgen, Manoirs, Edelhöfe in Brandschutt und Trümmern liegend, die Ölbäume umgehackt, die Rebstöcke herausgerissen, die Saaten zerstampft: — und hier und da vor den eingeschlagenen Toren der entwallten Städte auf Kies und Sand große viereckige schwarze Flecke: — über denen ein unleidlich ekelhafter Geruch brütend schwebte.

Nur einmal fragte er einen blinden Greis, der neben dem verbrannten Tor von Beziers saß und betete.

---

[1]) Totenklage, Nachruf.

„Woher das kommt?“ — „Das kommt von Simon von Montfort. Zweihundert Menschen: viel Weiber und Kinder waren's. Das riecht man lang. Mir und siebzig andern haben sie nur die Augen ausgestochen. Aber ich sehe sie doch die Herrlichkeit des Parakleten: hell strahlen seh' ich sie.“

Der einsame Reiter trieb den Rappen zu rascherem Trab.

Und so kam er über Beaucaire, Beziers, Carcassonne, von Südosten her in die Nähe von Toulouse, das Simon mit dem Hauptheer seiner Kreuzfahrer belagerte.

Der Reiter stieg ab, als er von fern der Zelte der Belagerer ansichtig wurde: — sie schienen ihm wie Blut getüncht in der Abendsonne. Er verbarg sein Rößlein in dichtem Gestrüpp, dann grub er mit dem Schwert eine Grube in dem hohen Waldmoos, barg dann darin Helm, Brünne und Schild, Dolch und zuletzt das Schwert und deckte sorgfältig das Moos wieder darüber. „Bleibt da ruhen,“ flüsterte er, „ich brauche euch nie mehr.“

Er versuchte es gar nicht, in die Stadt zu gelangen: die Belagerer bewachten gar scharf alle Zugänge. Er beschloß, sich die Sommernacht über im Walde verborgen zu halten und abzuwarten, was da kommen sollte am nächsten Tag.

Dieser war der 24. Juni des Jahres 1217 — die Sommersonnenwende ist für gar manchen seines Geschlechts bedeutungsvoll gewesen! — — —

In den gleichen Abendstunden saß in seinem Zelt, dessen Wände reiche Waffentrophäen, aber auch Kruzifixe und in Seide gestickte Heiligenbilder schmückten, beim Becher Simon von Montfort, dessen Sohn Amaury und der Groß-Kapellan des Kreuzheeres, Abt Armand, der Legat des Papstes.

Simon „der Gefürchtete“ — wie er im Morgen- und

im Abendlande hieß — eine gewaltige Hünengestalt, fast 7 Fuß hoch, breitköpfig, breitbrüstig, stiernackig, das pechschwarze Haar nach Normannenart ganz kurz rund um das Haupt geschoren, war in der Tat ein Staunen und Bangen erregender Anblick: zumal den Blick der tief-schwarzen Augen, die wie bei Raubvögeln allzunah aneinander standen, durch die scharfe Adlernase zu wenig geschieden, raunte man, könne niemand ertragen und schon oft habe er im Zweikampf gesiegt, weil der Gegner unter diesem Blick mit den Wimpern zuckte.

Er stellte nach einem tiefen Trunk den Goldbecher klirrend auf den Schänktisch, wischte den bartlosen, fest geschlossenen, den grausamen Mund und begann: „Morgen, ihr Genossen des heiligsten Krieges, hoff' ich, ernten wir die Frucht unserer Mühen. Allzulang schon hat uns dies trotzige Ketzernest vor den dicken Mauern festgehalten: unser sind und in Schutt liegen Carcassonne, Avignon, Nimes, Mazarec, Laurac, Albi und viele andere Städte: nur diese Höllenfeste unter ihrem alten Grafen, dem Altvater aller Ketzer, widersteht noch. Aber morgen fällt sie. Sie planen kurz vor Tagesanbruch einen Ausfall aus allen Toren zugleich: sie hoffen uns zu überrumpeln. Wir werden *sie* überraschen. Meine geheimen Späher waren wachsam. Und zum Überfluß ist mir diese Nacht Sankt Johann der Täufer, unser Schutzpatron, erschienen und hat mir gezeigt, *wo* die Entscheidung fällt: ‚Bei dem letzten Barbacan, der Vorstadt Saint Subran vor dem Walde,' sprach der Heilige, mit dem Finger deutend: das also wird *mein* Platz in der Schlacht."

„Der gefährlichste, wie immer," meinte Amaury.

„Was heißt Gefahr?" fiel ein der Abt, eine hagere unheimliche Priestergestalt in den weißen und schwarzen Gewanden der Dominikaner. „Gefahr droht nicht dem

erwählten Rüstzeug des Herrn. Der vergoldete Glockenhelm dort auf der Truhe schützt, so lang es ihn trägt, das Haupt des ‚Gefürchteten', den nicht Eisen, nicht Holz gefährden, nach der Kirche erhörtem Gebet, so lang er ihr getreuester Sohn."

„Das werd' ich bleiben. So hört das Gelübde, das ich getan, als mich heut' Nacht der Heilige im Traume verließ: alles Gold, das wir morgen in der Stadt erbeuten, Sankt Denis zu Paris, alles Silber Sankt Martin von Tours und jeden Ketzer, jede Ketzerin, die wir greifen, erschlagen als ein Opfer für Christus, dessen Gottheit sie leugnen."

„Amen!" sprach der Abt.

„Aber," fragte Amaury, der mit ungleich milderen Augen in die Welt sah, — „das wird des Blutes doch allzuviel! Und es sind auch Katholiken in der Stadt. Wie sollen wir unterscheiden? Wen verschonen, wen erschlagen?"

„Erschlagt Alle," sprach der Abt, sich erhebend. „Gott kennt die Seinen." Und er schritt aus dem Zelt.

„Vater," meinte Amaury, leise fröstelnd. „Manchmal erschauere ich doch. Die zweihundert von Beziers! Und jene wunderschöne Frau zu Cavaillon: — ich sprang hinzu, sie herauszureißen. Zu spät . . ."

„Schweig von der. Sie hatte einen Dämon," er schlug ein Kreuz über die breite Brust. „Besser die Flammen für sie als die Flammen, die sie weckte — in andern. Der höllische Reiz ihrer weißen Glieder hatte auch dich betört, ich sah es wohl, mein Sohn. — Aber ich heuchle nicht gegen den Sohn, den Erben meiner Macht und meines Plans. Auch mir wär' wohl der Mühen, der Flammen und des Bluts zu viel geworden, föchte ich nur für Sankt Peter. Aber ich fechte auch für mich,

für dich, für unser Haus. Hör', aber schweig. Der heilige Vater in Rom und mein Lehnsherr, König Ludwig in Paris, — längst giert er nach der reichen Provence! — haben mich im voraus belehnt mit allem Land, allen Städten, Dörfern, Burgen und Manoirs, die ich den Ketzern abnehme zwischen Rhone im Aufgang und der Mündung des Adour im Niedergang."

„Vater!"

„Du staunst, nicht wahr? Das schönste, reichste Reich des Abendlands! ‚Simon, König von Aquitanien': das klingt nicht schlecht. Morgen erobere ich die Hauptstadt dieses meines Reichs — Toulouse. Nun gute Nacht. Ich brauche Schlaf. Vor Morgengrauen heißt's heraus."

Und vor Morgengrauen kniete Montfort, gewappnet vom Wirbel bis zur Sohle, den goldnen Helm im linken Arm, vor dem Feldaltar im Hintergrund seines Zeltes. Der Abt Arnauld celebrierte ihm die Messe. Inbrünstig, in Andacht versunken begleitete jener mit seinem Gebet die heilige Handlung, die zu Ende ging.

Schon in dem Verlauf waren Trompetenrufe, Rossewiehern, Waffengetöse in das Zelt gedrungen: den Priester störten sie: den Beter nicht. Nun — der Abt war bis nah an das Ende gelangt, — da eilte Amaury herein und rief: „Auf, Vater, rasch! Das Gefecht ist in vollem Gang. Die Feinde sind aus allen Toren gebrochen. Komm, sofort!"

„Da seien Sankt Peter vor und alle Heiligen, daß ich in die Schlacht reite, bevor ich meinen Gott gesehn. Vollende, Priester."

Hastig eilte der zum Schluß. Als er das Wunder der Transsubstantiation vollbracht und die Hostie erhoben hatte, stand der Gefürchtete auf — ganz langsam — und

sprach, den Helm aufstülpend: „Zu hastig, Priester! Du hast an Gott Zeit sparen wollen. Aber der hat die Ewigkeit. — Jetzt — nieder mit den Ketzern! Sie sind verloren: denn dies ist das Schwert des Herrn!“ Damit zog er die Toledoklinge feierlich aus der Scheide und schritt aus dem Zelt, den mächtigen normannischen Rapphengst zu besteigen.

Und verloren, so schien es, waren auch diesmal die Feinde des Niebesiegten.

Als die Ausfallenden, geführt von dem greisen Grafen von Toulouse und dem jungen Vicomte von Foix, über Notstege, die sie rasch über die Wallgräben geworfen, die verhaßten Belagerungstürme erreicht hatten, die sie stets von wenigen bewacht gesehen, und Feuer darein werfen wollten, sprangen, bisher hinter dem Gezimmer verdeckt gehalten, starke Scharen der Kreuzfahrer hervor, zumal Normannen und Nordfranzosen waren's, und warfen die Überraschten überraschend in dichten Haufen in die Gräben und auf die Ausfallstege zurück.

Nur vor einem Tor der Vorstadt Saint Subran, neben dem mächtigen Barbacan, den all diese Wochen her der Graf von Toulouse heldenhaft verteidigt hatte — und er hatte jetzt die Tapfersten der provençalischen Ritterschaft für den Ausfall hier zusammengefaßt, — machten die Ketzer Fortschritte.

Die erste Reihe der Belagerer war hier durchbrochen: sie wich bis an den Saum des dichten Waldes zurück.

Allein nun brach von dem Lager Montforts her, wie ein Lavaguß alles vor sich her nieder- und fortreißend, die Hauptmacht der Kreuzfahrer auf die Verfolger ein: die Tolosaner stutzten, hielten, wankten schon.

Da trat aus dem dunkeln Wald ein Ungewaffneter und rief den nächsten Reiter an, der gerade das Pferd

zur Flucht herumriß: „Halt! Sag mir nur noch rasch: der — der auf dem Rappen — der mit dem goldnen Helm — das ist doch er."

„Ja! Das ist Montfort! Fresse ihn die Hölle, den Unverwundbaren." Und er wandte den Gaul und floh.

Da langte der Fremdling aus seinem Ranzen eine handbreite Lederschlinge an einer derben Schnur, legte einen scharf gespitzten schweren Kieselstein darauf und flüsterte: „Nun hilf mir, Gott, du alter Gott der Hirten. — Halt!" schrie er den gegen ihn Anreitenden an: „halt, Simon von Montfort: denn du mußt jetzt sterben. Denk an Cavaillon."

Der Reiter hatte trotz seines Helmvisiers dies Wort — nur dies! — verstanden — er stutzte: er hielt den Renner an: da flog der Schleuderstein: er traf den Goldhelm: klirrend sprang der in zwei Stücke auseinander und flog zur Erde: barhäuptig saß jetzt der Riese auf dem Roß: staunend, wie ungläubig sah er herab nach rechts und links auf die Trümmer des geweihten Helms. Nun schaute er wieder auf, dem Feind entgegen: er spornte den mächtigen Hengst, den Kecken niederzustampfen. Da kam sausend ein zweiter Stein geflogen: er traf die Stirn mitten zwischen den furchtbar blickenden Augen: rasselnd in seinen Waffen, das Schwert noch fest in der Faust, stürzte er rücklings vom Roß.

Gaston aber schrie mehr als er sang:

„Tot ist Montfort!
Montfort ist tot!
Tot ist Montfort!
Gelöst ist mein Wort
Und gerächt bist du, Herrin Aladaidis!"

Es war sein letztes Wort. Im Augenblick war er

von des Gefallenen Gefolg überritten und im Sinken von Speeren durchbohrt.

Aber der Fall des vergötterten Führers entschied die Schlacht. Vom Schreck entschart, von dem Unfaßlichen entsetzt, daß „der im gesegneten Helm" gefallen, flohen die Abenteurer aus allen Landen, die nur unter ihm zu kämpfen, zu siegen gewußt hatten, eifrig verfolgt von den aufatmenden Tolosanern.

Nie ward die Leiche erkannt des Jünglings, der den „Gefürchteten" erlegt hatte.

Hier bricht sie ab, meine „Familien-Chronik", d. h. das Gewebe meiner Phantasien und Träume: sie reichen nicht über das XIII. Jahrhundert herunter. Nur undeutlich, wolkenähnlich tauchen mir noch einzelne Gestalten aus jüngeren Zeiten auf: sie lassen sich nicht greifen, nicht mir selbst zur Anschauung bringen, geschweige anderen. Nehmen wir also Abschied von den Le Gays bei Gaston dem Getreuen.

Odhins Rache
Friggas Ja – Die Finnin

Kleine nordische Erzählungen



Odhins Rache

Kann Liebe verraten?
Liebe kann nicht verraten

Meiner lieben Schwester
Constanze von Bomhard

I.

Still, wie träumend in trauerschwerem Schweigen, lag Gladhsheim, Odhins Haus, das doch von der Freude den Namen führt, in Asgardh. Kein Laut drang hierher von dem ehernen Schall der Waffenspiele der Einheriar, von dem fröhlichen Lärm ihres Gelages in Walhall: denn ein Wald von hochwipfeligen, dunkelblättrigen Eschen trennte von jenen weiten Räumen der Kampfübung und der Feste des Gottes einsame Heimstätte.

Auf dem dreieckigen Giebel oberhalb der hohen Eingangsthüre saß, in wacher Spähe, sein Adler. Auf der obersten der zwölf Stufen von schwarzem Gestein, die zu dem Eingang emporführten, lagen, lang ausgestreckt, die spitzen, klugen Köpfe auf die Vorderpfoten gedrückt, im Halbschlaf, seine beiden Wölfe; nur manchmal schlugen sie blinzelnd ein Auge auf, scholl aus dem Eschicht der Ruf eines Vogels an ihr Ohr. Aber das war selten. Alles still: wie in Träumen, in Harren, in Sehnen versunken. —

In der Ferne, tief unten auf der Erde, neigte nach dem langen Sommertag die Sonne allmählich dem Versinken zu.

In der Halle, deren eichengetäfelte Wände als einziger Schmuck mannigfaltige Waffen bedeckten, war das Feuer auf dem breiten Steinherd in der Mitte des Hintergrundes, stark herabgebrannt, dem Erlöschen nah: nur zwei

dicke Ulmen-Wurzelknorren glimmten noch fort: ein schmaler Streifen weißgelben Rauches zog daraus kreiselnd nach oben und suchte in den Luken des Dachgebälkes zögernd den Ausgang.

Zur Rechten des Herdes erhob sich, auf einigen Holzstufen erhöht, der Hochsitz des Saals; der Rücken ward von der Querwand desselben gebildet; die Querbank und die beiden rechtwinkelig von derselben auslaufenden Seitenbänke überdeckten kostbare Felle, die Jagdbeute des Hausherrn; die zierlich geschnitzte Brüstung und die Geländer zu beiden Seiten der Stufen trugen eingeritzte Runen.

In der rechten Ecke der Querbank lehnte Odhin, in Sinnen und Träumen versunken; er hatte den Ellbogen auf das breite Geländer gestützt und ruhte das mächtige Haupt auf der offnen Hand; er trug nur das enganliegende dunkelblaue Wams; Mantel und Hut hingen an der Wand, daneben lehnte der Speer; in der andern Ecke der Halle stand die hohe Harfe mit dem silberweißen Schwanenbug: aber gar viele Saiten waren gesprungen; wirr hingen sie herab.

Leise knisterten die Kohlen auf dem Herd.

II.

So ganz verloren in seine Träume war der Einsame, — er gewahrte es nicht, daß durch die freilich nur ein weniges und gar sacht geöffnete Thür eine schlanke Gestalt in die dämmerdunkle Halle glitt: hatte er doch die Augen — beide Augen: denn damals war noch der Gang zu den Nornen nicht geschehen — geschlossen in seinem Sinnen und Brüten.

Weder der kluge Adler noch die Wölfe, die wachen Hüter, hatten die Annäherung des Besuches gemeldet: der Vogel drückte die goldfarbigen Augen ein wenig zu, nachdem er schon von weitem die Kommende erkannt; und die treuen Wölfe witterten bei dem nahenden Schritt nur kurz dem Wind entgegen: — dann senkten sie gleich wieder die leicht erhobenen Köpfe.

Unvermerkt trat die junge Frau in dem weißen Untergewand und braunen Mantel mit schwarzer Kopfhülle hinter den Sinnenden. Sie sah ihm recht ähnlich mit den dunkeln, klugen, eindringlich blickenden Augen unter starken Brauen, und mit dem feingeschnittnen kleinen Mund: aber ihr prachtvoll reiches Haar flutete tief schwarz, nicht braun; und sie zählte gar viele Winter weniger. Sie reckte sich nun ein wenig auf den Zehen, hob die beiden Hände über die Wandlehne der Bank und legte sie zärtlich auf seine beiden Augen: „Wer ist's?" Lieblich klang die leise Frage.

Sanft langte er hinauf, schob ihre Hände, diese festhaltend, zur Seite, und richtete einen liebevollen Blick empor in ihr schmales Antlitz: „nur meine Schwester," sprach er, „zaubert also mit der Stimme."

Sie glitt nun hinter der Bank hervor und setzte sich neben ihn. Ernsthaft, prüfend, ruhte ihr Blick auf dem gewaltigen Antlitz. Nach einer Weile begann sie, über seine nervige, magere Rechte streichend, die dem Fange des Adlers glich: „Sonst suchtest du mich; nunmehr muß ich dich suchen, soll ich dich sehen. Ist das wohlgethan?"

„Es ist wohlgethan." — „Weshalb?" — „Weil nichts Erfreuliches an mir zu sehen ist." — „Soll ich nur deine Freude teilen dürfen?" — „Ja. Laß mir allein . . . das andere." — „Was ist dies andere? Es ängstet mich,

quält mich. Seit Wochen schon währt das Unheimliche: ich meine, seit du aus Norge zurückkamst."

Ein müdes, wehmütiges Lächeln zog um den bärtigen Mund: es ließ ihm gut. „Du hast scharfe Augen, Schwesterlein."

„Nur ein Schwesterherz. — Jawohl! Es ist so! Vor dem Aufbruch zu jener einsamen Wanderfahrt . . ., wie hell, wie freudig hattest du noch am Abend zuvor die Harfe geschlagen, — hier, für mich und meinen lieben Mann allein. Und nun! Wie verwaist, wie verwahrlost steht sie dort in der Ecke! Keinen Ton mehr vernahmen wir!"

Er warf einen kurzen Blick auf die wirren gesprungenen Saiten. „Ich! . . Singen? . . . Ich werde die Harfe verschenken . . . Willst du sie? Singe dazu das Glück deiner Seele: deine Liebe!"

Die junge Frau erschrak; mit hastiger Bewegung wandte sie das Gesicht so gegen ihn, daß sie ihm voll in die Augen sehen konnte. Allein er hatte sie halb zugedrückt, wie er pflog, wann er sann oder Schmerzen verbarg.

„Wer soll," rief sie, „an diese Saiten rühren? — Odhin ohne seine Harfe! Soll aller Wohlklang verstummen in Asgardh? — Bruder, wie krank muß deine Seele sein! — Was quält dich? Wohl weiß ich: schwer lastet auf dir die Sorge um das All, um Götter und Menschen und alle guten Wesen. Allein du darfst dich nicht darüber in trauriges Träumen verlieren. Die Riesen dräuen wieder! Heimdall berichtet von der Brücke her, kecke Haufen von ihnen wagen sich abermals nahe heran: — wohl auf Spähe. Kommen sie nun plötzlich mit Macht . . ." — „So werden sie mich bereit finden, sie mit dem Speer zu empfangen, wie immer. Ich meine, Schwesterlein, an der Kampfespflicht ließ ich's noch niemals fehlen." — „Du!

All dein Leben ist Kampf. Aber solch Grübeln und Grämen, solch Sinnen und Seufzen und Sehnen, . . . es zehrt an der Kraft."

„Sie wird noch reichen, denk ich." — Und er lupfte leise den Speerarm. — „Und jene Ahnungen von einem unhemmbar heraufdämmernden Verderben? Sie sind nicht düsterer denn sonst. Laß kommen, was mag: wir werden's abwehren wie Männer. Und ist es nicht mehr abzuwehren, — fallen wie Männer. Es ist nicht das. ."
— „So ist es ein anderes! — Es ist also doch ein Ding, das dich verschattet! O Bruder, großer Bruder! Nein, schiebe mich nicht mit der Hand hinweg von deiner Brust, nicht mit einer Ausflucht hinweg von deinem Vertrauen. Gedenke, o gedenke der Mutter! Weißt du nicht mehr, wie sie sprach, kurz bevor sie, die lang schon Sieche, starb? Denn die Riesentochter mußte hinab nach Hel! Denkst du nicht mehr des letzten Abends, da wir beide die Wankende hinausführten aus der Halle in den warmen Sommerabend? Nicht zwölf Winter zählte ich: doch merksam war mir die Seele: über meine Jahre hinaus verstand, erriet ich der lieben Mutter Gedanken. Du führtest sie, hebend, unter dem rechten Arm: ihre Linke ruhte, gestützt, auf meinem Haupte. Die Sonne versank in grauen Wolken: ein langer, schmaler, mattroter Streif war alles, was von ihr übrig geblieben, wehmütige Sehnsucht erregend. Die Schwarzamsel sang ihr nach vom höchsten Eschenwipfel. Uns beiden war so weh um die Mutter! Die aber hielt plötzlich an im müden Schreiten und, die Hand aus meinem Haare lösend, wies sie schweigend zur Seite des Waldpfads: „Schaut hin," sprach sie sanft, „sehet ihr nichts? Dort sprießt aus dem urstarken dunkeln Felsgestein am Wege eine zarte, duftige, weiße Blüte. Versteht ihr es nicht? Nur der starke Fels hält und schützt die Allzuarte, nur

die Zarte schmückt den allzu starren, farblos Düsteren. So sind Bruder und Schwester: so seid ihr beiden: so sollt ihr sein immerdar. Gelobt es mir in diese Hand: er dein Schutz, du sein Schmuck: er deine Kraft, du seine Milde." — Wir drückten die durchsichtigen, blassen Finger -- wie bebten sie! — und . . ." — „Und ich hab's gehalten! Ich habe dich geliebt, klein Schwesterlein, wie ich weder Mann geliebt habe noch . . . noch Weib. Und habe dich gehegt an meiner Brust, bis ich dich dem in die Arme legen konnte, dem Wackeren, den du mehr, — und ganz anders! — lieben solltest als mich. Warum also mich mahnen? Ich hielt mein Wort." — „Auch ich, Bruder: so weit du es mich halten ließest — durch dein Vertrauen. Und wenige, wähn' ich, deiner stolzen, kühnen, ja auch deiner düsteren Gedanken hast du vor mir verschlossen bis . . . bis vor kurzem. Und oft gelang mir's, die böse Falte hinwegzuglätten von deiner hohen Stirn. Aber . ." — „Nicht immer, meinst du? Mag wohl sein. Denn ein Mann, der ein Mann ist, behält das Bitterste für sich, meine Wara."

„Mein Gatte, glaub' ich, birgt nichts vor mir." — „Forseti, der Treffliche! — Ja, Kind, der Gott des Rechts, immer nur gradaus schreitend, ohne Seitenblick, hat nicht die Sorge um das Geschick der Welt zu tragen. Und außerdem . . ." — „Du stockst?" — „Nun ja," lächelte er traurig, „es ist doch wohl ein Unterschied, mein' ich. Du bist sein Weib, nicht seine Schwester nur. — Nein, zucke nicht zusammen: das sollte kein Vorwurf sein: es ist doch nun nicht anders. — Ja, hätt' ich ein Weib . . . — Alles vertraute ich der Geliebten!" — er sprach's ganz leise für sich hin — „Wie einsam bin ich doch! König von Asgardh heiß' ich und Haupt der Asen und Herrscher der Welt. Neid, ich weiß es, tragen mir viele.

Nie versiegt im Goldhorn mir der Wein, den Ehrensitz in Walhall nehm' ich ein, mein Speer fliegt niemals irr', meine Harfe tönt heller als alle Harfen, Weisheit erfrug ich, tiefere, höhere als alle Weisen, als Allvater ehren mich alle guten Wesen, vom lichten Asen bis zum dunkeln Zwerg; — — ach! und ich bin einsam! Rastlos wälz' ich mein Haupt auf dem heißen Kissen, schlummerlos, aber sehnsuchtsvoll!" Er brach ab, schweratmend; hoch hob sich ihm die breite Brust; er drückte die geballte Faust darauf, daß es schmerzte.

Betrübt strich nun die Schwester mit der weichen Hand über die fest geschlossenen Finger, wie um sie — und seinen Schmerz — zu lösen. „Und warum? Warum bist du einsam, mein Bruder? Längst ist es aller Götter Wunsch, dich vermählt zu sehen. Aber am innigsten wünscht dir's die Schwester, seit sie . . ." — sie zögerte, in holder Scham errötend — „seit Wara weiß, wie Eheliebe beglückt. — Und welche Göttin — und wäre es die stolzeste, höchste, wär's Freia selbst, der Walküren rotlockige, stürmende Führerin, . . . welches Weib in allen neun Welten weist Odhin ab, wenn Odhin wirbt? Du weißt das sehr wohl, Übermütiger! Und dennoch unvermählt! Warum?" — „Thöricht gefragt, du vielklug Schwesterlein. Weil ich noch in allen neun Welten keine gefunden hatte!" — „Hatte!" rief sie, rasch aufspringend und mit beiden Händen sein Haupt umschließend. „Also jetzt aber hast du sie gefunden! Heil dir! Und auch ihr! Und uns allen!" — „Oder wehe mir! — Und ihr! — — Und uns allen!" flüsterte er, ihr unvernehmbar, in den wirren Bart.

Sie aber fuhr fort in freudiger Erregung: „Oh ich ahnte es fast! Oder nein: ich wünschte es nur so innig! Ah, wie will ich sie lieb haben, die Selige, die dich

beseligen darf! Wer ist sie? Wo ist sie? Weshalb zögerst du . . .? Das also war's? Ein Weib?" — „Ein Weib!" nickte er traurig. — „Aber ich verstehe nicht . . . dieser Schmerz? Sie weiß, daß du sie liebst?" — „Ich glaube wohl." — „Dann liebt sie auch dich! Es kann nicht anders sein!" — „Ich glaube, sie liebt mich." — „Nun wahrlich, so begreife ich nicht . .! Welcher Vater, welcher Muntwalt weigert das Ja, wenn Odhin wirbt? Und zuletzt — wäre sie des grimmigsten Riesen Tochter — wer trotzt Odhins Speer? Oder wen kann nicht — ohne Kampf — Odhin in seines dunkeln Mantels Falten entführen nach Asgardhs unerreichbaren Höhen? Bruder, unhemmbarer, stürmischer, — nur allzu stürmischer sonst! — ich fasse es nicht! Du liebst, — du wirst geliebt und du — Odhin! — sitzest hier thatlos und verzehrst dich in krankem Sehnen?"

„Und verzehre mich thatlos in krankem Sehnen!" wiederholte er, grimmig mit dem Haupte nickend. — „Unbegreiflich! — Was hindert dich, wo du willst? — Und wo ist sie? In Asgardh oder in Alfheim? In Midhgardh oder in Riesenheim? Und wer . . .?" — „Still," sprach Odhin, sich aufrichtend. „Man kommt. Es ist der Schritt — Forsetis." — „Ja, meines lieben Mannes!" rief sie. „O vertraue dich ihm! Oder laß mich's ihm sagen. Sein Rat ist immer gut und . . ." Aber sie erschrak. Der Bruder, der stets nur zarte Worte für sie gehabt hatte, er herrschte sie an — zum erstenmal im Leben: „Schweig! — — Bei meinem Zorn!"

III.

Bedächtigen Schrittes trat der Schwager ein. Er trug das sinnende Haupt vornüber gebeugt, wie von der Schwere eines Gedankens belastet; er schien älter durch diese Haltung als er war. Allein sowie er seines jungen Weibes ansichtig ward, erhob er sich in rascher Bewegung: sein helles, blaues, sonst so ruhiges Auge leuchtete auf. Schon lag sie an seiner Brust: er schlang den linken Arm um sie; in der Rechten trug er den weißen Richterstab, gekrönt mit einer geschnitzten greifenden Hand.

Mit wehmütigem Blicke musterte Odhin das Paar: „wie glücklich sie sind in ihrer „Eheliebe", wie sie sagte. — Beneidenswertes Wort!"

Nun hatte sich Forseti aus der Umarmung seiner Gattin gelöst; sie an der Hand führend trat er dem Hochsitz näher, ehrfurchtsvoll den Götterkönig begrüßend. Er war nicht älter als dieser, etwa vierzig Winter: stattlich ragte ihm die ebenmäßige Gestalt; das lichtbraune Haar rollte in einer langen Welle auf den weißen Mantel, der die breiten Schultern umwallte; im goldenen Gürtel trug er ein kurzes Beil und eine starke Schlinge, gedreht von zäher Weide. Sein Gang war sicher; der bartlose Mund von strengem Schnitt fest geschlossen: der Stirne hatte sich zwischen den genau im Halbrund gebogenen Brauen eine tiefe Falte eingefurcht; seine Stimme, viel heller als die des Schwagers, klang durchdringend, wie Schlag von Erz auf Erz; sein offener Blick ging frei gerad aus: es war, als sähe er dem Angesprochenen durch das Auge stracks in die Seele.

„Ich dachte es," nickte er freundlich. „Stiehlt sich die Frau vom Mahle der Götter — von meiner Seite! —:

unvermerkt, wie die Listige wähnt: aber nicht leicht täuscht man mein Auge: ich ahnte, beim lieben Bruder hab' ich sie zu suchen. — Und es war recht gethan: allzu einsam, Schwager, hältst du dich lang schon." — „Der Gedanke liebt die Einsamkeit." — „Und die Trauer sucht sie," klagte Wara. „Odhin ist traurig." — „Das will ich gern glauben, Liebe. — Was die Zukunft droht, — er weiß oder ahnt davon mehr als wir alle. Aber auch mehr als wir alle schaut er das Unheilvollste, was die Gegenwart erfüllt."

Sie erschrak: er sah so ernst. „Du meinst . . . was nennst du das Unheilvollste?"

„Den Bruch des Rechts. Ich nenn' ihn nicht so: er ist das Unheilvollste." Ganz schlicht kam das heraus: aber nicht nur die Frau blickte voll Ehrfurcht zu dem auf, der dieses Wort gesagt —: er war sehr schön, wie nun der edle Eifer der Überzeugung die regelmäßigen, sonst fast allzu ruhigen Züge durchleuchtete: — auch Odhin hob, ergriffen, die Brauen. Dann aber verfinsterte sich Odhins Stirn und er meinte achselzuckend: „Darüber kann man streiten."

IV.

„Gerade darüber kann man nicht streiten," erwiderte der Gelassene so laut, so bestimmt, daß beide staunend auf ihn sahen und Odhin nicht ohne leisen Unwillen: er war solcher Widerrede nicht gewohnt in allen neun Welten.

Jener aber sah ihm in das Gesicht und fuhr fort: „Den grübelnden Gott, den „Für- und -Wider" rühmen und schelten dich Freunde und Feinde. Und vieles magst du, meinethalben sonst alles, hinwegstreiten den andern.

Ja — was schwerer — hinweggrübeln dir selbst. Mit deinen vielverschlungenen Gedanken, den geschmeidig entschlüpfenden und unabschüttelbar umschnürenden, glatten Schlangen vergleichbaren. Und mit der Allgewalt des reichtönigen Mundes, dem nie das schärfst gewählte Wort versagt, obwohl es dir nicht der Vorbedacht, — der Augenblick, die Begeisterung geflügelt auf die Lippe legt. Wie oft hab' ich dir diese Kunst beneidet, mit kühlster Berechnung flammende Glut — und nicht geheuchelte! — zu verknüpfen —: du schrecklicher Redner, der unwiderstehlich die andern überredet, weil er sich selbst, arglistig und begeistert zugleich, dahin täuscht, dahin reißt! — Aber, Odhin von Asgardh, — das Recht grübelst du dir nicht hinweg." Ein Schweigen entstand. Wara suchte ihres Gatten Hand.

Verstimmt, hochmütig erwiderte Odhin: „Will ich gar nicht. Aber Schlimmeres, Niedrigeres giebt es als Rechtsbruch: die Feigheit, das Gemeine. Und wo wären die Götter ohne so manche Arglist Lokis?"

„Wo sie wären? — Jedenfalls ferner ihrem Untergang." — „Wer weiß," lachte Odhin; aber das Lachen kam nicht von Herzen; hastig sprang er auf von dem Hochsitz und stieg in die Halle hinab, in welcher er nun mit ungleichen Schritten auf und nieder ging.

Ruhig fuhr der Schwager fort: „Und gerade aus solchem Grunde kam ich her, nicht bloß, liebe Flüchtlingin, um dich zu suchen."

„Aus welchem Grunde?" fragte Odhin und blieb kurz stehen. „Unrecht zu hindern. Oder, ist es schon geschehen, Unrecht zu strafen." — „So hindre. Oder strafe. Es ist dein traurig Amt." — „Es ist seine stolze Pflicht, Bruder," mahnte Wara; sie staunte bang; denn sie sah seinen Unmut wachsen und wußte ihn nicht zu deuten. „Das ist nun seine, ist Forsetis Heldenschaft."

„Du hast Recht, lieb Schwesterlein," sprach Odhin freundlicher, nun wieder hin und her schreitend. „Wie oft — ja, meist — aber doch nicht, wie du wähnst, immer." Er blieb vor ihr stehen, lächelte und strich zärtlich mit der Hand über ihr schönes, reiches Haar. — „Rede, Schwager! Was ist's für ein Unrecht? Und wo? Bei Göttern, Elben, Riesen oder Menschen?"

„Bei Menschen. In Norge."

Odhin hielt plötzlich inne in seinem Wandelgang: nur einen Augenblick: gleich nahm er ihn wieder auf.

„Dort herrscht ein König in Alfadal. Alf ist sein Name." — Scharf blickte ihn Odhin an: „noch nie vernahm ich Klage wider den Alten; er ist gerecht; seine Bauern loben ihn." — „Mit allem Grund. Auch sein Sohn Alfhart, zwar heftig und voll Hastemuts . . ." — „Der?" unterbrach Odhin seltsam lächelnd. „Der wird seinen heißen harten Kopf vielleicht einmal anrennen wider — — einen noch härteren. Dann giebt's Scherben."

„Alfhart hat noch keinen Frieden gebrochen. Allein er hat eine Schwester." Nur ein kleines wandte der Hörer das Haupt ihm zu: gleich schritt er wieder dahin, ihm den Rücken kehrend. Forseti fuhr fort: „Die schönste Jungfrau über all Norgeland ist Alfvhit Sonnenhaar." — „Und hat die Maid," forschte die junge Frau — „ich hörte von ihr! — so viel Glanz durch Schuld getrübt? Es sollte nicht geschehen! Die Schönsten sollten auch die Besten sein." — „Tröste dich, lieb Weib; noch ist sie schuldlos. So hoffe ich. Und so hofft . . . Er." — „Wer?" Drohend dröhnte die Frage. So laut hatte Odhin gerufen, — die noch angespannten Saiten der Harfe schwirrten zitternd nach.

„Er, der mich alltäglich und allnächtig anruft um Schutz seines guten Rechts, Adhal, der Königssohn von Updal, ihr ringverlobter Bräutigam." Odhin war bei

seinem Umhergehen an die Wandstelle gelangt, wo sein Speer lehnte; der hatte wohl zu fallen gedroht: denn er griff rasch danach, mit zuckender Hand, und ballte die Faust um den Schaft. „Weshalb?“ fragte eifrig Wara, die Augen fest auf den Gatten heftend. „Droht dem Bunde Gewalt? Droht der Jungfrau Raub? Rasch sollen den Brautlauf sie rüsten! Dann werden kräftiger noch als das Mädchen die Ehefrau schützen Thôr und mein Odhin.“

Sie wandte sich nun. Stolzen Blickes sah sie auf den Bruder; der schien es nicht zu bemerken; er war mit seinem Speere beschäftigt: er lehnte ihn wieder an die Wand, aber so unsanft, daß die eherne Spitze klirrte.

„Nicht Gewalt, liebes Weib. Nicht Raub bedroht die Halle. Die Alfinge und jung Adhal sind stark genug, Räubern zu wehren.“ — „Was also kann ...? Ist die Jungfrau krank? Ich will ...“ — „Du Gute, Treue! Nichts der Art. Ich sagte: des Verlobten Recht ist bedroht: die Braut: — sie selber wankt.“ — „O wehe, weh!“ — „Einem andern neigt sie zu, einem Frevler. Spät in der Sturmnacht kam ein Fremdling, ein Wanderer, in die Halle, den keiner kannte; aber die Hunde bellten nicht wider ihn. Wirtlich nahm ihn der greise König auf: nach dem Frühmahl wollte er scheiden. Bei dem Frühmahl ersah er schön Alfvhit und er blieb. Er gefiel nur dem Bruder nicht: sonst allen, — auch dem Bräutigam: aber am meisten der Jungfrau. Runen ritzte er ihr, Harfe schlug er, Lieder sang er, unerhörte: und unersättlich lauschte sie ihm. Nun bangt jung Adhal um die Geliebte, die, willenlos, wie, von der Schlange Blick gebannt, das Vögelein ...“ — Laut, höhnisch lachte da Odhin: „Und der eifersüchtige Knabe ruft um deswillen den Gott des Rechtes an? Hat der Fremdling ihm sein Recht gekränkt?“ — „Noch nicht.“ — „Dann rat' ich, der Gott des Rechtes wartet eine That ab, bevor er mich zur

Rache ruft. Wer kann für Gedanken? Wer für Liebe auch?" — „O König, kenntest du die Maid! Ihresgleichen trug die Erde nie! Sie ist . . . ja schöner noch als meine Wara ist sie." — „Das sagt viel," meinte Odhin, der Schwester zulächelnd, „aus deinem Mund. Und zu mir gesprochen!" — „Und der ehrwürdige König! Der edle Bräutigam!"

„Genug," spottete Odhin. „Warum lobst du nicht auch ihren Bruder, den goldgierigen, wildwütigen?" — „Und die milde Mutter! — Glücklich lebten sie alle, mehr Glück erhofften sie in wenigen Wochen, sobald die Maid dem Königssohn gefolgt. Und nun! Unablässig fleht er zu Freia und zu mir." — „Das hörten wir bereits! Liebt ihn das Mädchen? Ja oder nein?" — „Sie liebte ihn. Jedoch . . ." — „Forseti, mein Gemahl, mag Liebe enden?" — „Nicht unsre Liebe, Wara!"

„Keine, die es ist," rief Odhin laut. „Merkt euch mein Wort:

Liebe ist lechzendes Leid
Oder lodernde Lust.
Aber immer ewig ist die Liebe.

Daran haltet euch. Genug der ziellosen Klagen! Soll Freia, soll ich — durch Zauber etwa! — jedes Mägdleins Sinn wenden, das den nicht mehr mag, den ihr der Vater gekoren, nachdem es den gefunden, den das eigne Herz verlangt: — soll ich etwa jede solche zurückzwingen nach der Sippe Belieben? Ei, viel Müh' und Arbeit hätt' ich dann in allen neun Welten! Und wenig Dank dazu von holden Maiden! Laß doch den Bräutigam den Vater heiraten, dem er so sehr gefällt. Und den grimmen Bruder dazu. Jeder wahre seines Liebchens Liebe selbst. Schlimm genug, braucht einer dazu drei Götter: Forseti, Freia und Odhin." Er lachte laut und schritt wieder dahin.

„Du sollst ja nur helfen, du Vielkundiger, zu erforschen, wer in Wahrheit er ist, der unheimliche Gast, der durch Runen und Sang — wohl durch Zaubergewalt! — die Jungfrau berückt. Denn der Name, den er sich giebt, ist kein Name: ist eine Hülle an des Namens Statt."

„Wie heißt er?" forschte Wara eifrig, denn Odhin schwieg.

„Wegwalt: — Wanderer also! Jeder mag so sich nennen, der des Wegs gezogen kommt. Und er — er kommt und geht, man weiß nicht, woher und wohin. Auch was er von seiner Heimat spricht, ist dunkel, vieldeutig. Mach' rasch ein Ende, großer König, wie leicht du kannst: sende deine beiden Raben aus und . . ." — „Die spähen nur für, nicht gegen Liebende!" — „O hättest du die Schöne je geschaut mit ihrem goldgewellten Sonnenhaar und mit dem sanften scheuen Blick des blauen Auges! Du würdest eifrig jedes Weh von ihr wehren!" — „Das will ich!" — „Dann eile! Denn wisse: ihr zorngemuter Bruder hat es ausgespäht, daß sie den Fremdling heimlich trifft." — „Was sagst du?" rief Odhin und fuhr herum.

„Im tiefsten Tannicht, im Markwald nah dem Fjord, wo er sein kleines rasches Boot im dichten Schilfe birgt."

„Siehst du nun, lieber Mann, wie gewaltig das ihn aufstört? Ja, Odhin hilf! Warne die Bethörte!" — „Der Bruder schleicht ihr nach — heute Nacht — sobald der Mond aus dem Möwenhaff steigt. Trifft er sie, wird sie gefangen und in das Frauengemach . . . Aber wohin? Du kennst ja den Ort nicht. Höre doch zu Ende, wo . . ." — „Was willst du thun, Bruder?" fragte Wara. — „Was du gebeten: warnen!" Und bereits hatte er Mantel, Hut und Speer ergriffen: — er schritt zur Thür — nun war er schon verschwunden. — — —

Die Gatten traten, ihm folgend, auf die Schwelle hinaus:

alles leer; am Himmel flog hinab nach Midhgardh ein dunkel langgestreckt Gewölk.

„Verstehst du ihn?" fragte Forseti ernst, dem Wolkenzuge nachschauend. — „Wer versteht ihn ganz? Ich wohl tiefer als andre. Diesmal versagt mir das Erraten. Aber mir ist bang, recht bang um ihn."

V.

Heller Sonnenschein hatte den ganzen Tag den Hof König Alfs in Alfadal umflutet. Plötzlich, bald nachdem die Sonne im Meere zu Golde gegangen, sprang überraschend Südwestwind ein: nur Eine dunkle Wolke war anfangs sichtbar: diese nahte in fliegender Eile, sich immer tiefer senkend: und alsbald ergossen sich von der See her solche Regengüsse ins Land und solches Düster verbreitete sich, daß niemand daran denken mochte, das schützende Dach eines Hauses zu verlassen.

Wohl das Aufhören des rasch eingebrochenen Unwetters erhoffend lehnte an der Fensteröffnung eines Gemaches im hohen zweiten Geschoß des Königshofes eine schlanke weiße Gestalt: der Wind, draußen ungestüm, spielte hier nur sanft, wie liebkosend, mit dem blonden Haar, das in kurzgebrochenen Wellen das schmale Haupt umrieselte.

In träumendes Sinnen versunken blickte die Jungfrau über das offene Feld vor dem Hofzaun nach Süden hin, wo das dichte Tannicht des Markwaldes dunkelte; den Wald durchfloß der breite Strom, bevor er in den blauen Fjord mündete; manchmal flog eine weiße Möwe über die

fernen Wipfel hin, dem Strome folgend und dann wieder stromaufwärts, hin und wieder, hin und wieder — — —

Dorthin trachtete das Denken des bleichen Mädchens; aber es schien nicht in das trennende Düster des Waldes dringen zu können, sowenig wie der Blick des zaghaften Auges; nun senkten sich die langen, goldfarbenen Wimpern; die schöne Harrende seufzte. Ihr Haupt sank wie müde, tauschwerem Blumenkelche gleich, nach vorn, die weiße Stirn ruhte an dem harten Eichenpfosten des Fensters. — —

Da schreckte sie von unten, von dem Vorhof her, ein rauher Ruf: „Nun, Schwester, schläfst du ein vor Nacht?“ Sie fuhr zusammen, sie errötete jäh. „Oder was treibst du da am offenen Fenster, wo jeder Gaffer dich, solang er will, begaffen mag? Schon lange steh' ich hier, hinter der Thüre der Schmiede gedeckt. Wartest du auf den Verlobten? O nein: du mußtest es ja sehen, wie er vor geraumer Zeit schon einritt und in die Halle schritt. Oder wolltest du wieder — du stehst ja im Mantel! — aus dem Hofzaun schlüpfen — wie schon oft diese Wochen — allein — niemand weiß, wohin? Der Regensturm hielt dich wohl ab? Schade! Heute wär' ich dir — von weitem — gefolgt und wir hätten's erfahren, wo sie denn wachsen, jene wunderseltsamen Blumen, die du schon zweimal von solcher Wanderung zurückgebracht — schlau unter dem weißen Mantel verborgen — und in dein Gemach getragen hast. Ich sah dergleichen nie in unsern Landen! — Aber komm nun hinab in die Halle. Adhal harret schon lange der Braut.“

Die Belauschte trat bestürzt, verwirrt zurück; sie zog den Ledervorhang vor das Fenster — wie um den Blick des Schelters abzuwehren; dann drückte sie die beiden Hände dicht über den geschlossenen Augen vor die Stirn, tief, tief erseufzend. — —

Nach geraumer Weile raffte sie sich auf, hob den Mantel von den Schultern, schob den Gürtel über dem blauen langfaltigen Gewand zurecht, ging zögernden Schrittes aus ihrem Schlafgemach über die große Treppe hinab in das Erdgeschoß und trat aus dem Hausgang in die rechts seitwärts liegende Halle.

VI.

Sowie sie deren schweren dunkelroten Wollvorhang zurückgeschlagen hatte, und nun, in anmutvoller Haltung, über die Schwelle schwebte, sprang von seinem Sitze neben dem Hochstuhl des Königs ein schöner Jüngling in lichtem Haar lebhaft auf, eilte ihr entgegen, ergriff ihre Rechte und sah ihr ernst, eindringend in die Augen.

Allein sie senkte sogleich die Wimpern und blieb, unentschlossen, stehen: ja, sie schien leise zurückzutrachten. Traurig, mit verhaltnem Vorwurf ließ er nun den Blick auf dem edelschönen Antlitz ruhen: er schüttelte, kaum merklich, das lange Gelock.

König Alf, auf dem Hochsitz sich vorbeugend, bemerkte alles. „Komm, Töchterlein," mahnte er freundlich, „nicht gar so abwehrend gethan! Wohl ist sie löblich, die bräutliche Scheu. Doch jedwed Ding hat seine Weile und — dann — sein Ende. Nach wenigen Nächten stehst du auf der Wiese als Ziel des Brautlaufs."

Da ward die Bleiche noch bleicher.

„Lange schon harret jung Adhal geduldig. Nun mahnt er und drängt mit Recht."

„Nicht doch, Vater!" — lebhaft erhob er die Hand aus dem kirschroten Mantel hervor. „Nicht gegen ihren

Willen dräng' ich. Wenn sie noch Aufschub wünscht, — wohl ist es schwer zu tragen! — Doch alles geschehe nach ihrer Neigung."

„Dank!" hauchte sie. Und ein Blick — der erste! — fiel auf ihn: der war aber freundlich, ja warm. „Er — er ist so gut!" dachte sie und errötete ein wenig, wie sie sich darauf betraf, daß ihr Auge mit Wohlgefallen ruhte auf seinen jugendlichen wohlgebildeten Zügen.

„Nein, Freund Adhal!" fiel da eine herbe Stimme ein. Der Bruder hatte in hastigem Eintreten jene letzten Worte vernommen. Er warf das von Regen triefende Bärenfell, das er über Kopf und Schultern gezogen hatte, auf eine Bank neben dem Herdfeuer und strich sich das zottige dunkle Haar aus der Stirne. „Nein! Nicht also, sag' ich. Nicht stets alles nach ihrer Neigung! Du verdirbst dir in der Braut schon das Eheweib. Nach deiner Neigung alles, sobald sie in deinen Schuh getreten. Und vorher: — nach der unsern, ihrer Schwertmagen!"

„Ihr Vater ist ihr Muntwalt," entgegnete der Bräutigam, „nicht du, Alfhart." Und er führte das Mädchen an der Hand an die Stufen des Hochsitzes und half ihr von da aus hinaufsteigen zu dem König.

Der wandte der Tochter das ehrfurchtgebietende Antlitz, umrahmt vom schönen weißen Haar und Barte, freundlich zu, zog sie, den braunen, goldgestickten Mantel zurückschlagend, nieder zu sich auf die Bank zu seiner Rechten und streichelte ihr liebevoll die Wange; zärtlich küßte sie ihm die kosende Hand; das Gewölk wich zusehends von ihrer Stirn: innerer Friede überkam ihre Seele hier, in dem starken Friedensschutz des Hauses, neben dem treuen Vater; sie fühlte, — ohne hinzublicken — wie freudig stolz des Verlobten Augen auf ihr ruhten: „Wie lieb er mich hat," sagte sie zu sich selbst.

Aber Alfhart grollte und schalt in den dichten Rundbart hinein. „Ja, leider hab ich der Thörin nichts zu gebieten. Ich hätte längst ein Ende gemacht dem Sich-Zieren und Sträuben, nachdem der reiche Brautschatz bedungen und richtig bezahlt war. — Auch heute wieder!" fuhr er lauter fort. „Wie lange ließ sie den Verlobten hier unten warten, derweilen sie oben in die Windwolken hinauf träumt. Das war nicht so früher. Nicht bevor . . .!" Er brach mürrisch ab und machte sich lärmend an dem Feuer zu schaffen, ein Scheit aus dem neben dem Herdstein aufgeschichteten Holzstoß in die Glut werfend, daß die Funken hoch lohend emporstoben. „Du bist erstaunlich geduldig, Schwager, solang zu warten!"

„Ich ertrage das Warten, weil ich weiß: ein Königswort steht fest. — Und fest auch" — sprach er lauter, das Auge scharf auf Alfvhit richtend, „einer edeln Jungfrau bräutliche Treue: — es komme, was da mag."

„Auch komme, wer da mag?" rief Alfhart, sich rasch von dem Feuer umwendend nach den dreien. „Habt ihr von Zauberliedern nie gehört und von Runen der Bethörung? Ruchlose Männer, unheimliche, sagt man, schweifen unstet durch die Lande, unter dem dunkeln Mantel die Harfe, im dunkeln Herzen die böse Lust und . . ."

„Schilt nicht," unterbrach der König, „mit kaum verhüllter Meinung unsern Gastfreund. Ich duld' es nicht. Unedles hab' ich nie an dem vermerkt." Alfvhit sah mit einem warmen Blick des Dankes zu dem Vater hinauf.

Da rief ihren Namen eine matte, aber gar wohllautreiche, liebliche Stimme: sie drang aus dem oberen Stockwerk herab, aus dem Schlafgemach des alten Paares, in das aus der Halle eine Wendeltreppe durch eine — jetzt geöffnete — Fallthüre hinaufführte.

„Die Mutter! Ich komme, liebe Mutter!"

Und eilig huschte sie hinweg, die Stufen der Treppe hinauf.

VII.

„Gut, daß sie fort ist," grollte der Bruder, ihr unwillig nachblickend. „So kann ich freier reden. — Ich warne dich, Vater, und dich, Schwager, vor diesem geheimnisreichen Gast. Er kam, niemand weiß, von wannen? Er geht, niemand weiß, wohin? Hoch über den Bergen, sagt er, liegt seine Heimat: Windheide heiße sie. Wer war je in Windheide? Ein Skalde will er sein . . ."

„Er ist es," sprach der Alte. — „Niemals hörte ich herrlicher harfen!" fiel Adhal bei.

„Wohl! Aber an welcher Könige Hof lebt er? Auf welches Jarls Fürsprache beruft er sich? Sprach er je von Gaben, die er empfangen, von Harfenlohn? Wies er jemals Kette oder Spange, die er geschenkt erhalten? Vom Harfen ohne Gabe lebt auch der beste Skalde nicht! Sein schlichtes Gewand, der sturmverwetterte dunkle Mantel, der regenzerweichte Schlapphut — auch bei unsern Festen legt er sie nicht ab! — sein stilles, verhaltnes, nichts verlangendes Wesen: — eitel Hochmut ist's. Er ist nicht wie wir andern, auch nicht wie andere Skalden. Das ist verdächtig! Ich mag die Männer nicht, die gar so eigen sind. Die Schwermut, die über seinen Augen träumt, — sie ist wohl Selbstzeugnis alter Schuld. Ich mag die Männer nicht, die, glauben sie sich unbelauscht, leise vor sich hin seufzen. Er ist nicht geheuer, dieser Wandergast! Und hast du, der ringverlobte Bräutigam, es nicht verspürt,

— seltsam, daß ich dich mahnen muß! — wie er die grauen Augen, die bohrenden, nicht lösen kann von jenem blonden Haupt? Wie ihr nur seine kühnen, wilden, nie erhörten Weisen gelten, voll Feuer und Trauer zugleich? — Ihr Feuer reißt hin, ihre Trauer erzwingt Mitleid. Wie er bei dem Ausklang des Liedes nur nach ihrem, — nicht nach des Königs! — Beifallsblicke sucht? — Und sie! — Nun, Adhal! Hast du wirklich nichts gemerkt? War sie früher schämig deiner Werbung ausgewichen, wie der Jungfrau ziemt . . —, sie war doch nicht unnahbar gewesen wie das Firn-Eis des höchsten Bergs in Norge. Sie liebte dich — oder sie war dazu auf bestem Wege. Und nun! Seit Er über jene Schwelle trat, seit sie ihn harfen hörte, — nun meidet sie dich, wo sie kann. Und kann sie deine Nähe nicht meiden, so meidet sie doch deinen suchenden Blick. Übles ahnt mir! Noch sage ich nicht mehr: aber ich wache! Beim Strahle Thors. Soll die Lilie von Alfadal eines wegfahrenden Klimperers werden? Wahren Vater und Bräutigam nicht das eigne Recht und des Mädchens Ehre, so . . ."

„Genug!" rief Adhal. „Ich bin nicht blinder, aber vertrauender denn du. Ich baue fest auf Alfvhit, die Wahrhaftige. Und auch von ihm, der mir wert geworden, erwarte ich nicht Arges. Zwar fühle ich längst, wie es ihn zu ihr zieht mit unsichtbaren Banden. Schelt' ich ihn drum? Wen zieht es nicht zu ihr? Den Göttern hab' ich im Gebet mein gutes Recht zum Schutz empfohlen. Allein auch auf Erden — du magst Recht haben! — soll etwas geschehen. Vielleicht kommt ein offnes Wort drohenden Schmerzen — auch für ihn! — zuvor. Sobald er wiederkehrt, stelle ich ihn. Ich frage ihn. Entweder er sagt Nein, — dann glaub' ich ihm. Oder er bejaht, daß meinem Recht wie meinem Glück Gefahr droht, — nun,

dann wird das Schwert rasch zwischen uns entscheiden. Zum Holmgang, auf Tod und Leben, ruf' ich ihn."

VIII.

Strahlend schien am andern Morgen die Sommersonne über Land und Strom und Fjord und die blaue See. Das Gewölk des vorigen Abends war verflogen.

Noch lag der reiche Tau funkelnd auf dem im Frühwind schwankenden Grase des Angers vor dem Königshof und schon wandelte Alfvhit dem Markwald zu. Eilend schritt sie den schmalen Wiesenpfad dahin — das lange weiße Gewand bis hoch über die Knöchel hebend. Nur einmal hatte sie Halt gemacht und ängstlich über die Schulter zurückgeblickt nach der Thüre der Pfahlumhegung des Gehöftes: niemand folgte ihr.

Nun flog sie dahin; Sehnsucht zog sie.

So bemerkte sie nicht, daß, bald nachdem sie umgeschaut, aus der sacht und nur wenig geöffneten Zaunpforte ein Gewaffneter schlüpfte, der ihr folgte; vorsichtig, von weitem und gar bald auf einem anderen Wege.

Denn während sie den Wiesenhang hinab stets abwärts gegen die Strommündung und den Fjord hin trachtete gen Süden, schlug er weiter landeinwärts einen Pfad ein, der gegen Südwesten ablenkte und im Bogen — vorbei an dem Hof Eirikrs, eines König Alf untergebenen Jarls — ebenfalls an die Strommündung führte, aber über bewaldete steile Felshöhen, deren Vorsprünge und Bäume ihn verborgen haben würden, hätte die Verfolgte auch diese Richtung ins Auge gefaßt.

Allein sie sah nicht mehr um: es zog sie unwiderstehlich in den Wald.

Alsbald hatte sie die ersten Eschen und Tannen erreicht: sie neigten, vom sanften Morgenwind gebeugt, wie huldigend vor ihr die hohen Häupter. Derselbe Kosewind trug ihr den Duft der Waldblumen entgegen: sie sog ihn ein mit Dank: sie wußte freilich nicht, wem danken? Aber der Duft war so süß.

Von der höchsten Esche stiegen bei ihrem Nahen zwei Raben auf: die hatten sie schon von weitem erspäht und, sich kurz waldeinwärts wendend, mit lautem Krächzen verkündet: dann, wie sie heranschritt, sie aus klugen Augen wie einverstanden betrachtet; nun setzten sie sich — langsam, gar nicht erschrocken — in Bewegung und flogen jenem steilen Felsenpfade zu. — —

Einige Schritte weiter begrüßte sie ein melodischer, ein flötender, ein feierlicher Sang: auf dem hohen Hagedornbusch an dem Waldweg saß ein schwarzer Vogel mit goldgelbem Schnabel: er wiegte sich auf dem schwanken Gabelwipfel des Strauchs und sang ihr laut und lauter entgegen: ganz zutraulich blieb er sitzen, als sie dicht an ihm vorüber schritt.

„Dank dir," flüsterte sie dem Vogel zu, „Schwarzamsel, die du vor allen Waldsängern Odhin lieb und geheiligt bist. Guten Angang — schönen Anfang gewährst du. Mache mir Odhin geneigt, den Gott der frühen Wege — und der geheimen."

Sie war vorüber — die Amsel sang ihr, noch lauter flötend, nach. „Wer Vögleins Wort verstünde!" seufzte sie und eilte weiter.

Allmählich war die Morgensonne so hoch gestiegen, — schon drangen ihre Strahlen heller in den Wald: sie ver-

goldeten das weiche grüne Moos, das sich schwellend der Jungfrau leichtem Tritt entgegenzudrängen schien: und würziger Duft zog durch den Wald von den Tannen, deren Stämme unter dem warmen Licht rot erglänzten.

Das Mädchen holte tief Atem: der Waldesduft dehnte ihr die junge Brust: es ward ihr so ahnungsvoll, so reich und selig zu Sinn: „Der Wald ist doch das schönste Königreich! Freilich: ist Odhins Reich! Da muß er wohl herrlich sein. — Waldkönig ist Odhin. — Wie mag Odhin aussehen? Ich meine . . . Aber rascher — rascher! — Zu ihm!“ Und sie beflügelte wieder den Schritt.

Nun erreichte sie das Ufer des Flusses, der sich, den Wald von Nord nach Süden durchschneidend, in den Fjord ergoß: ohne Rauschen, ohne Wellenschlag, zog der breite, starke Strom dahin, ruhig — wie die Notwendigkeit.

Hier, wo der Pfad auslief an das Ufer und eine sandige Anlände, war der Urwald ein wenig gelichtet; die Sonne erhellte freundlich die Blöße: aber sie vermochte nicht das Schilficht zu durchdringen, das dichte, schwarzgrüne, das vom Ufer an weit in den Strom reichte, über Mannes Höhe ragend und die tiefbraunen Blütenwedel ernst, ahnungsvoll wiegend.

Mitten in diesem Schilffeld war an das Ufer gezogen, von dem wogenden grünen Röhricht verdeckt, ein seltsames Fahrzeug: aus einem Eichenstamm durch Feuer und Keilschlag gehöhlt, ein Einbaum, hochbordig, schmal, mit spitz zulaufendem Vorderbug, mit breitem, schwerem Hintergransen. Der Kahn war wohl alt: vielfach zeigten die Wände Flickblöcke; Wassermoos wuchs, tief dunkelgrünes, an diesen morschen Stellen; durch die mittelste Ruderbank war eine schlanke Tanne, der man den grünen Wipfel gelassen, in den Kiel gepflöckt: ein Segel aus schwarzem Leder hing schlaff daran herab.

Auf dem hinteren Gransen, der auf den Sand gezogen war, saß ein Mann, den harrenden Blick dem Waldpfad zugekehrt.

Scharf hob sich der Umriß der Gestalt in Hut und Mantel und mit dem langen Speer über der Schulter ab von der lichten, hellblauen Luft da hinten auf dem Strom und weiter abwärts auf dem Fjord.

Noch bevor die Jungfrau sichtbar geworden — schon bei dem Ruf der beiden Raben — war der Wartende aufgesprungen: er ging ihr entgegen, wie sie nun sichtbar ward zwischen den Eschen und Eichen: sein bedächtiger Schritt hastete nicht, aber er stockte auch nie: er schwebte immer gleichmäßig dahin.

Ein rotes Eichhorn, neugierig, nach der Tierlein Art, aber auch vorsichtig und scheu, sprang vom Flusse her hinter ihm drein von Wipfel zu Wipfel, nie an die Erde rührend; leise sprang es, leicht, unhörbar.

IX.

„Wegwalt!" flüsterte das Mädchen, als sie beisammen standen. „Ich wußte wohl, — Ihr würdet hier auf mich warten. Deshalb . . kam ich. Aber . . es ist das letztemal." — „Es ist das letztemal." Er holte unter seinem Mantel weiße, seltsam duftende Blumen hervor — nur ganz wenige — und reichte sie ihr. „Wie schön! Wundern gleich! Nie sah ich ihresgleichen! Wo wachsen sie?" — „Über den Bergen. In meiner Heimat."

Er schritt voran, dem Schiffe zu; wie willenlos folgte sie; er wies auf den breiten Bord: sie ließ sich leicht darauf

nieder; er blieb dicht vor ihr stehen und beugte sich zu ihr herab, auf seinen Speer gebogen; sein Wirrbart flog im Winde.

Das Eichhorn war den Schreitenden gefolgt, hoch über die Wipfel hin; es lugte und blinzelte jetzt von einer dichtbelaubten Esche auf sie hernieder, den ganzen Leib versteckt hinter einem dicken Ast: nur der kleine Kopf mit den langbebüschelten leishörigen Ohren ragte darüber hervor.

„Es ist . . zum allerletztenmal, daß ich hierher komme,“ flüsterte sie, die Augen senkend und tief atmend. — „Ihr habt es gesagt.“ — „Denn . . . wir müssen scheiden. Scheiden für immer. In wenigen Nächten . . . Sie rüsten den Brautlauf. Und dann . . . nachher! . . . Niemals will ich Euch wiedersehen, Eure Stimme nie mehr hören. Versprecht mir das!“ Ängstlich, flehend schlug sie die zagenden Augen zu ihm auf.

„Warum?“

„Fraget nicht! — Ihr wißt, warum. Unrecht war alles, was ich gethan.“ Und sie bedeckte die Augen mit den Händen.

„Und was habt Ihr gethan — bisher? Ihr fandet Gefallen an des Fremdlings Harfenspiel und Lied, dann auch an seinen Worten. Die andern störten Euch, störten uns. Sie blickten mit Mißtrauen. Ich bat Euch, hierher zu kommen — in den stillen Wald, — wo nicht jedes Wort gehört, gerichtet wird, wo ich freier, mächtiger harfen kann als in der engen Halle. Und du — du kamst, Königskind. O wie mich's beglückte! Ich gab dir Blumen, gab dir Lieder. Du gabst mir sanfte Blicke.“

„Ich gab Euch mehr!“ hauchte sie, und senkte tief errötend das schmale blasse Gesicht.

„Ja! Noch eines gabst du mir: Mitleid! Denn als ich kam Abschied zu nehmen — für immer! — und dir

— zum Abschied — sagte, ich hätte heiße Qual um dich gelitten, daß ich aber nun diesen Wunsch nach dir — den ersten und einzigen all meines Lebens! — überwunden und erstickt und erwürgt und begraben und damit alle Glückeshoffnung meiner Seele, — — da — o seliger Augenblick! — da sahst du mich ganz erschrocken an und unter Thränen sprachest du: „Leidest du? So will auch ich meinen Teil davon haben. Du sollst nicht allein leiden.“ O das war so groß von dir und so selig für mich! Und es war und blieb alles, was du mir gegeben. Freilich: dies eine Wort, — es weckte ihn wieder auf, den betäubten Wunsch, den ich glücklich gemordet zu haben gewähnt. Aber er war ja nicht tot. Denn ewig ist die Liebe.“

„Und eben das ist meine schwere Schuld! Ihr errietet, daß . . . daß auch ich nicht Euer entbehren kann! Oder doch — kaum werde Euer entbehren können!“ — verbesserte sie erschrocken.

Da leuchteten sie auf, die grauen Augen!

„Du hattest das nie gesagt — bis jetzt! Ich danke dir für dieses Abschiedswort; das letzte Wort war das beste.“ — „Abschied?“ — „Du hast ihn ja geboten!“ — „Ach, muß ich denn nicht? Aber sprecht — nachher — wann — wann ich nun . .“ — „Des andern Weib geworden, willst du sagen.“ — „Was werdet Ihr dann beginnen? Wohin werdet Ihr gehen?“ — „Heim.“ Da sank ihm das Haupt: er stützte das Kinn auf die beiden um den Speer geballten Fäuste.

So schwer, so herzerschütternd klang das Wort: sie mußte in sein Antlitz schauen; das sah zum Sterben traurig aus; es zuckte um den bärtigen Mund. „Wo ist Euer Heim?“ — „Fern!“ — „Wie ist es?“ — „Einsam.“ — „Was werdet Ihr dort beginnen?“ — „Grübeln.

Viel denken. Zumeist an dich. Daß du so anmutig bist. Und daß es besser wäre, du und ich und die Welt wären nie geworden. Denn ihr Wesen ist Weh. Kurz ist die Freude, ewig ist der Schmerz!" — „Aber — Eure Harfe?" — „Ich zerschlage sie. Mißklang ist alles." — „Nicht, nicht! — Und wer wird um Euch sein?" — „Viele und — niemand! O sieh, das ist das Ärgste: die Einsamkeit! Die da drinnen, mein' ich, im Herzen. Ich kenne viele: — wer kennt mich? Wer weiß es, welche Liebesfülle hier drinnen flutet, — welch' werkeifrige Güte für alle — alle Guten: — grenzenlos! Schwere Sorgen wuchten auf mir: denn: — du magst es jetzt wissen: es ist ja alles vorbei! — ich bin nicht ein armer, wegfahrender Skalde: ich bin ein König."

„Es überrascht mich nicht!" Sie sprach's mit leuchtenden Augen; der Stolz auf den Freund verklärte ihr Antlitz: es ließ ihr schön.

„Weit ist mein Reich und viel bedroht von starken Feinden. Tag und Nacht hab' ich zu sorgen — ich allein —: denn, glaub' es, es ist nicht geprahlt; — die um mich sind nicht ganz meinesgleichen." Er sagte das ganz schlicht. — „Wer ist euresgleichen?" — „Du! Du allein! . . . Vergieb, ich schweige ja schon wieder! — In all' den Kämpfen sehn' ich mich so heiß, so schmerzlich, dies müde, gedankenschwere Haupt manchmal zu verruhen an einem treuen Herzen, hier aufzuatmen von Sorgen, wie sie so schwer keinen andern Herrscher drücken. Denn ach! mein Reich, so groß, so herrlich: — es ist dem sichern Untergang geweiht."

Mit einem Schrei sprang sie auf vom Bord des Schiffs: „Und du? Und du?"

„Ich überlebe nicht die Meinen und mein Reich." — „Du stirbst? Du willst sterben?" — „Ich muß. Und ich

will." — „So laß mich mit dir sterben! Du solltest mir nicht allein leiden: — du sollst auch nicht allein sterben. Nimm mich mit in all' dein Weh, in deine Größe und in deinen Tod." Und flehend schlug sie die Augen, flehend hob sie beide Hände zu ihm auf. Da richtete er sich hoch empor: er warf das Haupt in den Nacken; Siegesfreude, hohe Wonne strahlte aus den bisher so schwermütigen Augen: er umschloß mit der Rechten ihre beiden Hände an den Knöcheln und zog mit sanfter Gewalt die schlanke Gestalt an seine Brust.

Nur einen Augenblick ruhte sie dort.

Dann schob er selbst sie leise zurück, sah ihr zweifelnd in die Augen und sprach ernst: „Bedenk' es wohl! Nicht ich habe dich gebeten: — du selbst! — aus freien Stücken sprachst du dies Wort. Es ist ein schweres Wort. Wirst du es tragen, wirst du's halten können?"

Sie zuckte zusammen: sie schloß unter seinem fragenden Blick die Augen: sie drückte die Linke vor die Stirn: „Oh ihr Götter der Pflicht, des Hauses und der Treue!"

„Siehst du!" sagte er traurig und ganz sanft, und ließ ihre Rechte los. „Siehst du, Kind: du kannst es nicht! — Leb' wohl!"

„Nein," rief sie, die Hand von den Augen reißend und ihn voll anblickend, „du sollst nicht leiden um mich und nicht allein sterben! Das Weh um dich — das Erbarmen — zerreißt mir die Brust. Ich will dein Leid und will dein Schicksal teilen!"

„Du willst es wirklich? Du warst gewarnt: zum zweitenmale sprachst du das Wort! Wohlan denn, Geliebte, so folge mir: — sogleich. Dies Schiff — es segelt rasch. Bald trägt es dich in mein Reich. Komm!" Und erglühend faßte er sie an dem Arm. — „Nein, o nein!" rief sie und riß sich, leise schauernd, los. „Ich muß erst

dem Vater, — ach der Mutter noch einmal ins Antlitz sehen." Er furchte die Stirn: „es wäre jetzt so sicher! — Doch, ich dränge dich nicht. Es sei! Wann darf ich dich hier erwarten? Denn aus der Halle könnte ich dich nicht ohne Gewalt . . ." Sie schauderte nun noch stärker zusammen: „O nein! Niemals um solchen Preis! Kein Tropfen Blut um meinetwillen! — Ich will — ich werde . . heute um Mitternacht — die Meinen sind alle zum Abendschmaus geladen in die Halle des Jarls Eirikr — dort zwischen dem Wald und unserm Hof — so kann ich leicht . . ." — „Wohlan. Mitternacht ist, wann Örwandils Stern gerade über dieser hohen Esche steht: — du siehst ihren Wipfel von deinem Gemach aus. Um Mitternacht also! Meine Braut — mein ewig Weib!"

Er schmiegte sie sanft an sich, er wollte sie küssen: aber bebend, zusammenknickend entzog sie sich: er schonte ihrer: er ließ sie aus seinem Arme gleiten.

„Ich muß nun rasch nach Hause zurück. Wenn mich nur nicht auf dem Rückweg mein Bruder . . ." — „Ja, er schlich dir nach." — „Wehe! Weh mir." — „Getrost. Zwei Raben, die er auf dem Felsenwege traf, hielten ihn auf. Sie stritten um einen Goldring, den der eine von ihnen im Schnabel trug: — aus einem Loch im Felsgestein hatte er ihn gezerrt. Alfhart sah das: — er suchte nach: — er fand in der Höhle noch mehr Gold und Silber, von einem alten vergrabenen Hort. Darüber vergaß er, nach der Schwester zu spähen. Er hängt am Golde. Geh' unbesorgt auf dem Wiesenweg zurück: — er gräbt noch immer in dem Gestein. Ich sah es, im Eschicht verborgen, von weitem." — „Dank! Auf Wiedersehen also!" — „Ja, auf ein Wiedersehen, für immerdar: — sonder Abschied: — bis ans Ende!"

Schon schwebte sie hinweg.

Der Wanderer stieg in sein Schiff: da sah er, wie ein rotes Eichhorn in raschem Rennen über das Waldmoos hin davon schoß. Er blickte ihm nach: „Loki," nickte er leise. „Der Schleicher hat wieder einmal gelauscht. Nun wissen es bald alle Götter und Göttinnen. Desto besser! Sie können sich nicht früh genug darein finden. — Um Mitternacht!"

Noch einen heißen Blick warf er der schlanken Gestalt nach, wie sie in anmutvollem Schreiten unter den fernen Bäumen verschwand. Nun stieß er mit dem breiten Ruder den Einbaum vom Ufersand ab, schob dies in die Wiede aus zähem Weidengeflecht — in dem eingebohrten Rundloch links vom Steuergransen — und blies kräftig in das bis dahin schlaff an dem Mast herabhängende dunkle Segel: sofort füllte dies günstiger Fahrwind — Nordwind — vom Lande her und stolz rauschte das rasche Fahrzeug, mit dem spitzen Vorderbug das Wasser so leicht durchschneidend wie der Adler die Luft, hinaus durch den blauen Fjord und in das offene Meer.

X.

Bald darauf schritt Odhin, von Midhgardh her aufsteigend, die Regenbogenbrücke hinan; auf der obersten Wölbung traf er Heimdall, der, Horn in Hand, scharf ausspähte nach Osten. „Gut, daß du heimkommst, König von Asgardh," begrüßte ihn der Wächter. „Bald, mein' ich, werden sie wieder heranrasen, die langen Lümmel. Es dringt verworrener Lärm aus Riesenheim. Sie rüsten schon lange; und diesmal mit Macht." — „Wir aber

sind gerüstet immerdar, Freund Allwach," erwiderte er, an ihm vorüberschreitend, mit Lächeln.

„Nun," dachte der Treue, ihm nachblickend, „das war doch wieder einmal Sonnenschein auf den lange so verdüsterten Zügen." —

Raschen, freudig bewegten Schrittes durchmaß Odhin den Eschenwald vor seiner Halle; als er näher kam, sah er auf der obersten Stufe des Anstiegs vor der Thüre Forseti stehen und Wara; sie beugten sich vor und schauten eifrig aus. „Loki war flink — nach seiner Art," sprach er ruhig vor sich hin. „Jetzt droht mir ein Kampf — zäher, verdrießlicher als mit allen Ungetümen von Jötunheim. — Den könnten Schwager und Schwester sich sparen. — Sich und mir!" Sowie er die unterste Stufe erreicht hatte, flog die Schwester ihm entgegen, hing sich mit beiden Händen an seinen Arm und sah ihm angstvoll in die Augen. „Bruder," rief sie, „mein Bruder, — sage, bitte, sag': es ist nicht wahr: Loki log, wie er liebt."

„Was soll nicht wahr sein, Schwesterlein?" fragte er ruhig, eine Stufe höher mit ihr steigend. — „Das . . . das Entsetzliche! Das ganz Unmögliche!" — „Wenig ist ganz unmöglich," meinte er und stieg höher. — „Du — du selbst! — sollst — das Recht der Ringe brechend — du selbst sollst jene Königstochter rauben wollen!" — „Nicht rauben!" — und nun stand er vor Forseti. „Freiwillig folgt mir Alfvhit und wird mein Weib." — „Nimmermehr!" riefen beide Gatten zugleich.

Er zog, gereizt, ein wenig die Brauen in die Höhe, indem er die Thüre seiner Halle aufstieß: der Adler da oben begrüßte ihn mit freudigem Flügelschlag.

„Tretet ein. Wollt ihr nun einmal vergebliche Worte reden, so redet sie nicht da draußen: — Loki ist wohl wieder um die Wege: — scheltet mich, wo ich allein es höre."

Sie folgten ihm: er warf die Thür ins Schloß, lehnte den Speer an die Wand, legte Hut und Mantel auf die Bank neben dem Hochsitz und sprach: „nun hebt an; ihr habt Zeit zu schelten bis . . nah an Mitternacht.“ Und wieder begann er, die Halle auf und nieder zu schreiten: fest, in festem Entschluß, waren die Lippen zusammengedrückt.

„So spricht Odhin sonst nicht zu seiner Schwester,“ begann Forseti, dem Schreitenden mit den ernsten Augen folgend. „Der Klang seiner Stimme schon verkündet: er weiß, er ist im Unrecht.“ — „Ich kann's nicht glauben!“ rief Wara. „So wenig ich Loki glaubte. Wie zuckte mir das Herz zusammen, als der vor die beim Mahle versammelten Götter trat und frohlockte: „Freut euch, Asen und Asinnen all'! Bald nun führt der König sie euch zu, die so lang von euch für ihn ersehnte Gemahlin. Aber nicht der edeln Asinnen eine — auch — nein, Freia! — erglühe nicht vor Freude! — auch keine der wonnigen Waninnen oder der milchweißen Elbinnen: eine Menschenmaid hat er sich erkoren. — Und — höret es, und schmäht fortab nicht mehr Loki, durchbricht Er Recht und Verträge! — Odhin raubt eines andern ringbedingte Braut.“ — „Ach Bruder! hättest du dieser Worte Wirkung gesehen!“

Er zuckte leicht die Achseln: „Ich kenn' ihn, der Göttinnen Dünkel. Ich werd' ihn brechen. Sie werden's lernen, der Menschentochter dienen, die meine Gemahlin.“

„Nicht doch!“ entgegnete Forseti. „Nicht die Göttinnen: — die Götter zürnen am schwersten.“ Er fuhr herum: „sie sollen's wagen, mir zu trotzen! Euch alle zusammen bezwing' ich.“

„Sie trotzen nicht: sie trauern. O hättest du den Gram gesehen, der über Thors, deines Treuen, sonst so frohe Züge schattete! Traurig blickte er auf den Hammer

in seinem Gürtel und sprach: „nun werf ich dich, Miölnir, in die tiefste See! All-Weiher, du bist entweiht, der du die Treue festigtest und die Verträge. Die Treue war deine Stärke."

„So wird jener Speer dort allein fortab den Riesen wehren."

„Oh und hättest du," klagte Wara, „erst Lokis schadenfroh Gesicht geschaut. Thor, dessen Söhne: Modi und Magni, Tyr, Freir, alle Götter drangen in ihn, mehr, alles zu sagen, den Namen, die Heimat der Jungfrau. „Nenne sie," grollte Thor, „und mein rascher Blitz kommt dem Kühnen zuvor, mag mich sofort dann der König durchspeeren."

Allein lachend schüttelte Loki das rote Gelock:

„Behüte! Ich verrate nicht glückliche Liebe," und verschwunden war er. „Sein Frohlocken mag dir zeigen, wie verderblich dein Beschluß." — „Er beeilte sich sehr," bestätigte Forseti, „deine Schuld vor allen zu verkünden."

„Es ist nicht das," lächelte Odhin grimmig vor sich hin. „Du thust ihm zu viel Ehre an! ich kenne ihn besser: er wollte mich unwiderruflich binden. Die Götter sollten's wissen, sollten toben, damit ich mich schämen müßte, träte ich zurück: — aus Scheu vor ihrem Tadel, etwa gar aus Furcht: — vor Thors Hammer und Tyrs und Freirs Schwertern! — Unnötige Sorge, Schlaukopf! — Als ob ich jemals von ihr lassen könnte!"

„Also du erkennst," forschte Forseti, „der Arge freut sich, weil dein Vorhaben . . .?" — „Zwist in Asgardh schafft und Ärgernis. Gewiß!"

„Nicht nur deshalb! Zumeist weil . . . doch davon noch nicht! Ich will dich jetzt nur erst fragen: ist es edel, ist des Gottes würdig, was du da thust? Es war wohl nicht schwer, dem Sterblichen die Maid abspenstig zu

machen, wenn ein Gott, wenn der Götter größter, ihr ins Ohr raunte: „Komm! Folge mir und werde Asgardhs Königin.“

„Du irrst, Schwager!“ rief der Gescholtene funkelnden Blicks. „Das ist mein Stolz und meines Herzens süßeste Freude: nicht den Gott, — den armen Wanderer gewann sie lieb: dem wehbeladenen, vom sichern Untergang bedrohten Sterblichen wollte sie folgen. Wegwalt wird sie entführen — und erst hier — seht, ihr zagen Seelen, das ist schön! — erst hier soll sie erfahren, wes eigen sie geworden. Ist das nicht groß?“

„Ja, das ist groß,“ antwortete Forseti ruhig. „Denn es ist ein großer Frevel.“

Rasch, zornig wandte sich Odhin gegen ihn. „Hüte dich! Ich warne. Mich magst du schelten, — nicht sie! Ich dulde kein Wort wider sie.“ — „Auch sie ist schuldig,“ fuhr der Bedrohte furchtlos fort. „Aber ruchloser ist deine That.“ — „Nein, des Weibes!“ rief eifrig Wara. „Nicht Odhin ist dem Vater Gehorsam, nicht Odhin dem Verlobten Treue schuldig. Und wild tobt in den Adern des Mannes das Blut. Sie aber . . .!“ — „Schweig!“ dröhnte da Odhins gewaltige Stimme. „Ein Wort gegen sie und niemals mehr sollst du mein Antlitz schauen.“

„So maßlos liebt er sie!“ wehklagte Wara und rang die Hände. „Ja,“ sprach Forseti erschüttert, „um sie will er dich verstoßen, dich, die er mehr als alle Wesen geliebt.“ — „Ich schelte sie nicht: — ich beklage sie nur,“ begann die Schwester mit ihrer weichen Stimme. „Denn weh um das Weib, das, fortgerissen von des Mannes Werbung wie von einem Feuerstrom, des Rechtes, der Sitte, des Hauses heilig hegende, schützende Were verließ! Sie wird verbrennen: — zugleich mit seiner Glut.“ — „Thörin! — Ewig ist Odhins Liebe.“ — „Sei es. — Meinst du, sie wird je — auch in deinen Armen! — vergessen können

des Unrechts, das sie jenem gethan und den Eltern, die sie getäuscht?"

„Sieh auf Hilde. Sie folgte dem Geliebten, der ihr den Vater erschlagen und erschlug den Bruder dazu. Glaubst du, Hilde hat jemals bereut?"

Wara schwieg eine Weile, nachsinnend. Dann sprach sie: „Hilde! Die Walküre mit den goldfarbigen Augen deines Adlers! Wohl! . . . Aber weißt du gewiß, daß . . . jene so stark ist, so willenskühn bis in den Tod, ja bis über den Tod hinaus um deinetwillen?"

„Sie liebt mich." — „Es giebt der Liebe manche Art. Und manche Art der Frauen." — „Sie hat mir dann erst, als ich ihr sagte, daß ich um sie gelitten, aber überwunden habe, erklärt: nein, sie wolle auch ihr Teil an meinem Leid, sie wolle mit mir leiden." — Die Schwester senkte nachdenklich das Haupt, mit leisem Schütteln. Plötzlich rief sie: „ich muß sie sehen." Und augenblicks trat sie an das offne Fenster der Halle: schon war sie verschwunden.

Aber draußen schoß vom Himmel zur Erde ein kleines schwarzbraunes Vögelein: so rasch, — die Augen der Nachblickenden vermochten dem Fluge nicht zu folgen: denn schnell fliegt sie, wann es ihr eilt, die schwirrende Schwalbe.

XI.

„Wir sind allein," begann nun feierlich Forseti. „Nun kann ich sie aussprechen, jene letzten, jene furchtbaren Gedanken, wie sie kein Weib erträgt." — „Mein Weib Alfvhit wird auch das Furchtbarste ertragen." — „Nie wird sie dein Weib: — nur deine Buhle." — „Verwegener!" schrie Odhin, riß den Speer von der Wand

und zückte ihn wider jenen. — „Stoß zu. Es wäre nicht das erstemal, daß ein frevler Speer das Recht durchbohrt: ist es daran gestorben? Mich magst du töten, — nicht das Recht. Mich kannst du verstummen machen, nicht die Stimme, die in dir selbst vernehmlich spricht: Odhin, du frevelst."

Mißmutig warf er den Speer in die Ecke; nach einem kurzen Blick auf den Schwager begann er wieder die Halle zu durchschreiten.

„Du kannst nicht leugnen," hob der andere unbeugsam, unabschüttelbar an: „das Königskind ist dem Königssohn nach Ringrecht verlobt. — Er zahlte dem Vater den Muntschatz: das Gewicht der Braut in eitel Gold." — „Sie ist nicht schwer, die Schlanke!" höhnte der Erboste. — „Du kannst nicht leugnen: der Verlobte hat ein unantastbar Recht auf sie." — „Aber keins in ihr." — „Du kannst nicht leugnen: nach dem Recht der Menschen wird, wer die Braut eines andern bethört, so hart als wie wer ein Eheweib bethört, bestraft: mit dem Tode."

„Das Recht, das Recht!" meinte Odhin achselzuckend. „Es ist bald so, bald anders."

„Ja, das Recht ist wie der Wald: es wird, es wächst, es wandelt sich, es welkt und wieder wird es: — immer wieder." — „Ei, anders ist das Recht bei Sachsmännern, anders bei Nordleuten, anders bei Asen, anders bei Menschen." — „Aber immer gilt es, da wo es gilt, so wie es gilt. Und dem Bräutigam die Braut, die ringgebundne, ablocken, — das verbietet der Asen wie der Menschen Recht. Warum, wenn ihr nicht Unrecht plant, sagt ihr's denn nicht offen dem Vater? Du kannst nicht leugnen . . ."

„Nein, du kannst nicht leugnen, unerträglicher Wiederholer des Einen Gedankens, — dem Einen Klapperwort

der Mühle vergleichbar! — daß ich sehr geduldig bin: gegen dein Gerede wie gegen alle die Männer da unten. Wer wollt' es mir wehren, wär' ich der Jungfrau in meinem Asenglanz und meiner Asenkraft genaht und hätte die drei, die sie mir mißgönnen, mit diesem Speer auf Einen Wurf gefällt?" — „Das wäre Niedertracht gewesen." — „Forseti!" — „Und Odhin ist kein blindwütiger Berserker. Du suchtest die feinere Lust statt der rohen: ihre Seele vor allem. Ein Frevel, rechtlos, ruchlos bleibt es doch." — „Das, mein' ich, hast du nun oft genug gesagt. Fällt dir nichts Neues ein?" — „Du hast noch das Alte nicht erfaßt." — „Langweilig ist die Wiederholung. Dürftig dein Denken."

Da richtete Forseti einen langen, warmen, bewundernden Blick auf ihn.

„O mein großer Schwager! Ich weiß es wohl: so weit Gedanken der Götter, der Menschen, aller Wesen sich dehnen, so Mannigfaltiges sie gestalten: — all' das ist dein Reich, dein Herrschgebiet. Der Geist des Skalden, der sich und die Hörer in Entzücken dahinreißt, der Geist des Weisen, der die Runen der Vorzeit deutet und die Rätsel der Zukunft enträtselt, der Geist des Feldherrn, der durch seine neu ersonnene Schlachtordnung siegt, der Geist des Helden, der in Kampfentzücken in die Speere springt, — sie alle, diese Geister, sind Strahlen aus der Sonne Odhin, all diese Reiche sind nur Gaue deiner Königschaft: Mein ist nur dies Eine: die schmale, engumhegte, blütenlose Mark des Rechts: doch heilig ist auch sie und unantastbar und unentbehrlich wie all' deine Königsgebiete: und ich werde dies *mein* kleines Reich schützen ohne Furcht, ohne Wanken, wie gegen jeden Verbrecher — so gegen dich." — — —

XII.

Bevor Odhin, der ergriffen vor ihm stand, erwidern konnte, ward die Thüre leise geöffnet und Wara trat über die Schwelle.

Trauriger noch als sie gegangen, kehrte sie wieder. Doch milder war der Ausdruck ihrer Züge. „Schon zurück?“ fragte Odhin. „Du hast sie gesehen? Nun, was sagst du?“ — „Du hast recht, Bruder!“ — „Hörst du, Schwager?“ frohlockte der.

„Du hast recht, nennst du sie das anmutvollste Weib, das jemals schwebenden Schritts über die Menschenerde gewandelt. Auch der Göttinnen keine mag ihr den Kranz des Sieges nehmen aus dem goldgewellten Haar. Aber, ach Odhin! Ihre Augen ....“

„Sind sie nicht schön?“

„Zaghaft sind sie, scheu ist ihr Blick. — Sie lehnte am offnen Fenster, in Sinnen versunken. Wie erschrak sie, als die Schwalbe, laut zwitschernd, dicht über ihr Haupt hinflog! Denn ich mußte doch den Aufschlag dieses verträumt gesenkten Auges sehn. O Bruder: — zerrütte nicht diesen sanften Geist! Mute nicht ihr — ihr nicht, dieser rührenden Gestalt! — den Frevelmut verbotener Liebe zu, nicht Hildes schrankenlosen Ungestüm. Sie hat ihn nicht: — sie kann ihn nie entfalten! Reißest du dieses Geschöpf, so schön, so wahrhaftig, so ganz in Pflicht und Offenheit erwachsen, zu Täuschung und Unrecht fort, heraus aus dem festen Grund, aus dem Boden stiller Pflichten, in dem allein sie, sanft und sinnig, gedeihen kann: — sie welkt dir rettungslos! — Nicht glücklich, — elend wird sie sein in deinen Armen!“

„Das laß du meine Sorge sein!“

„O nein, denn mich jammert der Holden, gerade weil sie so zart, ja schwach. Schon jetzt scheint sie mir zu leiden, hin und hergerissen in der schmerzlich schwankenden Seele. — Sieh, mit Groll im Herzen gegen die ungetreue Braut, meines Bruders Verderberin, flog ich aus: — ihr Anblick hat mich gerührt, hat den Unwillen gegen sie in herzlich Mitleid gewandelt. Höre mich, o höre mich, Bruder, zu Ende. Nachdem ich sie gesehen, — nachdem ich — widerstrebend! — sie lieben muß, jetzt flehe ich dich an, nicht nur um des Rechts, auch nicht um deinetwillen bloß — vor allem um dieser herzerweichenden Gestalt willen fleh' ich dich an —: laß ab von ihr, daß sie nicht maßlos elend wird." — „Elend! „Sie liebt mich!" — „Das eben . . . o zürne nicht! . . . das glaub' ich nicht."

Er lachte stolz. „Ich weiß das besser, glaub' ich." — „Weil sie dir's sagte? Hat sie's wirklich je gesagt? Siehst du, du schweigst auf diese Frage! Weil sie dir folgen will? Ich errate nicht, was sie dazu treibt — wenigstens: ich zweifle noch. Allein gewiß — mag sie's auch wähnen! — sie liebt dich nicht!"

„Und warum nicht?"

„O Bruder: könnte sie dann so zum Sterben traurig sein? Heute — wenige Stunden, bevor sie dein werden soll? Schüttle nicht das Haupt! Ja, sie ist sterbenstraurig! Ich sah es klar: ich kann durch Weibesaugen in die Seele schau'n: es hätte, mir ihren verzweifelnden Schmerz zu zeigen, gar der beiden großen Thränen nicht bedurft, die ihr langsam, langsam über die todesbleichen Wangen glitten: sie ward ihrer nicht gewahr vor uferlosem Weh."

„Das . . das faß' ich nicht. Doch, wie es sei: — ich kann nicht von ihr lassen."

„Das glaub' ich, armer Odhin, seit ich sie gesehen,

diese bleiche Königin der Anmut. Ein Mann, der ihre Seele sein wähnt, wird wohl nicht mehr von ihr lassen — freiwillig." — „Und wer zwingt mich?" — „O Geduld, noch einen Augenblick! Deshalb ja, geliebter Bruder, hab' ich ein Mittel ausgesonnen — und — und gleich mitgebracht! — das alles, alles heilen wird: — ohne Schmerz und ohne Schuld."

„Darauf: — auf solch ein Ding bin ich begierig."

„Als ich die Blasse, Verzweifelnde so vor mir sah, sagte ich mir: „o hätte er sie nie gesehen. Er wird sie nie vergessen." Da schoß es mir heiß durchs Herz: „wenn er aber vergessen muß? Ohne Willen? Wider Willen? Durch Zauber, durch einen erlösenden Spruch?" Und nun fiel mir ein: — ich jubelte bei dem Gedanken! — ganz nahe Alfdal, in dem Eisenberg, wohnt Göldhr, der Zwerg, der Runensprüche, Zauberlieder jeder Wirkung kennt. Oft hat er sie mir gerühmt, kam ich zu ihm, zerbrochen Geschmeide bessern zu lassen. Er bot mir dann wohl zum Tausch für Spange und Kette Lied und Spruch. Was hätte ich bisher seines Zaubers bedurft? Ich besaß den Gatten, die blühenden Kinder und meinen Stolz: den freudigen Bruder! Aber jetzt, aber heute! O wenn es gelang, den Liebesiechen zu heilen! Kein Bitten wollt ich scheuen, kein Preis sollte mir zu kostbar sein. Einen letzten Blick noch warf ich auf die Weinende, die Schwache, die der Widerstreit der Seele grausam hin- und herzerrte — und rasch trugen mich die Schwalbenflügel an die Höhle des Dunkel-Elben. Er zögerte klug, er feilschte lang: — genug: hier ist der Zauber, der so viel Unheil wendet."

Und mit Freude, mit strahlenden Augen zog sie aus dem Gürtel ein viereckig Stück Buchenrinde, in welches einige Runenzeilen geritzt waren.

So ergreifend war diese schwesterliche Freude, — Odhin

trat bewegt dicht an sie heran: mit kosender Hand strich er über die schwarzbraune Mantelkapuze, welche sie dicht über das Haupt geschlagen hatte: „Du Vielgetreue! Geizig ist der Zwerg: — teuren Preis magst du bezahlt haben müssen."

Unter seiner Hand glitt die Mantelhülle herab auf ihre Schultern: da stießen beide Männer Rufe schmerzlichen Staunens aus: „Wara! Weib! Dein Haar . . .?" — „Schwester, was ward aus deinem schönen Schwarzhaar?"

Sie errötete: — das ließ ihr gar hold — und lächelte: aber doch feuchteten sich ein wenig die dunkeln Augen, als sie antwortete:

„Mein Haar? Oh — ich schnitt es ab. — Es war der Preis, den der Zwerg begehrte: er schämt sich schon lange des kahlen Kopfes seines Weibes."

„Schwester! Schwester! Was hast du gethan! — Für mich gethan." Und er schloß sie ungestüm in die Arme. — „Wenn's nur hilft!" lächelte sie unter Thränen.

Forseti aber faßte ihre Hand und sprach: „ich liebte dieses Haar — das prächtige, dunkle: — nach deinem Auge liebte ich es zumeist an dir. Aber Dank, mein Weib, daß du's geopfert: nun bleibt die Schuld erspart." — „Und auch das Weh: — beiden!" fiel Wara eifrig ein. „Horch auf, mein Bruder, gieb scharf acht. Spricht einer der Liebenden den Spruch — leider" — und hier lächelte sie ein wenig — „leider muß eines von euch beiden *selbst* ihn sprechen, soll er wirken: sonst hätt' ich den Zauber sofort gebraucht, sowie meine Hand ihn ergriff! — spricht eines von euch beiden den Spruch, so wirkt er sogleich Vergessen, mag's der eine sich selbst oder dem andern oder beiden wünschen. Höre, wie es lautet!"

Und sie las:

„Ich, Odhin von Asgardh,
Vergesse ganz und gar
Dieser Liebe liebliches Leid
Und leidschwere Lust!
Auf immer und ewig
Versinke mein Sehnen,
Als ob ich Unsel'ger
Ihr Auge niemals geseh'n!
Auf immer und ewig
Vergess' ich Alfvhit von Alfdal,
Ich, Odhin von Asgardh.
So soll auch meiner vergessen
Auf immer und ewig
Alfvhit von Alfdal."

„Da, nimm, Bruder, und sprich den Spruch und alles ist gut!"

Und sie drängte ihm das kleine Rindenstück in die Hand.

Sogleich warf er es mit raschem Schwung auf den Herd, wo noch ein paar Kohlen verglimmend glühten: sofort knisterte die Rinde und schrumpfte zusammen.

„Niemals!"

„O Bruder, was thust du!" — Sie sprang hinzu: „ach, zu spät!" — „Es war teuer erkauft, Schwager!" grollte Forseti. — „Wie konnte meine Schwester wähnen . .? So wenig kennt sie mich? Ich will dies Weib."

XIII.

„So willst du also freveln!" zürnte Forseti. „Ja, nachdem aufopfernde Liebe dir den Weg gewiesen, ohne Schmerz für euch beide, ohne die Qual ungestillten Sehnens für dich — durch Vergessen! — das Verbrechen zu meiden:

— trotzdem beharrst du darauf? Das verdoppelt deine Schuld!" — „Schweig', ich hab's nun satt. — Mit dir bin ich fertig." — Doch das Recht ist nicht zu Ende mit dir." — „Du jedoch, Schwester, kannst du's denn nicht begreifen? In steter Sorge um die Götter und die Welt verzehr' ich mich: — einsam." — „Du hast die Herrschaft der Welt." — „Sie ist eine Last." — „Du hast den Ruhm höchster Heldenschaft und tiefster Weisheit." — „Ruhm ist ein Schall." — „Du hast der Dichtung begeisternden Trank." — „Er weckt nur den Durst nach Liebe." — Du hast treue Freunde." — „Jeder von ihnen hat ein Weib: das beglückt ihn, nicht meine Freundschaft." — „Du hast," fiel Forseti ein, „eine Schwester, deren Liebe . ." — „Ihrem Manne gehört, wie billig. Überall und allen bin ich der Zweite: soll ich nicht in Einem Herzen der erste sein? Muß ich euch, den glücklichen Gatten, erst noch beweisen, daß es nur Ein Glück giebt in allen neun Welten: liebend geliebt zu sein? Der ärmste Knecht, der aus harter Frohn für harten Herrn abends heimkehrt in die morsche Schilfhütte und den sein Weib dort an die Brust zieht: — seliger ist er denn der König von Asgardh, der aus gewonnener Riesenschlacht oder aus schicksalsschwerem Rate der Götter heimkehrt in die leere Öde dieser reichen Halle hier. In die entweichende Luft greif' ich auf dem einsamen Lager: mein Haupt, gedankenreich oder glühend von Siegesfreude, auf keine treue Brust kann ich es betten! Was hab' ich gegrübelt, gekämpft, gesiegt mit dem Geist und dem Ger seit mehr als zwanzig Wintern, — immer für andre, nie für mich! Ist es Unrecht, will ich auch einmal glücklich sein? Nun find' ich endlich das Geschöpf, in dem — ich fühl' es! — all mein Glück beschlossen ist — und nun soll ich entsagen, weil der Vater die Tochter einem andern bestimmt hat? Warum?" — „Weil es so Recht ist," sprach Forseti. — „Und warum

— warum soll ich dem Recht gehorchen?" — „Du wie jeder: weil das Recht notwendig ist, so notwendig wie der Grundbau, der das All zusammenhält. Weil das Andere — das Rechtlose! — Wahnsinn ist, Unvernunft, Auflösung der Welt. Weil in deinem Geiste selbst ein Zwangswort zu dir spricht: „Du mußt dem Recht gehorchen!" Denn das Recht ist nicht ein fremdes Gebot, — ist deines eigenen Denkens Gesetz und Bedürfnis. Es ist dein eignes, deiner eignen Vernunft Geheiß, was dir im Recht gebietet."

„Oh, es giebt auch unvernünftig Recht. Das Recht ist nicht das Höchste in der Welt; die Wohlfahrt der Welt steht höher." — „Das Recht ist die Wohlfahrt der Welt." — „Nicht immer! Es giebt auch schädlich Recht. Schon mancher König brach das Recht der Verträge, der unerträgbar gewordenen, mit dem Nachbarkönig, schon manches Volk ein alt unleidlich gewordenes Recht der Königschaft: und beide thaten recht daran."

„Nein, unrecht thaten sie beide. Wie thäten sie recht, wenn sie das Recht brechen? Unrecht thaten sie, auch wenn die Not, die kein Gebot kennt, sie fortriß oder ein werdendes, junges Recht das alte abgestorbene mit Gewalt sprengte, wie im Lenz das neu knospende Junglaub das nicht rechtzeitig abgefallene Altlaub absprengt. Aber nicht, auf daß das Neue selbstisch genieße, — auf daß der ganze Baum erhalten bleibe und gedeihe. Ja, es mag geschehen, — aber immer ist's ein Unheil! — daß Gewalt das alte eigensinnig gewordene Recht zwingt, besserem Recht zu weichen, der Teil sein Recht verwirkt um des Ganzen willen. Hier aber — wahrlich! — tobt nicht Kampf von Recht gegen Recht oder von Heil des Ganzen mit dem Recht des Teils oder der inneren Pflicht mit dem äußeren Zwang des Gesetzes: hier kämpft lediglich gegen das gute Recht die böse Lust!"

„O mein Gatte, halt' an dich. Er ergrimmt furchtbar: denn er erbleicht. Schweige!" — „Nein: jetzt ist Reden Pflicht und Schweigen Unrecht."

„Böse Lust?" wiederholte Odhin langsam mit schwer verhaltenem Zorn. „Gut, schilt so meine Liebe. Es durchbrach dein künstlich Rechtsgeflecht schon mancher Sterbliche um seiner Liebe willen: und ich, der Gott . .?" — „Du darfst es nicht. Gerade du nicht, Odhin. Du am wenigsten!" — „Weshalb? bin ich geringer als . . .?" — „Nein, größer als alle. Gerade darum! Und weil du klarer weißt als wir andern ahnen" — er trat nun dicht an den Heißerregten, legte ihm die Hand schwer auf die Schulter und sprach feierlicher als je zuvor: „wann und warum dereinst die Götter untergehn."

Odhin fuhr auf: heftig schüttelte er die aufgelegte Hand ab.

„Weh, nun kommt das Letzte, das Furchtbarste!" stöhnte Wara in den Streit der Männer. — „Ich hätte dir es gern erspart, mein Weib! Du kamst zu früh zurück."

„Ja," rief Odhin laut, „ich weiß es. Die Schuld! — Die Schuld, sie macht die Götter dämmern und die Welt vergehn. Und ich weiß auch: solang Odhin nicht von Schuld befleckt ist, bricht das Ende nicht herein. Und ich weiß auch, diese That wird Odhins erste Schuld und eine so schwere, daß schwerere kaum gedacht werden mag ohne Mord. Und doch, — Forseti, hör' es nur, du ewig Kühler! — wüßt' ich gewiß, gleich nach dem ersten Kuß, den ich auf dieses Weibes Lippe drücken werde, geht das All in Flammen auf: — hör' es, Forseti: ich küßte ihn dennoch, diesen Kuß!"

„Das ist Wahnsinn!" rief Wara händeringend. „Hör' ihn nicht, mein Gemahl."

„Nein, keine Beschönigung," sprach Forseti, sich hoch

aufrichtend. „Das ist nur das höchste Maß bewußten Frevels! — — Komm', mein Weib. In dieser Halle ist meines Bleibens nicht mehr. Ich habe hier gethan, was ich konnte, die Unthat zu verhindern. Jetzt beginnt mein Amt anderswo!" Und er ergriff Wara am Arm und schritt gegen die Thüre.

Aber Odhin vertrat ihm den Weg. „Wohin?" fragte er drohend. — „Zu König Alf!" — „Was thun?" — Ihn warnen." — „Wovor?" — „Vor Odhins Verrat!" — „Halt!" rief der mit zorniger Lache. „Warnen sollst du nicht: — nur strafen ist dein Amt." — „Ich komme Frevel und Strafe zuvor." — „Nein!" — „Wer wird mich hindern?" — „Ich!" rief Odhin furchtbar und er beschrieb mit dem Finger in der Luft einen Kreis dicht um das Paar; sofort sanken beide, wo sie standen, langsam nieder auf den Estrich mit geschlossenen Augen, von schwerem Schlummer befangen.

„Eine kurze Geduld!" lachte er grimmig vor sich hin. „Man ruhet unverstört in Odhins Halle. Und es wird — wähn ich — nicht das letztemal bleiben, daß das Recht — auf kleine Frist! — die Augen schließen muß vor stärkerem Willen. Ist die Hochzeit vollzogen, mag der Schwager die Augen aufschlagen und ihr Heil wünschen, meiner Gemahlin, seiner Königin!"

XIV.

Schon war es dunkel geworden und ahnungsvoll sahen die Sterne nieder auf die Erde. — — —

In dem Schlafraum des alten Paares in König Alfs Hofe glomm ein mattes Licht: ein Kienspan brannte in

der Öse der ehernen Wandleuchte. Von dem Pfühle her kam ein schweres Atmen, wie Kranke atmen. Sonst alles still. Der Ledervorhang vor dem Fenster, das von dem turmhohen zweiten Stockwerk in das Freie vor dem Hofraum blickte, schwankte im Nachtwind leise hin und her. Still, ganz ruhig lag das Krankenzimmer.

Da ward die einzige Thüre, die auf den Gang und zu der Haustreppe führte, behutsam geöffnet und sacht geschlossen; ein leichter Schritt schwebte über die Schwelle.

Aber so leise das geschah, — die alte Frau auf dem Lager richtete doch den Kopf ein wenig in die Höhe und sprach: „Alfvhit, mein Liebling! Mein Augenstern! Wie lieb, daß du noch einmal kommst!" — „Noch einmal!" wiederholte tonlos das Mädchen; es zitterte stark. — „So spät pflegst du sonst nicht nach der Mutter zu sehen. Trieb dich heute die Liebe noch einmal zu mir?" — „Einmal noch!" — Unhörbar sprach es die Tochter zu sich selbst und ließ sich auf beide Kniee vor dem Lager der Mutter nieder.

„Es geht mir ganz leidlich," fuhr diese fort; mit den beiden magern Händen tastete sie nach dem blonden Haupt: nachdem sie es gefunden, streichelte sie zärtlich das seidenweiche Haar und das schöne Rund des Kopfes. „Die Ruhe im Hause thut mir gut: ich hörte den Vater unten aus dem Hofthor gehen. Und deinen Verlobten. Wie gut kenne ich die Stimmen, ja ihre Schritte schon! Nur Alfhart ist noch nicht fort zum Fest." — „Doch, Mutter: ich finde ihn nirgends im Hause." — „Weshalb schläfst du noch nicht? Es muß schon spät sein." — „Ich . . ich wollte . . noch einmal! — Deine liebe Hand, Mutter!" Und sie küßte ihr beide Hände mit Inbrunst. — „Kind, Kind! Wie deine Wange glüht! Und das — was da auf meine Rechte glitt, — — das war ja eine Thräne. Kind,

was fehlt dir?" Sie versuchte, sich aufzurichten, sank aber auf das Kissen zurück.

„Nichts! Es ist nichts!"

„Alfvhit, du darfst mich nie hintergehen. Sieh, andere Mütter täuschen, die mit ihren eignen Augen wachen können über ihre Töchter, — es ist auch nicht gut. Aber wie unedel wär' es, die blind gewordene Mutter betrügen! Willst du, listig und herzlos, Vorteil ziehen aus meinem Unglück? O dann wär ich vor Jahren besser als erblindet, — gestorben!" — „Ich habe dir noch nie gelogen, Mutter." — „Nein, bei Odhin, du könntest es gar nicht, du, mein wahrhaftig Töchterlein, Alfvhit mit den klaren Augen. Ich will auch nicht weiter fragen. Kann mir's ja denken! Thränen sind's des Schmerzes, du mein zärtlich Kind, weil du nun sobald schon von mir scheiden sollst: — wohl auf immer, so sagst du dir im geheimen."

„Mutter!"

„Nicht war, ich hab's erraten?" Und sie küßte sie auf die Stirne. — „Ja . . . du hast . . . erraten." — „Nun, dann tröste dich nur, Liebling. Du scheidest nicht von mir."

„Doch, o doch! — Was meinst du damit?"

„Sieh, dein Verlobter, der wahrhaft Edle — denn das ist er — nicht? Du zögerst? Wie? Der Gute, verdient er nicht jede Lieb' und Treue?" — „Ja . . . er ist edel. Er verdient . . . Treue!" — „Wohl ihm, deshalb, daß er dich gewonnen! — Nun höre: er hat, der Gütige . . . er sah wohl meinen Schmerz! Denn freilich: ich glaube nicht, daß ich den Abschied von dir überleben könnte . . ." — „O Mutter! Mutter!" — „Höre doch nur: du quälst dich umsonst! Wie tobend dein Herz schlägt! — Adhal . . . von freien Stücken — nie hätt' ich ihn darum gebeten! — erbot sich, mit seinem jungen Weibe hier zu bleiben, in dem Hofe dort neben uns zu wohnen,

bis . . . bis etwa sein Vater gestorben und er den Königsstab aufnehmen müsse . . . Der Gute: er weiß, lange bevor sein Vater stirbt, der rüstige Held, — lange bevor erlöschen meine schwindenden Tage. Das wollte er mich nur nicht fühlen lassen. So darf ich dich denn an meiner Seite behalten bis an mein Ende, o du, an der Erloschenen Statt, mein Augenstern!" — „Weh! Weh über mich!" — „Wie? — Ich verstand wohl nicht . . .! O ja, es ist gut, mein süßer Trost, daß du mir bleibst. Denn, wie gesagt, wie sollt' ich leben ohne dich? Wie sollt' ich noch atmen, wenn nach der durchwachten Nacht der Schmerzen — hier! am Herzen! — nicht deine Liebe, deine reine Lippe mir den ersten Kuß legt auf die heiße Stirn, — ein Tautropfen auf die halb versengte Blume? Wie sollte ich die langen, langen Stunden des Tages durch leiden, spricht nicht deine holde Stimme zu mir? Und wenn ich nun, wie der kundige Arzt, der Finne, versprach, wenn ich nun wirklich in ein paar Wochen diesen Pfühl der Qualen verlassen, wieder wandeln kann wie glückliche Menschen, — wie sollte die Blinde schreiten ohne dich, die altgewohnte traute Stütze? Nicht der Männer rauhe Hand, nur diese weichen Finger verstehen mich richtig zu leiten und doch so zart! Oh ich fürchtete mich zu Tode — ohne dich: bei jedem Schritte würd' ich straucheln, stürzen! Du, du allein bist der blinden Mutter Stab und ihr holdes Augenlicht." — „Mutter . . laß ab . . du weißt nicht, was du redest!" — „Doch, geliebte Tochter. Ich weiß, daß du der Glanz, der Segen, der Trost bist und die Wonne meines Alters. Und nun darf ich dich behalten bis ans Ende; und es ist des lieben Kindes treue Hand, die mir die letzten Liebesdienste thut." — „Es ist nicht zu ertragen!" sprach die verzweifelt Ringende zu sich selbst. — „Ja, hört es, Odhin und Forseti und all' ihr

Götter da oben! Hört einer Mutter Dank und Segen! O häuft alles Heil auf des besten Kindes Haupt, das noch nie im Leben der Mutter, des Vaters Unmut erregt hat. Walten in eurem Ratschluß Recht und Gerechtigkeit, so muß euer Lohn überschwänglich dies reine Herz beglücken. Nein, reiße dich nicht los! Hör' es zu Ende, der Mutter Gebet! Ihr wißt es wohl kaum, ihr fern Thronenden, welch' Kleinod ich an ihr besitze. Doch meine Seele weiß es. Aufopfernd und gehorsam, wahrhaftig und untrügend wie der Sonnenschein und getreu, getreu bis in den Tod . . .!"

„Nein, Mutter! Nein! Nein! Nein!" schrie da die Tochter überwältigt. „Es ist ja alles nicht wahr! Schwertstöße sind die grausamen, die rührenden Worte in mein falsches Herz! Mutter, o Mutter, vergieb mir!"

Und sie warf sich verzweifelt, sinnlos vor Weh, über das Pfühl und barg das Antlitz unter strömenden Thränen, in wildem Schluchzen an der Mutter Brust.

„Alfvhit! Kind! Was . . . was bedeutet das?"

Da knarrte unten auf der Wendeltreppe, die aus der Halle durch die offene Fallthür in das Gemach führte, ein Schritt; eine Waffe stieß klirrend an. Alfvhit in ihrer Verzweiflung hörte es nicht; nur die Blinde stutzte.

Allein die Tochter kam jeder Frage zuvor: „Was das bedeutet?" rief sie, sich jäh aufrichtend und mit beiden Händen in ihr losgegangen Haar fahrend. „Das bedeutet, daß dein Kind untreu, falsch, dich, den Vater — ihn — euch alle betrogen hat! Nein, nein: nur betrügen *wollte*. Denn — und mag er drüber sterben! — ich kann, ich kann, ich kann es nicht!" — „Was, ... was kannst du nicht? Du tötest mich mit diesen Rätselworten!" — „Ich *kann* nicht mit ihm fliehen. Ich . . . . ich Unselige! — wollte heute Nacht — um Mitternacht — im Mark-

wald wartet er meiner am Fjord! .... Er — er zog mich so seltsam an: — er war so anders als alle. Und mich erbarmte sein! — Ich wollte fliehen .... mit Wegwalt dem Skalden! — Aber ich kann es nicht!"

„Nein, du kannst es nicht!" schrie da eine wilde Stimme und von der Wendeltreppe her sprang Alfhart in das Gemach. „Ich sorge dafür, daß du nicht kannst."

Aufschrieen Tochter und Mutter.

Er aber warf die Fallthüre zu, verschloß sie, steckte den Schlüssel in den Gürtel, warf einen beruhigten Blick von dem Fenster in die turmhohe Tiefe da unten, stürmte zur Gangthüre hinaus, schloß auch diese ab, steckte den Schlüssel zu sich und eilte in raschen Sprüngen die Treppe hinunter und hinaus ins Freie.

XV.

Fern im Markwald war es still und einsam, feierlich still.

Der Vollmond trat zuweilen hinter dem ziehenden, rötlichen, leichten Gewölk hervor: Örwandils Stern stand über dem Wipfel der hohen Esche. Nichts vernahm man an der Landestelle des Stromes als das leise Ziehen und Gurgeln des Wassers und das geheimnisvolle Flüstern des hohen, dichten Schilfs. Sonst alles still: die tausend Stimmen, die den Wald am Tage beleben, sie waren alle verstummt.

Nur von ganz hoch oben — wie aus dem Himmel — drang ein schwermutvoller Ton und an den hellen Wolken huschte ein dunkler Schatte vorbei: der Singschwan

war's, der mit eintönig trauervollem Laut gen Süden strich. Sonst alles still.

Aus dem Schilfficht auf das Ufer gezogen stand Odhins Einbaum: ganz leise, wie kosend, gingen die letzten dem Ufer nächsten Wellen in immer gleichen Zwischenräumen gegen den Kiel. Schwarz fielen die Schatten des hohen Mastes, des langen Speeres und der dunkeln Mannesgestalt im weiten Mantel auf den weißen Ufersand, der hell, wie Silber, im Licht des Mondes glänzte. Der Schiffer saß auf dem hinteren Gransen, der dem Lande zugekehrt war: er kehrte dem Mond, der strahlend über dem Fjord stand, den Rücken, das Gesicht dem Waldweg zugewandt. Er spähte so angestrengt, daß ihn die Augen schmerzten; die Linke drückte er auf die Brust.

„Springe nicht, hochklopfend Herz! Fasse dich, halte dich, Odhin. Nicht ihr blindlings entgegeneilen, wie du gierig verlangst. Hier ist der Ort, dies die Zeit! Nicht aus Ungeduld wie ein thörichter Knabe vom Stelldichein weichen, ihr entgegenlaufen: und sie — verfehlen. Denn der Wege sind zwei. Hier ausharren! Die Zeit ist da: — ja fast vorüber: schon steht der Stern jenseit des Baumes, nun muß sie gleich hier sein! Geduld! Geduld noch ein kleines. Dann wird dir, du verlodernd Herz, die Vergeltung, der Trost für alles: — auch für die verlorene Schwester. Der Lohn für . . für dein Verbrechen!" Da erschauerte er leise; doch trotzig begann er wieder: „Ja, hört es nur, ihr streng blickenden Sterne: ja, zum Verbrecher will ich werden um sie! Horch: — verscheucht flog dort die Eule auf von dem Waldweg. Da: — ein eilend nahender Schritt! Sie ist es! Nun — ihr entgegen!"

Er sprang auf von dem Gransen und stürmte mit starken Schritten auf den schmalen Waldpfad zu, der im

Schatten der hohen Bäume lag, während die Gestalt des Mannes auf der Waldblöße im hellsten Licht des Mondes stand. Nahe schon war er der Einmündung in den Waldessaum: da machte er rasch Halt; drei Stimmen erschollen durcheinander: „Seht! Da ist er! Gerade noch recht holte ich euch ein vor dem Festhause. Werft beide mit. Stirb, elender Dieb!"

„Das ist Alfhart," sagte Odhin eisig zu sich selbst. — „Du falscher Gast," rief der König. — „Oh ungetreuer Mann," rief Adhal. Drei Speere flogen zugleich; zwei trafen: den schildlosen linken Arm durchbohrte der eine, der andere streifte den rechten Schenkel.

Ruhig stand Odhin; er spähte scharf: das Mädchen war nirgend zu sehen. „Soll ich sie töten, alle drei? Warum? Sie sind ja im Recht. Und sie ist ihnen gewogen, — allen dreien! Ihre Flucht mißlang. Wohlan, so hol' ich sie morgen." Rasch wie Blitze schossen diese Gedanken durch sein Haupt; es eilte: denn jene sprangen nun gegen ihn heran.

Da wandte er sich und — floh. „Zum erstenmal, seit ich denke," sprach er grimmig.

Schon hatte er das Schiff erreicht, schon sprang er hinein, die Verfolger hatten ihn nicht eingeholt: — er stieß ab: — das Schiff schwamm. Da hörte er gellend rufen: „Wegwalt! Wegwalt!" Er wandte sich. Er erkannte die Stimme, obwohl sie in Verzweiflung schrillte. Er ruderte wieder näher zu Land.

Da flog Alfvhit aus dem Wald ins Freie.

„Wie entkam sie?" grollte Alfhart. „Nur durchs Fenster! Ein Todessprung! Doch scheint sie unverletzt." — „Rette dich, Wegwalt! Vergieb mir: — ich konnte nicht anders! Ich — ich selbst habe dich verraten. Aber dies . . . dies hab' ich nicht gewollt." Und ohnmächtig stürzte sie

auf das Antlitz nieder. Der Verlobte eilte zu ihr zurück, ihr beizustehen. Der Vater warf noch einen Speer gegen Odhin, der regungslos vor dem Maste stand: — wie versteint! — Die Spitze krachte, seinen Bart streifend, in den Mast: er achtete es nicht.

„Sie — sie selbst — Alfvhit selbst! — hat mich verraten!" Tonlos sprach er's vor sich hin: er konnte nicht mehr denken.

Da wandte sich auch der König seiner Tochter zu. Aber grimmig watete Alfhart in das Schilf: „Steh! Flieh nicht! Kämpfe!"

„Sie — sie selbst — hat mich verraten! Er wich nicht vom Fleck, auf seinen Speer gelehnt; der Strom trieb ihn dem Fjord zu: er achtete nicht darauf.

„Steh!" schrie der Wütige. „Komm heraus aufs Land und kämpfe, wenn du einen Tropfen Mannesmut im Leibe hast. Ha, er flieht! — — Ehrloser Feigling!"

Da zuckte es durch den Mann im dunkeln Mantel, er lupfte leise den niemals fehlenden Speer; aber gleich darauf warf er ihn nieder in das Schiff. „Sie hat mich verraten. Es ist alles gleich, was noch gedacht, gesagt wird und gethan."

Das Blut floß reich aus dem Arm. Und er glitt, noch immer die Augen starr auf die weiße Gestalt gerichtet, welche die beiden Männer nun aufhoben, nach rückwärts nieder auf die Ruderbank: die Sinne vergingen ihm: rasch glitt sein Kahn den Fluß hinab, dem Fjorde zu.

XVI.

Die Sterne bleichten: im Osten dämmerte es fahl: ein kühler, scharfer Luftzug ging durch die Wipfel der hohen Eschen um Odhins Saal.

Da kam des Wegs nach Gladhsheim ein müder Mann.

Den langen Speer schleifte er in der Rechten nach, mit dem Schaftende auf dem Boden. Der linke Arm hing schlaff herab unter dem Mantel; manchmal sickerte noch ein Tropfen Blut zur Erde; das rechte Bein ließ ebenfalls zuweilen eine rote Spur auf dem Boden zurück; er merkte es nicht; den Schlapphut hatte er tief in die Stirne gezogen; langsam stieg er die Stufen vor der Hallenthür hinan.

Da sprangen ihm, freudig bellend, die beiden Wölfe entgegen. Plötzlich hielten sie an: sie witterten in die Luft: nun schossen sie aufs neue auf ihn zu, schoben schnüffelnd links und rechts die spitzen Köpfe unter den Mantel und eifrig begannen sie, hoch an ihm hinaufspringend, ihm die Wunden in Arm und Bein zu lecken.

Er strich über ihre Köpfe hin. „Ihr seid treu," sagte er, „seid doch nur Wölfe!"

Eingetreten in die Halle, legte er Speer, Hut und Mantel ab. Er ließ nun den Blick traurig auf den Gatten ruhen, die, Seite an Seite geschmiegt, friedlich schlummerten. Dann beschrieb er mit dem Finger einen Kreis in der Luft: — diesmal in umgekehrter Richtung beginnend; die beiden schlugen die Augen auf, nachsinnend sahen sie umher: — nun, da sie Odhin erblickten, kam ihnen die Erinnerung an alles. — Aber sie zürnten nicht, sie erschraken: so müde, so zum sterben wehvoll sah er aus. Wara bemerkte die Blutspuren: „Du bist wund, Bruder?"

„Laß nur. Die Wölfe leckten das schon beinahe heil. — Vergieb mir, Schwager, vergieb auch du mir, Schwester, Vielgetreue. Es ist vorbei. Sei zufrieden, Forseti. Das Recht ward nicht gebrochen. Der Frevler, der es brechen wollte, — er ist gestraft: vor der That. Und — zur Genüge! Wie das kam? Nun, sie . . . sie hat sich anders besonnen. — Du hattest scharf gesehn, klug Schwesterlein: sie ist . . . nun, eben nicht Hilde. Jetzt geht! Laßt mich allein! So kann's nicht enden. Es muß etwas geschehn. Aber was: — welch genügend fürchterliche Rache? — — — das kann nur ich selber finden. Geht! Und nochmal: verzeiht mir die kurze Gefangenschaft, und du, Schwester, dein liebes Haar. Glaubt nur, ihr seid genug gerächt und ich bin genug gestraft, — mehr als genug!"

Ohne Groll, ohne Vorwurf, aber voll Trauer sah Forseti auf ihn und sprach: „Ich warnte treu! Bereust du nun?" Odhin warf das Haupt zurück: „Bereuen? Daß es mißlang, bereu' ich: nicht, daß ich's wollte! Ich thät's nochmal!"

Da wandte sich Forseti und schüttelte das Haupt. Mit sanfter Gewalt schob Odhin beide zur Thüre hinaus: auch Wara, wie mitleidig, wie bittend ihr Blick an ihm hing. „Nein. Allein!"

XVII.

Er schob hinter ihnen den breiten ehernen Stangenriegel an der Thüre vor, warf sich müde in den Hochsitz, stützte den rechten Arm auf die vorspringende Lehne, ruhte das schwere Haupt auf der offnen Hand und begann:

„Nun, Odhin von Asgardh, den sie den Grübler

schelten, nun gilt es, zu grübeln! Jetzt ergrüble dir selbst alle Möglichkeiten: — und aus ihnen dann — die Notwendigkeit.

Was kann geschehen?

Sterben? An den Streifwunden? Nein. Schon die Wölfe haben sie fast geheilt: — was fehlt, das heilt die Wut der ersten Schlacht.

Thor die Herrschaft der Welt lassen? In das Schwert rennen? Nach Nastrand, in der Selbstmörder Strafort, den Eisfluß, der Schlangen, Leichen und Dolche wälzt? Und warum: weil ein Weib dich verraten?

Nein, Odhin von Asgardh! Hat sie dich denn verraten? Ja, ja, oh ja! Thöricht Herz, wolle sie nicht entschuldigen!

Kamen nicht statt ihrer drei Speerwürfe zum Stelldichein? Und hat nicht sie selbst es gesagt? Der ganzen Welt hätt' ich es nicht geglaubt. Ihr muß ich es wohl glauben! Zwar: meine Mordung wollte sie nicht: „dies nicht!“ Sie wagte das Leben, mich zu warnen. Was also hat sie gethan? Beschlossen, von mir zu lassen. Und das hat sie irgend einer Freundin — der Mutter? dem Vater? — vertraut. Ist das Verrat?

Ja, Odhin, so gut wie dein Wille Verbrechen wollte. Verrat aber heischt: — Rache!“

Er sprang auf und stieg die Stufen herab.

„Ah, dieser Gedanke scheucht die Müde, frischt die Kraft. Ja, Rache! Denk' es doch noch mal durch: ans Stelldichein genarrt, — den Speeren von drei Männern preisgegeben, — zweimal verwundet von den Speeren und — ah, viel tiefer noch in der Seele! — durch das Schimpfwort jenes dumpfen Hassers. Unerhörte Schmach! Die ganze Schuld der That hab' ich auf mich geladen vor Menschen und Göttern, vor Schwager und Schwester

und — ach das Bitterste! — vor mir selbst. Die Schmach, die Last, die Schuld liegt auf mir: der Genuß, die Frucht des Frevels blieb versagt. Schuldig bin ich geworden, — glücklich nicht!

Du flohest, Odhin, „ehrloser Feigling!“ Alle Götter werden's erfahren: keinem tapfern Mann kannst du mehr das entehrte Antlitz zeigen, du sühnest denn die Schmach.

Und all' das dank ich ihrem Wankelmut, ihrer Schwäche, ihrer maßlosen Schwäche!

Also Rache! Also töte die drei, verbrenne den Hof und sie, die dir nicht freiwillig folgen wollte ... O wie abscheulich, Odhin! Warum? Rache für Verrat ist doch sonst nicht unschön: warum hier? Was für Verrat? Liebesverrat: — der schmählichste von allen! Liebesverrat? Ist's wahr? Kann Liebe verraten? Liebe kann nicht verraten! Sie hat dich verraten, weil eben sie dich nicht geliebt. Sie hat's doch aber gesagt? Nein! Niemals!

Aber sie hat danach gehandelt! Sie hat dich doch getäuscht! Ja, weil sie sich selbst getäuscht hat. —

Was also ist geschehen? Ein Weib, das dich zu lieben wähnt, verspricht, dir zu folgen. Es erkennt den Wahn: — es bereut: — es kehrt zurück zu allem, was sie, wie sie nun einmal ist, nie hätte lassen sollen: zu Recht und Pflicht und — ach! — zu ihrer wahren Liebe.

Ist das Verrat? Nein: ich bin der Verräter des Gastrechts: den Verräter verraten, ist nicht Verrat, ist ja recht und löblich gethan. Ist das Bruch der Treue? Nein: Heimkehr zur Treue ist's. Also: — heil mir, daß ich es ausfand! — schuldlos ist sie vor Göttern und Menschen! —

Daß sie dir dabei das Herz in der Brust in blutige, in zuckende Fetzen zerriß, — das ist doch nicht ihre Schuld, sondern die deine: was schaust du anderer Leute Bräuten

in die Augen, bis sie sich verwirren! Die Strafe also dem, der allein schuldig ist: — und das, Odhin, bist du. Elend bist du freilich: aber das ist dir recht: das eben ist dein Recht, wie des Diebes Recht der Galgen."

Mit großen Schritten durchmaß er den Saal.

„Schuldlos ist sie! Schuldlos!" wiederholte er. „O heil, daß ich's fand! Ohne Makel darf sie mir vor Augen stehen, die liebliche Gestalt!" Seine Kraft war wunderbar gehoben: sein Herz schlug mächtig: eine seltsame Begeisterung durchglühte ihn. „Aber," mahnte er sich: „es muß doch was geschehn! So sah ich ein. Rache nicht. Was also sonst? Heilung! Heilung: — wem? Mir? Ich — ich will nicht geheilt sein von diesem Weh und dieser Liebe. Aber ihr! Soll sie da unten bei den Ihren leben und — um meinetwillen — leiden? Nimmermehr, kann ich es hindern! Zwar die andern, die werden gut — und klug! — genug sein, sie nicht an mich zu mahnen und an das Vergangene. Aber sie selbst!"

Da trat es wie ein feuchter Schimmer in die grauen Augen und seine Stimme bebte, wie er fortfuhr.

„Sie selbst könnte doch vielleicht manchmal, — wann leise der Abend heraufzieht und die sehnsuchtvolle Dämmerstunde, da sie einst meinem Wort, meinem Liede gelauscht, — sie könnte doch — vielleicht! — mit Schmerz, — nicht ohne Vorwurf, wie thöricht er sei! — Wegwalts, des armen Skalden, gedenken, dem sie so maßlos weh gethan.

Nein! Nein! Das soll nicht sein! In Frieden, im Einklang, im Wohlklang aller Saiten ihrer Seele soll die Anmutvolle leben mit den Ihren, beglückt wie beglückend. Aber wie? Wie ist das zu erreichen? Noch einmal Zwiesprach mit ihr tauschen, — ihr sagen, daß ich ihr vergeben? Nein! Das würde sie nur aufs neue an mich binden. Vergessen soll sie ja. Aber wie das? Wie?" — —

Träumend, brütend, ratlos sah er vor sich nieder.

Da fiel sein Blick auf den nun feuerlosen Herd . . . — Plötzlich rief er laut: „Ah, ich hab's! Ich hab's!" Und er bückte sich und riß aus der kalten Asche ein Stück Buchenrinde, blies darauf und blickte scharf: „Fast alles verbrannt! Aber hier, — die Anfangsstäbe, die sind noch lesbar. Nun denke nach, Odhin, spann' es an, dein Haupt, an Sprüchen reich und stark an Gedächtnis. Wie war es doch? — Ja, so, so! Und so will ich's; höre das, Schicksal und Zaubergewalt dieser Runen: so will ich's: das sei Odhins Rache! —

Und er sprach, feierlich, beschwörend:

„Alfvhit von Alfdal!
Vergiß ganz und gar
Dieser Liebe liebliches Leid
Und leidschwere Lust!
Auf immer und ewig
Versinke dein Sehnen,
Als ob mich Unselgen
Dein Auge niemals gesehen:
Auf immer und ewig vergiß,
Alfvhit von Alfdal,
Wegwalt, den wehvollen Mann,
Odhin von Asgardh: —
Vergiß ihn, Alfvhit von Alfdal."

Schwer nur, tief atmend und ringend, zwang der Starke die Worte sich ab: er stöhnte: und als er zuletzt nochmal den geliebten Namen gesprochen, — da schlug er beide Hände vor die Stirne und stürzte, vom Weh bewältigt, vor dem Hochsitz nieder auf das Antlitz.

Lang, lang lag er so.

Plötzlich scholl von der Himmelsbrücke her laut schmetternder Schall; ein Hornruf war's. Der Liegende fuhr auf: er lehnte sich auf den Ellbogen und lauschte. Nochmal. Und nochmal!

Da sprang er auf: „Die Riesen! Sie kommen mir gerade recht."

Schon pochte es mächtig an die Thüre seiner Halle; eine dröhnende Stimme rief: „Auf, König von Asgardh! Auf! Führ' uns zum Kampfe! Die Feinde nahen."

„Es ist Thor. Er soll heute mit mir zufrieden sein! „Ich komme!" rief er hinaus und waffnete sich rasch.

Und alsbald trat er vor die Thüre seiner Halle, die breite Brust bedeckt von der goldgeschmückten Brünne, den gewölbten Schild an dem noch bitter schmerzenden Arm, den Speer in der Rechten, das Schwert im Wehrgurt und auf dem Haupte den Schreckenshelm mit den vorwärts gesträubten Schwingen des Adlers.

„Vorwärts!" gebot er mit ehernem Feldherrnruf den vor den Stufen sich scharenden Göttern, Walküren und Einheriar: „Thor mit den Asen in der Mitte, Tyr zur Linken mit den Einheriar, Freir mit den Wanen zur Rechten: aber im Rücken faß' ich sie selbst mit den Walküren. Vorwärts! Auf den Feind! Weh euch, Jötune, Odhin hat euch alle!"

Und ward da der größte Sieg erfochten über Riesenheim, dessen je die Götter gedachten.

Keines Bezwungenen schonte, wie er doch sonst pflegte, Odhin diesmal: „Odhins Zorntag" nannten die Asen den Tag. — —

Als er heimkehrte von der Verfolgung, mied er das lärmende Siegesfest in Walhall und schritt zu seiner einsamen Halle.

Da stand vor der Thüre Wara.

„Bruder,“ sagte sie mit weichem, zitterndem Ton, „mein großer Bruder! Ich ahnte alles. Der Zauberspruch! Ich flog hinunter: wie aus schwerer Betäubung, wie aus Fieberwahn erwacht, liegt sie, auf der Mutter Brust gebeugt. Ihre Rechte ruht — willig! — in *seiner* Hand. Sie hat vergessen.“

Er nickte kurz: „Und übers Jahr wiegt sie an der Brust seinen Sohn. Und es ist ja gut so. Denn es ist Recht.“ Er wandte aber das Antlitz ab.

„Jedoch du — mein Bruder — willst nicht auch du ...? Der Spruch, — er hilft auch dir. Du solltest ...“

Sie vermochte nicht zu vollenden: denn er hatte ihr jetzt die Augen zugekehrt: — ein furchtbar, ein versteintes Angesicht, ein Angesicht, ein Antlitz ohne Wunsch und Hoffen: „Ich?“ Nur das eine Wort sprach er: erschüttert senkte sie das Haupt.

Stumm ging er an ihr vorbei in die Halle; er schob von innen den Riegel vor.

Scheu, zögernd, seufzend schritt sie die Stufen hinab.

Und niemand hat Odhin seitdem lächeln sehn. — — —

Friggas Ja.



I.

In Norwegen war's, an einsamem Fjord. — Hoch im Gewölk hatte den ganzen langen Sommertag ein gewaltig Unwetter getobt: Blitz auf Blitz war herniedergefahren auf die Häupter der Steinriesen, der Felsberge; Meer und Fjord hatten, von widerstreitenden Stürmen aufgewühlt, sich weiß schäumend über ihre Ufer zu ergießen getrachtet; ja, die Erde hatte gebebt und aus ihren Schlünden war Feuer hervorgebrochen, die Siedelungen der Menschen bedrohend.

Aber gegen Abend hin ging der wilde Kampf in der Luft, auf dem Meer und Land und im Schoße der Tiefen zu Ende: sieghaft durchbrach die Sonne die dicht geballten Wolken, die solang ihr getrotzt: über die Gipfel der Berge hin jagte, wie verfolgend, ein freudiger Wind die fliehenden Nebel; ein wunderschöner Regenbogen wölbte die kühn geschwungene Brücke von der Erde zu dem Himmel empor. —

Da kam von Osten über die Felshöhen her zu Thal geschritten ein Wanderer.

Nicht hastig, — bedachtsam ging er, aber stet, immerfort, ohne Unterbrechung, nie des rechten Trittes verfehlend. Er schien des Wanderns über Berg und Thal gar gut gewöhnt. — Als er im Herabsteigen die Ebene schon nahezu erreicht hatte, ließ er sich langsam nieder auf einen Felsen

an dem Hang des letzten Hügels. Der lag an dem Ost-ufer eines breitflutenden Stromes, der sich, eine Wegrast weiter nördlich, in den blauen Fjord ergoß.

Der Wanderer legte den Speer, der ihm als Bergstock gedient, über die rechte Schulter, lehnte, von seinem weiten, dunkelblauen Mantel umwallt, das mächtige Haupt, von dem breitrandigen Schlapphut beschattet, rücklings an die Felswand und blickte sinnend lange vor sich hin.

Kein Laut weit und breit, als zu seinen Füßen das gurgelnde Rauschen und Ziehen des tief rinnenden Stromes und hoch oberhalb seines Hauptes das schrille Kreischen des Steinadlers, der in den Fels zu Horste strich.

Lange saß er so, schweigend; endlich sprach er, den Blick auf den Regenbogen im Westen gerichtet, der nun blässer ward und allmählich verschwand: „Schon sind sie also hinaufgezogen, die Freunde, die Siegesgenossen.

Nun hebt da oben wieder an das alte Wesen: — ich weiß es all' auswendig! Freund Thor trinkt wieder viel mehr Sieges-Ael, als er — sogar er! — vertragen kann: zuletzt merkt er es aber dann doch, daß Loki in scheinbar schmeichelnden Worten sein spottet: er will zuschlagen, greift aber den Hammer nicht mehr. Und die lockige lockende Freia in ihrem roten Haar — das *sich* lockt und andre locken will — ruht nicht mit heimlich heißen Blicken, mit alles verheißendem Lächeln des üppigen Mundes, bis sie richtig zu süßem Begehren berückt hat alles, was Mann ist; — ausgenommen *mich*! Und Bragi, der biedere Sänger! — Der singt — wieder einmal! — auf der unablässig gequälten Harfe *mein* Lob! Will es singen! Was weiß Bragi von Odhin? Wer begreift Odhin! Nicht einmal Odhin! — Nur *sie* etwa . . . .! ja, *sie* gewiß!

Odhin könnte nur Odhin loben. Und der ist dafür zu klug. Er kennt sich gerade gut genug, um sich *nicht*

zu loben, sondern scharf zu tadeln. — Aber freilich" — er lächelte und strich mit der Linken über den wirren, leicht ergrauten Bart — „nur wann es kein Ohr hören kann, tadl' ich ihn.

Doch mich ekelt des Lobes der andern!

Mein Bestes ahnen sie sowenig wie mein Schlimmstes. Und mein Schlimmstes: — was ist das? Das alles zersetzende Grübeln, das sich die eigne Wildheit, die maßlose, schrankenlose Lebensgier, als gutes Recht der überbrausenden Kraft vortäuscht.

Aber ist's meine Schuld?

Wenn der Bergstrom schäumend, allverderbend, aus seinem Rinnsal bricht, — ist's seine Schuld oder des Felsens, der ihm den notwendigen Weg eigensinnig sperrt? Sie — sie allein ist schuldig an Odhins wildem Sehnen! Und an dieses Sehnens Thaten. Oh Frigga! Gestrenge, grausame Braut, wie bist du schön."

Er erglühte bei dem Gedanken, leiser Schauer rieselte ihm durch die Adern.

„Jetzt, — in diesem Augenblick — schaut sie streng, hart, zürnend auf den leeren Hochsitz des Bräutigams mit jenen hellen wunderbaren Augen, die da leuchten, als sei der Morgenstern zweimal aufgegangen! Die feinen Nüstern ihrer feinen Nase zucken leicht, die hochgeschwungenen Brauen zieht sie — den andern unmerklich — zusammen und — ich sehe sie vor mir! — in den herrlichen, weißen, den edelgebildeten Nacken wirft sie mit unwilliger Bewegung die Wellen, die kurz gebrochenen, des lichtgoldigen Haares. „Wo wandert er wieder umher," — so denkt sie hinter der unleidlich ruhigen stolzen Stirn — „mein unsteter Verlobter? Warum weilt er nicht an meiner Seite? Bin ich ihm, ist ihm all' Asgardh nicht genug?" — Und sie drückt die schmalen, die zierlichen, die scharf geschnittenen

Lippen zusammen; und sie schweigt und sinnt, die Undurchschaubare, während um sie her alles lacht und schwatzt.

Wunderbares Frauenherz! Sie liebt mich nicht! — Sie kann gar nicht lieben, glaub' ich! — Und doch, mein' ich, ist sie nicht ganz ohne Eifersucht.

Birgt das leise, leise Hoffnung? Eifersucht — blindeste Blinde und sehendste Seherin! — Sie hat Recht, eifersüchtig zu sein! Nicht auf ein einzeln Weib. Aber auf dies mein unausgefülltes Sehnen.

Und weshalb ist es unausgefüllt?

Sie nur, nur Frigga kann mich ausfüllen und sie: — sie will es nicht! Sollen mich vielleicht diese Siegesfeste ausfüllen? Immer eines wie das andere? Langweilig sind sie! In Asgardh müßig thronend sitzen? Ja, später vielleicht, wann ich mir endlich die Spröde gewonnen, mag's mir genügen da oben. Aber noch nicht! Mit dieser feurig rinnenden Glut in den Adern? Noch lange nicht!

Was ich bei den Nornen erkundet — es wird ja, muß ja geschehen: — aber erst dereinst! Sie zeigten mir im Spiegel eines Quells einen Odhin mit nur Einem Auge, einen alten, fast greisenhaften Mann. Und sie raunten allerlei Dunkles — ich wollte gar noch nicht alles verstehen! — von künftig drohendem Unheil. Mag sein! Mag kommen! Noch aber schau ich, gierig nach Schönem, mit zwei Augen feurig in die Welt, noch lüstet mich gar nicht, Eines zu verpfänden für traurige Weisheit! Noch kost mir die warme, weiche, die buhlerische Luft des Sommerabends um braunes Gelock. Noch sind die grauen Haare im Barte zu zählen: und noch nicht zu zählen die wilden Heißwünsche des tobenden Blutes.

Im Alter, Odhin, magst du dann weise werden und tugendlich. Oder auch morgen schon, ja heute noch: — aber nur in Friggas weißen Armen. Oh nie, nie will

ich — nicht Eine Nacht! — von ihrem Lager schweifen, teil' ich es erst. Jetzt aber — beim Göttermahle neben ihr sitzen — all' diese berauschende Schöne schauen, die mir gehört — nach der Götter Beschluß! — und nicht an eine Welle ihres Blondhaars rühren dürfen? — Das trag ein andrer, Odhin trägt es nicht! —

Und heute gar! —

Wenn jemals einen Sieg der Asen ich allein erfocht, entschied — so war es heute.

Sie hatten diesmal gekämpft, wie fast noch nie, bärenhaft tapfer, die wackern Dummköpfe, die ehrenwerten Riesen. Und in unsinnig großer Überzahl hatten sie sich geschart: denn bei ihnen muß stets die Menge — das Dicke! — den Geist ersetzen: Steinriesen, soweit meine wolkenüberfliegenden Raben blicken konnten, Sturmriesen, und hinter dem Midhgardh-Wurm — hei, bedrängte das glatt-flinke Scheusal den schweratmenden Thor! — aller Wasserriesen rauschendes, wogendes Heer. Und aus dem Urgrund der Erde, der alten Riesenmutter Schose, die zuckenden Feuerschlangen!

Vergebens wollten Tyr und Freyr und der wutbrüllende Thor die Übermacht sprengen in offnem Ansturm. Ich sah's voraus, bald waren sie erdrückt: bald war die Schlacht verloren. Da winkte ich sie mir zur Seite, die meine Lieblinge sind in Asgardhs leuchtendem Heerbann: meiner Schildjungfrauen hochbusige Schar!"

Freude und Stolz flogen über die ernsten Züge des Wanderers und verschönten sie; rascher sprach er und das graue Auge blitzte:

„Alles wagen sie, die herrlichen Mädchen, für ein Wort des Lobes aus meinem Munde, für ein freundlich Streichen über ihr fliegend Gelock! Zur Seite winkt' ich mir die speerkühnen Walküren und vom Schlachtfeld jagten

wir ab, zur Seite hin, wie in zagender Flucht. Mordgierig setzten sie mir, lustgierig meinen schönen Jungfrauen nach, viele hundert der grimmen Tölpel. Doch, sowie er sich also geteilt hatte, der ungeheure Schlachthaufe — hui! fuhren wir, wie Wirbelwind, um uns selber uns kreiselnd und wendend, in die klaffende Lücke und faßten im Rücken die Bedränger Thors und mit dem Schreckensschrei: „Odhin, Odhin über euch!" sprengten wir sie jauchzend auseinander.

Wohl wehrten sie sich grimmig, sie, mit denen ich am liebsten kämpfe, der raschen Feuerriesen lodernde Schar. Und Brandr, ihr König, hat schöne Kraft im Arm und schöne Wut in der Seele. Hatte!" lachte er vor sich hin. „Nicht gar sänftlich that es, als er mir mit aller Macht den glühenden Hekla-Fels auf den linken Arm warf — gerad' oberhalb des Schildrands! Da, hier — es brennt noch immer ein wenig," er rieb langsam die Stelle mit der Rechten und lachte in seltsamer Wollust über seinen bittern Schmerz. „Aber wie nun auch ich in Kampfzorn geriet, — denn die Wunde verdroß mich! — und ihn von dem flammen-mähnigen Gaule herabstach — den Speer im Bauche hinein und im Nacken heraus — und wie sie da entsetzt, prasselnd, auseinanderstoben, seine tapfersten Gefolgen: — hei, Odhin, alter Freund, das war schön. Da mocht ich dich — fast — ein klein wenig leiden! — Und Dank dir, Brunhild! Die Feurigste warfst du mir wieder. Dafür sollst du morgen aus Odhins Becher trinken.

Aber heute nicht Bragis Lob! Nicht jetzt, da der Stolz auf den klug ersonnenen, hart erstrittenen Sieg mir die strotzenden Adern schwellt, die mächtig atmende Brust weitet, da ich einmal wieder — nicht oft wahrlich wird mir's! — bade in der Freude an dem eignen Selbst.

Ah, welch lechzende Gier nach Glück, nach Schönheit, nach Berauschung in Schönheit lodert in mir! Oh Frigga

— heute — jetzt! in deine Arme! Aber träte ich nun vor sie, was allein böte sie mir? Ihre Stirne zum Kuß!

Sie muß es ja wissen, wie die Versagung mich entflammt. Seit dem ersten, dem Brautkuß auf ihren süßen, herrlichen Mund — ah, noch fühl' ich ihn wonneschauernd nach im tiefsten Mark! — hat sie geschworen, erst an dem Tage, den sie, sie wählt, mir ihre Lippen wieder zu gewähren. Und erst, wann sie ihn bestimmt, tagt mir auch der Tag der Vermählung. Und immer noch, immer noch zögert sie ihn hinaus! Ist's eisige Kälte? — Sie kann nicht lieben! — Ist's berechnende Klugheit? — Dann, kühle, strenge, kluge Göttin, bist du vor lauter Klugheit thöricht! Es währt zu lange, schöne Frigga, zu lange für diesen Bräutigam. Damit fesselst du ihn nicht da oben in Asgardh!

Nein! Wandern, wandern, immer Neues schauen, umherstreifen unter Riesen und Elben und Menschen, Starke überwinden, Schlaue überlisten, Schöne gewinnen! —

Wie die Kraft, wie der Drang nach Wonne die Brust mir weitet, die Arme mir schwellt.

Oh Frigga, Frigga, was säumst du! Wie? Soll ich jetzt — mit diesen lohenden Flammen in Seele und Leib — in Fensal, deinem kühlen Hause, neben dir sitzen, neben deinem goldnen Stuhl, von deinen sieben strengen Spindel-Jungfrauen unabläßig überwacht, während du, ohne je das Auge auf mich leuchten zu lassen, unabläßig unter den langen Wimpern hervor auf die einfältige Spindel schaust, die du auf dem Estrich tanzen läßt? All' deine Schöne soll ich nur schauen, wie jeder Mann darf: — nur mit den Augen, den durstigen, einschlürfen deinen berückenden Reiz und immer heißer, immer wilder entbrennen? Nein! Die Qual ertrag ich nicht! Lieber dich

gar nicht mehr schauen, bis endlich einmal das steinerne Herz dir erweicht!

Und einstweilen vergehen die blauen Tage, vergehen die sehnsuchtatmenden Nächte! Schon verblühten die Veilchen auch dieses Jahres! Bald verblühen auch die Liebeslust duftenden Linden: — ach und noch immer nicht mein! — —

Dich schauen und dich entbehren? — Nein!

Deshalb gab ich gleich nach dem Siege den Schildmädchen mein leuchtend Gewaffen, es mit hinaufzunehmen nach Walhall. Und in Mantel und Hut, wie von jeher mir lieb, zog ich allein aus, Gefahr oder Freude zu suchen.

Schwerlich finde ich — heute noch — Gefahr oder Freude.

Kluge Elben und zierliche Elbinnen, die sonst gern ich besuche, halten sich furchtsam verkrochen bei dem Getöse der Schlacht. Und Menschen? Leer liegt und öde das Land, wo Götter kämpfen und Riesen, an den letzten Markungen menschlicher Siedelung. Aber schau — dort — jenseit des breiten Stromes: da steigt unter alten Eschen ein feines Wölklein weißlichen Rauches auf.

Ein Jäger, der den erlegten Berghirsch brät?

Ein Fischer, der den gespeerten Stromlachs siedet?

Oder etwa doch ein weltverloren Gehöft, in dem auf dem Herde die karge Abendkost bereitet wird? Wer immer der Wirt sei: — einen Gast soll noch heut' er begrüßen."

In wenigen Schritten hatte er das Ostufer des fast meerbusenbreiten Stromes erreicht: er fand nicht Furt, nicht Fähre: da spreitete er mit beiden Armen nach rechts und nach links den dunkeln Mantel aus, zwei mächtigen Adlerflügeln vergleichbar, und leise raunte er in den im Abendwind wehenden Bart:

„Hügel nicht hemmet,
Felsen nicht festhält,
Berg nicht bannet,
Noch wallendes Wasser,
Nicht wogende Welle,
Noch mächtige Meerflut
Nicht fließender Fluß
Des wegfährtigen Wanderers Willen:
Meinen Mantel und mich!"

Da stand er drüben auf dem Westufer! —

Und nun rauschte er durch das Schilf, durch das Ufergebüsch dahin, — eine kleine Höhe hinan. Die war mit stachligem Buschgestrüpp bestanden: jedoch scheu, wie ehrerbietig, bog sich von selbst jeder Dorn zur Seite, den flatternden Mantel nicht zu zerreißen.

Auf der Krone der Uferhalde angelangt, sah er unter ein paar Eschen versteckt eine niedrige Hütte: aus deren Moosdach war das weiße Rauchwölklein von dem Herdfeuer aufgestiegen.

II.

Ein armes Hüttlein war's, gar schlicht: aber sorglich und säuberlich gepflegt, nirgend verwahrlost; die Bank von weißem Ahornholz, die zu beiden Seiten der Hausthür auf der Stirnseite des Baues sich hinzog, war tadellos blank gescheuert; in dem schmalen Wiesenfleck vor der Fensterluke standen ein paar blühende Waldblumen eingepflanzt: schöner rotbrauner Agelei und zierlich nickende Blauglocken.

So leis' auch nur der Tritt des Wanderers auf den weißen, reinlich mit Kies bestreuten Hausweg, der auf die

Thüre zuführte, gedrückt hatte, — er war doch vernommen worden da drinnen.

Mit einem leichten Sprung erschien auf der Schwelle der halbgeöffneten Holzthür eine schlanke, fast kindliche Gestalt.

Ein sehr junges Mädchen war es, in weißem Wollhemd, das ein Ledergürtel über den fast allzuschmalen Hüften zusammenhielt; die kleinen Füße waren nackt; ein fahles Rehfell — so schien es — bedeckte das Wollhemd bis an den Gürtel. Aber man sah nicht viel von aller Gewandung. Denn eine ganze Flut von gelöstem Haar bedeckte in frei flutenden tiefbraunen Langwellen wie den Rücken und die Schultern, so die junge Brust.

Die zierliche Gestalt gemahnte an das Rehlein, dessen Fell sie trug: auch das scheue und doch neugierige Äugen, mit welchem das zarte, zage Ding nach dem nahenden Geräusch ausspähte: sie beugte erwartungsvoll den Oberkörper vor, mit der offnen Fläche der linken Hand an den Thürpfosten gelehnt, das schmale braune Köpflein, auslugend, vorgestreckt.

Wie von Zauber gebannt blieb er stehen, der vielgewanderte Wandrer, und starrte mit weitgeöffneten Augen auf das Bild, das sich ihm bot.

Das Mädchen aber zog die in streng regelmäßigem Halbkreis gewölbten dunkelbraunen Brauen ein wenig zusammen: Enttäuschung, Verdruß schien die etwas niedrige Stirne zu umwölken und ein hoffendes Lächeln, das um die vollen Lippen gespielt hatte, verflog, als sie nun mit kindlich heller Stimme begann:

„Von wannen auch du wallest
Und welcherlei Wege: —
Willkommen, Wandrer, der Wirtin!
Sei ein guter Gast,

Wie ich Gutes dir gönne:
Heilig ist mir dein Haupt, —
Heilig sei dir mein Herd:
Unsern Schirmer und Schützer scheue:
Denn all dies Erbe ist Odhin zu eigen."

Sie hob nun, einen Schritt vortretend, die offne Fläche der rechten Hand, wie warnend, wie abwehrend, gegen den Ankömmling. Und, wie beschwichtend, erwiderte dieser nachdruckschwer: „Ich gelobe, nur zu thun, was Odhin gefällt."

Und er schritt jetzt näher heran, den Blick nicht lösend von der zarten Gestalt. „Sie schauen — welche Lust! — Welch weicher, sanfter Reiz! — Schon das ist Glück." —

Sie wich über ihre Schwelle in das Haus — rückwärts tretend: sie konnte nicht den Blick von dem gewaltigen Antlitz trennen: — unverwandt schaute sie auf ihn. Er folgte, rasch andringend. „Du bist allein?" forschte er. „Er ist beim Opfer." — „Wer? Dein Vater?" — „Aswin." — „Wer ist Aswin?" — „Ei, mein Mann."

Da stieß der Gast den Speerschaft auf die Schwelle: — das Haus erdröhnte, zitterte und bebte in seinen Grundfesten. „Du — bist — Eheweib?"

Die junge Frau war heftig erschrocken: wortlos wies sie mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Ecke neben dem Herde. Da lag auf hoch gehäuften Fellen von allerlei Jagdtieren ein Säugling. Das Kind war erwacht von dem schütternden Aufstoßen des Speeres: es ward unruhig: die Mutter nahm es auf: gleich lächelte es.

Der Gast furchte die mächtige Stirn: er zuckte die Achseln: „Du siehst nicht aus wie ein Eheweib! — Weshalb — ich sah sogleich auf deinen Ehe-Finger — weshalb gehst du unberingt?" Die junge Frau löste aus den auf und zu greifenden Fingerlein des Kindes einen höchst einfachen

Erzring. „Wir sind arme Leute. Es ist ihr einzig Spielzeug. Setze dich auf die Herdbank, guter Gast."

Der wollte willfahren: da fiel sein Blick auf die Runen, die auf die breite und hohe Eichenlehne der rauchgebräunten, den Herd umziehenden Bank eingeritzt waren: rasch trat er einen Schritt zurück. „Nun?" staunte die Frau, „verscheucht dich der fromme Spruch? Er ist so schön:

„Unseres Ehehauses
Frieden befreundet Frigg:
Unsichtbar sitzet sie hier."

„Dumpf ist es hier, an dem Herde," grollte der Wanderer. „Komm wieder hinaus mit mir — ins Freie — in den wohligen Wind — dort weiß ich mich wohler und — — freier."

III.

Verdüstert schritt er hinaus; draußen warf er sich auf die Ahornbank rechts von der Thüre.

Die junge Frau folgte, das Kind auf dem Arme; sie ließ sich nieder auf den beiden Holzstufen, die von dem Hauswege her zu der Thüre hinan führten; sie sah ruhig vor sich hin, das Kind schaukelnd und leise dazu singend, ganz leise. —

„Also Aswin heißt er .... dein ... Mann?" „Aswin. Weißt du, das bedeutet: „der Asen Freund". Von Geschlecht zu Geschlecht haben seine Ahnen fromm den Göttern gedient. Und mein Mann ehrt vor allen Göttern Odhin."

„Ja," sprach der Gast und strich langsam einmal über den wirren Bart, „ich erinnere mich." — „Du? — —

Wie das? — Ja, Odhin! — Ich wünschte mir schon lange, den — von allen Göttern nur den — einmal von Angesicht zu sehen." — „Wünsch' es dir nicht! — Nicht jedem und nicht jeder ward es und wird es zum Heile." — „Aswin versäumt kein Opfer für den Hohen. Erst gestern wieder ging er zum Opferstein, unser einzig Fohlen dem Gotte darzubringen." — „Wann kommt er zurück?" — „Morgen früh; er will die ganze Nacht durch gehen." — „Welches Weges?" — „Dort" — sie deutete mit zwei Fingern der rechten Hand gen Mittag — „dort her — über das Steil-Joch."

Unmerklich, leise, zuckte der Wanderer den Speerschaft vom Boden auf.

„Er opfert um Sieg. Denn nach wenigen Nächten zieht er mit aus im Heerbann unsres frommen Königs wider den bösen Jarl, der die Götter verachtet." — „Der Bauer kämpft für mich," sprach der Gast und nachdenksamer Ernst legte sich ihm über die bewegten Mienen. — „Ich bat ihn, auch für sein Leben zu opfern, nicht nur um des Königs Sieg." Er sagte: „Nein! Das Fohlen ist nicht gar viel wert. Für zwei Bitten kann ich es dem Wunschgott nicht anrechnen; so opfre ich nur um Sieg."

Der Hörende strich geruhig mit der linken Hand über die stolzen dunkeln Brauen; aber dann verscheuchte er mit hastiger Bewegung des Hauptes die widerstreitenden Gedanken, wandte sich voll der Wirtin zu, beugte sich auf die junge Gestalt herab und musterte sie mit kundigen Blicken.

Sie merkte es nicht: denn sie war mit dem Kinde beschäftigt und, — so schien es — mit ihrer Gewandung. Er hatte einstweilen das kleine, schmale Köpflein, die unschuldigen, im Ausdruck so kindlichen Züge, die zartknochigen

Schultern betrachtet; sein Auge traf jetzt zufällig den jugendlichen Busen, der, vom dichten Haargewog und von dem Rehfell verhüllt, kaum zu erraten war. Da sprach die junge Mutter: „Dich dürstet, Kleine? Nun so trink!" Und ohne irgendwelche Scheu, ohne Besinnen, warf sie die langen, dunkelbraunen Wellen des Haares von der Brust nach rückwärts über die linke Schulter, nestelte die Haken und Ösen des Rehfelles auf, öffnete den Schlitz des darunter liegenden weißen Wollhemdes, daß die linke Brust voll sichtbar ward, und legte das Kind daran, das sofort eifrig sog.

Da wendete blitzschnell der Gast das Auge, das Haupt ganz ab von ihr. — Er errötete, wie, auf schuldhafter That betroffen, ein Knabe. Er sprang auf von der Bank und ging mit hastigen Schritten, der Thüre den Rücken zukehrend, auf und nieder; keinen Blick warf er auf die junge Mutter.

„Ist's nun genug?" koste diese — nach geraumer Weile — das Kind. „So segne dir's die Allnährerin, die große Mutter Odhins." — „Ja, Mutter," flüsterte der Wanderer, „segn' es reichlich dem Kinde." Da lächelte das sehr behaglich, und griff mit den weichen Fingerlein vergnügt in das herabgebeugte Gesicht der Mutter. Der Gast bemerkte, daß sie das Gewand wieder zugehakt hatte. „Wie heißest du?" fragte er nun, das Auge auf sie richtend. — „Bidhja." — „Die Bitte! — Ein holder Frauenname! — Und das Kind?" — „Es hat noch keinen Namen. Wir wählten solang! — Wir stritten — aber nur im Scherze, lieber Gast! — soviel darum: es war unser erster Streit!" und sie lächelte still vor sich hin. — „Vielleicht geb' ich dem Kind dereinst den Namen." — Er blieb hart vor ihr stehn. „Und nach meinem Namen frägst du nicht?" — Sie hob verwehrend den Zeigefinger der Rechten.

„Er hat's verboten." — „Wer? — Dein Mann?" — „Nein doch: — Odhin. Er, selbst oft ein Wandrer, ist der Wegfärtigen Schirmherr. Wirtlichkeit gebeut er den Menschen, die ihn ehren. Wirtlichkeit verwehrt auch, den Gast nach Namen und Sippe zu fragen. Es ward mir schwer — recht schwer —!" Sie sah ihn, emporblickend, verwundert, scheu, aber doch mit ganz unverhohlener Neugier an, die großen, runden, dunkeln Augen schwammen in einem Weiß, das zart bläulich angehaucht war. — „Arg schwer! Denn, . . . seit ich zuerst dich ersah, konnt' ich nicht aufhören, über dich zu staunen. Sieh, wir leben hier ganz einsam. Der nächste Hof, der meiner Eltern, liegt sieben Rasten weit gen Niedergang, der zweitnächste, meines Schwagers, zwölf Rasten weit gen Mitternacht. Ich war noch nie auf einem Opferfest, wo viele Leute zu sehen sein sollen. Ich habe, so alt ich bin — nun volle siebzehn Winter! — keine Menschen gesehen, als die Eltern, die Schwester, den Schwager, Aswin, — den Guten! — zwei sturmverschlagene Fischer und einen felsverstiegenen Jäger. So mußt du mir nicht zürnen, wenn ich über dich staune. — Sehr! — Aber dich fragen? Nie." — „Unrast heiß' ich." — „Oh welch trauriger Name! — Wer dir Rast geben könnte!" — „Du könntest es . ." das war — wider seinen Willen — ungestüm aus ihm hervorgebrochen.

„Ich?" lächelte sie. „Wie könnte ich . . .! Doch ja! Du ruhst und rastest auch hier nicht, unsteter Gast! Bald setzt du dich, bald springst du auf und schreitest hastig umher. Weißt du, was dir fehlt? Eine Arbeit fehlt dir! Nun warte! Da!" Sie reichte ihm den Säugling hin.

Unwillkürlich gehorchend nahm er willig das Kind auf die beiden mächtigen Arme.

„Halte die Kleine einstweilen, bis ich das Feuer auf dem Herd frisch entfacht habe: warme Abendspeise soll

dich erfreuen: köstlicher Hirsebrei! — Die Kleine weint nur, wann sie in der Ecke liegen soll: — auf deinem Arm wird sie — du wirst es sehn! — ganz freundlich mit dir sein. Leg sie nur — beileibe! — nicht nieder, bis ich sie dir wieder abnehme." Schon war sie im Hause verschwunden.

IV.

Da stand er nun, der gewaltige Gott, der Gott des Geistes und aller stolzen Gedanken: recht hilflos stand er da.

Der lange Speer lehnte ihm an der Schulter; das Kindlein beschäftigte vollauf seine beiden Hände und Arme, seine Augen und seine Gedanken. Höchst ungeschickt hielt er's: er fürchtete stets, dem kleinen, so weich anzufühlenden Geschöpf wehe zu thun: hielt er es herzhaft, es zu zerdrücken, hielt er es locker, es fallen zu lassen. Er hätte viel lieber einen schnappenden jungen Drachen getragen! Und während er mit seinen Gedanken der jungen Mutter folgen wollte, mußte er nun ihr ungebärdig Kind behüten! Er konnte gar nicht jenen Gedanken nachhängen: — er mußte stets acht haben, daß ihm das dünne Bündel nicht entschlüpfe, entgleite, entrutsche.

Nach einer kleinen Weile siegte jedoch in ihm über den Unmut der Sinn für das unwiderstehlich Erheiternde an seiner Lage. Denn dem Gotte des Geistes gebrach es nicht an dem Sinn für den das Lächeln erzwingenden Reiz des Selbstwiderspruchs in den Dingen und in dem Gebahren der Lebenden: und bereitwilliger noch und mit

innigerem Genusse lachte der Überlegene — der auch sich selbst Überlegene! — der eignen als anderer Verkehrtheit.

Ein gutmütig Lächeln spielte daher nun um den bärtigen Mund: „Oh Frigg, strenge Braut! Sähest du jetzt deinen Verlobten! Wie er sich einübt — für deine Bedienung. Ei, winzig Wichtlein, so halt' doch still! Was willst du denn eigentlich?"

Er fand es endlich aus: das mit den Ärmchen zappelnde, mit den Beinchen stoßende und strampfende Kind wollte nicht wagrecht liegen, aufrecht wollte es sitzen. Sowie er es auf seinem Arm emporgerichtet, lächelte es ihn freundlich an aus den sanften, großen, schwimmenden, dunkeln Augen der Mutter, griff mit beiden Händchen in den wirren Bart und, die winzigen rosigen Fingerlein nach der Möglichkeit zuerst auseinanderspreizend und dann einbiegend, zauste es ihn recht herzhaft.

„Du! Das lass', kleine Brut! — Bin's nicht gewöhnt! — Das thut weh! Mehr weh als die Armwunde." Er hielt die Kleine nun, vorsichtig, fern ab von seinem Gesicht. Minder erfreut sah sie umher. Da entdeckte sie am vierten Finger seiner rechten Hand einen glänzenden Goldring. Eifrig griff sie danach mit allen zehn Fingern und suchte den abzustreifen. Da das nicht gelang, ward sie ungeduldig: sie verzog das Gesicht zum Weinen. „Ei! Auch noch schreien?" rief der unfreiwillige Pfleger. Er fürchtete sich: alsdann mußte es ja noch viel unbehaglicher werden! So beeilte er sich, der Laune des Pfleglings zu willfahren; er streifte selbst den Ring ab und legte ihn der Kleinen in das Händchen: „aber nur zum Spiele geliehen, du Zappelding, nicht geschenkt; sonst verlör er auf immer die Kraft," flüsterte er.

Das Kind lachte, nickte lebhaft auf das glänzende Spielzeug herab und sah dazwischendurch den Geber an

mit erfreuten, dankenden Äugelein. „Der Liebesring!“ sprach der, ganz betroffen. „Drück' ich daran und wünsche — so ist sie . . .! Und das Kind — ihr Kind — spielt damit! — Da! Da liegt der Zauber am Boden!“

Vorsichtig, behutsam bückte er sich. —

Denn höchst unbequem und ungefüg ward ihm nun die Stellung: — das wieder unruhig strampfende Kind auf dem linken Arm, den langen Speer zwischen dem langen Mantel und den beiden Beinen! — So hockte er denn in steif geradliniger Bewegung nieder, den glatten Reif wieder aufzuheben, der auf der festgestampften Lehmschicht vor der Thüre mutwillig, wie ein belebtes Wesen, elfisch, kreiselnd, umherrollte und sich nicht wieder greifen lassen wollte. Endlich — er war rot im Gesicht geworden — hatte er den tückischen Ring erhascht! Es war eine sehr harmlos aussehende, schlichte Zier, dies schicksalreiche Geschmeide: eine schmale goldne Schlange stellte es dar, dreifach geringelt: der Kopf des Schlängeleins, wachsam nach außen gereckt, blinzelte aus zwei klugen Augen; aus dem kaum geöffneten Munde ragte, nur gerade merkbar, das spitze Zünglein; unter den Schuppen der Windungen aber waren versteckt ein paar Runen angebracht. —

„Es ist doch besser,“ sprach er, das Kleinod in die Gürteltasche schiebend, „ich steck' ihn weg. Trag' ich ihn am Finger, will ihn die begehrliche kleine Elbin wieder haben. Und ich selbst — die Versuchung! . . Nein! . . Geschieht's, — durch Zauberzwang soll's nicht geschehn.“ — „Komm', Unrast, tritt herein zu mir!“ rief von dem Herde heraus die kindliche Stimme. „Alles ist für dich bereit. Ich wart' auf dich, Unrast. Komm' doch!“ — „Sie weiß nicht, was sie redet, was sie ruft,“ sprach er und sprang samt dem Kind und dem Speer über beide Stufen und über die Schwelle. Sie nahm ihm nun die

Kleine ab. „Sie ist so gut haben, nicht? So freundlich! . . . Nicht auf die Herdbank? Auf den Schemel? Nun, wie du willst. — Dort, auf dem Herdrand, steht der Napf. Hier, nimm den Holzlöffel. — Halt! Doch nicht so gierig!"

Der Gott, der nur Wein, niemals Speise zu sich nimmt, hatte so rasch als möglich den Schein des Essens abspielen wollen: allein die junge Hausfrau litt das nicht. „Gemach! Der Brei ist ja noch heiß! Du wirst dir die stolzen, die spöttischen Lippen verbrennen! — Ungeschickter! Ungestümer! Ungeduldiger! — Ja, wahrlich „Unrast" heißest du mit Fug! Ich sehe schon — du hast all deine Lebtage nicht recht gelernt, wie man heißen Brei ißt." — „Nein, leider nicht!" sagte der Gescholtene, ganz kleinlaut. — „Komm', ich werd' es dich lehren." — Sie setzte sich auf die Herdbank dicht vor ihn. — „Wart', ich will ihn dir schon kühlen." Sie blies die Backen auf — gar ernsthaft blickend, mit weit geöffneten Augen, — und hauchte mit aller Macht auf den Inhalt des nur halb gefüllten flachen Holzlöffels: — es ließ ihr gar drollig! — Er mußte wieder — unfreiwillig — lächeln. — Nun schob sie den ersten Löffel voll an seinen bärtigen Mund: gehorsam that er ihn auf und schluckte mit Würgen und Widerstreben das weiche Zeug hinunter.

„Ein so großes Kind hab' ich noch nie gefüttert," lachte sie hell auf. — Aber schau —: die Kleine ist mir — auf dem Arm! — eingeschlafen. Ich lege sie zu Bett."

Sie stand auf und ging mit dem schlummernden Kind in den zweiten — und letzten — Raum, den die Hütte außer der Herdhalle noch enthielt: die Schlafstätte; sie war nur durch einen die Öffnung der Seitenthür füllenden Vorhang aus starkem grauem Segeltuch abgetrennt. Unter dem Vorhange selbst machte sie zögernd Halt: einen raschen

Blick warf sie noch auf den Gast zurück: nun war sie verschwunden hinter den zusammenfallenden Falten.

V.

Sowie sie geschieden, sprang der Wanderer auf, so ungestüm — er stieß den Napf um auf dem Herde. Er schritt in der engen Halle auf und nieder — mit sieben seiner Schritte war sie durchmessen. „Welch Geschöpf, dies junge Reh! Mutter ist sie — und selbst noch Kind! Nicht nur das Blut, die Seele bewegt sie. — — Freilich: sie ist auch rührend in ihrer Unschuld — rührend . . bis zum Erbarmen! — Ein Druck an den Ring — ein Wort des Wunsches und — Nein! — Ich will nicht! — Aber ein Wurf meines Speeres — und sie ist Witwe! Dann — keines Zaubers wird es brauchen. — Und dieser Speerwurf? — Unrecht? — Ja, Odhin, ja, jawohl, Unrecht! Frevel! — Wohlan denn! Soll ein Mann, ein Gott, nicht auch einmal freveln dürfen? Dieser holde Reiz: — er ist mein Lohn für den heutigen Sieg. Warum mir diesen Lohn nicht gönnen? Hei, das heiße Riesenblut, das alt vererbte, braust auf in meinen Adern: es gärt, es glüht! Warum soll gerade ich immer der Weise, der Gerechte, der Tugendliche sein? Das ist sehr wenig — lohnsam! Jeder andere Mann: Gott oder Riese, Elbe oder Menschenmann — der diesen lechzenden Durst verspürte und ihn löschen könnte, — so leicht, so sicher, so unhemmbar gewiß wie ich! — der löschte ihn. Warum soll ich allein nicht . . .?"

„Weil wir dich, Odhin,
Ehren vor allen . . ."

„Horch! Sie betet!“

„Darum flücht' ich zu dir
Und fleh' dich an.“

Er schlich — ganz unhörbar konnte er auftreten — an den Vorhang und spähte durch die Falten. Sie lag auf beiden Knieen, die Linke auf des schlummernden Kindes Brust gespreitet, die Rechte hoch ausgestreckt zum Gebet.

„Es welkte die Welt,
Es risse das Recht,
Es sänke die Sitte,
Die Zucht verzehrte
Gehrende Gier
Und frecher Frevel den Frieden, —
Waltest du nicht,
Weiser Wächter,
Odhin von Asgardh!

Schütze den Schlummer,
Schirme den Schlaf
Dem kleinen Kinde.
Schirme mich selbst
Und auf wilden Wegen
Den guten Gatten
Vor steilem Sturz
Und vor spitzem Speer.
So bete ich bittend
Nacht um Nacht.

Heut aber höre
Besondere Bitte:
Gieb auch dem Gast,
Dem armen Unrast,
Rast und Ruhe
Und Freude des Friedens.

Niemals noch nahte mir
Gleiche Gestalt,

Gleiche Gewalt
Blitzenden Blicks,
Ahnenden, allergrübelnden Auges

Des Mächtigen muß ich,
Ob ich auf andres
Suche zu sinnen,
Dennoch dauernd gedenken.

Gewiß ist er gut:
Guten nur gebt ihr,
Gütige Götter,
Gleiche Gewalt.

So gewährt ihm die Wünsche,
Und des Herzens Hoffen,
Das hastend ihn hetzt,
Ihn unruhig umtreibt,
Den armen Unrast.
Höret ihn, helft ihm,
All ihr Asen
Oben in Asgardh,
Aber vor allen du, Odhin,
Der Wünsche Gewährer."

Da zog ein böses Lächeln um seinen übermütigen Mund: „Der Anfang des Gebetes schreckte zurück. — Aber nun? Nun will sie's ja selber! Sie bittet darum! Wohl denn; — Odhin soll — ihrer Bitte gemäß — Unrast's Wünsche gewähren."

VI.

Alsbald trat Bidhja heraus, sie suchte den Gast. Der saß wieder vor der Thür auf der Bank, den Speer zwischen den Füßen und an die Schulter gelegt, das Haupt in dem weichen Hut an die Holzwand des Hauses gelehnt; sinnend sah er in die immer noch helle Abendluft hinaus. — Sie ließ sich neben ihm nieder. „An was dachtest du?" forschte sie. — „An dich." — Sie lachte. „Was wäre über mich zu denken!" — „Mancherlei. — Du hausest hier einsam, unbefreundet, wann dein Hauswirt fern. Du bedarfst eines Freundes, eines Schützers. Ich will dein Schützer sein." — „Du? . . . Aber du wohnst doch . . .?" — „Ganz wo anders. Doch weiß ich mancherlei Zauber zu üben . . ." Erschrocken sah sie zu ihm empor, mit Grauen: allein es mischte sich ein leises Wohlgefallen in dies Grauen, als sie, kopfnickend, sprach: „Ich glaube das wohl von dir! — Nur guten Zauber doch!" — „Das wird von dir abhängen." — „Von mir?" staunte sie. — „Ich gebe Bidhja drei Bitten frei —: was auch du begehrst, es soll geschehen."

Da patschte das junge Weib die kleinen Hände zusammen und lachte hellauf: „Höre, das glaub' ich dir nicht! Zum Zaubern gehören Stab und Runen und Kessel und Sud. Aber nur so wünschen? Ei, ich versuch's! Gleich! Mir thut's lange schon leid, daß ich — das Ael ist uns ausgegangen — dir keinen Trunk bieten konnte. So wünsch ich denn: mein großer Zuber in der Gerätkammer soll vor dir stehen, gefüllt mit bestem Ael."

Da fuhr sie zusammen, die Kleine: noch weiter öffneten sich die großen, runden Augen: ihr alter zweihenkeliger bauchiger Holzzuber, vielfach geflickt, stand vor dem Gast:

und gelbweißer Aelschaum floß an beiden Seiten daran herab. Der Wanderer wollte zürnen: allein, wie er das verdutzte und doch erfreute Gesicht der Wirtin sah, da zog ihm, halb wider Willen, ein Lächeln über den Mund: „Kleingläubige! Eine Bitte schon verscherzt!“ Er stieß mit dem Fuße den Zuber um, das Ael floß auf die Erde. — „Was thust du? So trinke doch!“ — „Ich trinke nur Wein.“ — „Was ist das? — — Aber gleichviel! Nun ich sehe, es ist richtig mit dem Wunschzauber, — nun will ich auch gleich das allerheißest Ersehnte wünschen. Meiner Schwester Kind, etwa so alt wie meines, prangt im schönsten, rotgesäumten, weißen Wolltuch. Oft sah ich's mit Neid. Wir sind zu arm, dergleichen zu ertauschen. Solch Wolltuch, zweimal solang, wie die Nichte hat, soll mir stracks auf den Knieen hier liegen.“

Und da lag es.

Hastig sprang der Gast auf und hielt ihr den vor Staunen geöffneten Mund zu.

„Kindisch Geschöpf! Schweig!“ grollte er. „Und das,“ raunte er mit sich selbst, „das sollte mir Ersatz sein für Frigg, für das hohe Weib, das kluge, mit den himmelsklaren, ernsten Augen, mit den hohen, den ewigen Gedanken. Ein Spielzeug wäre sie, ein anmutiges, nicht aber Odhins Genossin! — Verscherze nicht auch den dritten Wunsch noch! Du könntest ihn brauchen! Die letzte Bitte spare dir auf und — nach meinem Rate bitte sie einst. Ich gebiet' es.“

„Und ich gehorche,“ hauchte die junge Frau, leise bebend, wie sie sich erhob, die langen dunkeln Wimpern scheu senkend, nachdem sie vergeblich versucht hatte, seinen strengen Blick zu tragen. Das ließ ihr sehr hold, sehr gewinnend: der Gast schien die Sanftmut, die Demut zu lieben. „Ob wohl Frigg lieben kann, wie diese sanfte

Seele ihren Gatten liebt? Ob Frigga jemals so weich, so ganz aus Herzens Grund sich fügen kann?“ sann er. Und es fesselte ihm die kindliche, zarte, zage Gestalt die nachdenkliche, die vergleichende Betrachtung.

Ein Schweigen entstand. —

Beunruhigt wagte Bidhja, obwohl noch verschüchtert, das Auge wieder aufzuschlagen. Aber sie erschrak nun mehr als zuvor über einen lodernden Blick, der sie zu verzehren schien.

Sie wollte zuerst weichen, fliehen in das Haus. Allein sie fühlte, dann würde dieser Blick ihr folgen. Und das — gerade das! — fürchtete sie. So überwand sie den feigen Einfall der Flucht, überwand sogar die Furcht — denn dieses Antlitz flößte doch auch Vertrauen ein — und nun trat sie plötzlich rasch auf ihren gewaltigen Gast zu. Mit der Bewegung eines schutzflehenden Kindes legte sie ihm die Innenfläche der rechten Hand unter seinem zurückwehenden Mantel auf die linke Brust.

Wohl erschrak sie aufs neue ein wenig, wie sie den machtvollen, den hastenden Herzschlag verspürte. Allein sie bezwang auch *diese* Scheu, und die langbewimperten Augen zu ihm aufschlagend mit dem Ausdruck des todesbangen Rehes bat sie mit unwiderstehlicher Innigkeit: „Bitte, Lieber, schau mich so nicht, so mich nie mehr an! Ist es Zorn? — Ist es Haß? — Was that ich dir zu leid? — Ich weiß es nicht! — Doch kann ich das — diesen Blick — nicht ertragen. Nie blickte ein Mensch — auch Aswin nicht — mich also an. Ich bin dir gut, du wundersamer Fremdling. So hilflos gut! O bitte — sei du auch gut gegen mich. *Bitte!*“

Da zog in des Wanderers breite Brust allüberwältigend Erbarmen, jede andere Regung verdrängend. Aus seinem Auge schwand das Lodern: er senkte die stolz erhobene

Stirn und väterlich, wie segnend, strich er leicht über das kleine zierliche dunkelbraune Köpflein hin: „Du rührend Kind! Du reines Herz! Mir ist: deinem Bitten kann niemand widerstehen. — Leb wohl."

Vidhja hatte, zusammenschauernd unter seiner leisen Berührung — es war die erste gewesen — das Haupt tief gebeugt. Als sie es nun wieder hob und die Augen dankend aufrichtete, — da war der Gast verschwunden.

Vergeblich spähte sie überall umher, den Weg verfolgend, auf dem er den Hügel heraufgekommen, — den entgegengesetzten Pfad, an der Hütte vorbei — dann nach beiden Seiten: nirgend war er zu sehen. Ratlos, erstaunt sah sie unwillkürlich nach oben in das nun tief schattende dämmernde Abendgewölk: — ein plötzlicher Windstoß trieb die Nebel von der Erde empor: da war ihr, eine von den hochgetürmten dunkeln Wolken gleiche dem Mann in Mantel und Hut; auch der lange Wolkenspeer in der Rechten fehlte nicht. „Wie thöricht," lächelte sie still vor sich hin. „Ich meine, ich muß ihn noch sehen: — überall sehn. Nun seh ich ihn gar in den Wolken! — Sofort muß ich Aswin von ihm sagen — Aswin kommt ja morgen, — sicher. — Aber Unrast? Wann kommt Er wieder? — Niemals wieder?"

Sie legte gar ehrfürchtig das zaubergespendete Wolltuch über die Schulter und ging auf das Haus zu. Langsam ging sie, zögernd, Schritt für Schritt. Auf der Schwelle blieb sie stehen: nochmal sah sie zu jenem fliegenden Wolkengebild hinauf: es war völlig verschwunden.

Sinnend, den Kopf leise schüttelnd, trat sie über die Schwelle. Sie legte sich auf das Lager — aus Schilf und Moos aufgeschüttet, — neben ihr Kind. — Aber sie fand nicht Schlaf. — —

VII.

Sausend war der Gott, von dem dunkeln Mantel wie von Adlerflügeln getragen, in ungestümer Bewegung durch das Gewölk gen Asgardh emporgefahren.

„Oh Frigga, Frigga! Grausame Braut!“ grollte er. „Zu dir! Rasch zu dir! Alles sagen! Dir aufdecken, welche Qual dein Nein über mich verhängt. Aber auch davon will sie ja nichts hören. Glut schoß ihr neulich in die bleichen Wangen: — hastig schritt sie von mir hinweg. War es süße Scham? Eher herber Zorn! Denn nicht sanft —: herbe ist sie! Gleichviel! Alles soll sie hören. Sie soll doch ahnen, wozu ihr ewig Nein mich treibt — mich treiben könnte.“

In Asgardh angelangt, eilte er sofort mit starken Schritten, an Walhall vorüber, auf Fensal, Friggas Halle, zu. Weitab lag die vom Lärme Walhalls, unter dem Schatten dichter, schönblättriger Linden; ein Quell floß hier durch Wiesen hin; auf denen blühten zarte Blumen jahraus, jahrein.

Seine lauten Tritte auf dem engen, mit Steinen belegten Pfade, der den Rasen durchschnitt, scheuchten die weißen Tauben der Göttin auf, die — war es doch nun schon dunkle Nacht — oberhalb des Simses der Hallenthür sich zu Rüste gesetzt; verschüchtert flogen sie auf und umflatterten mit laut klatschenden Flügelschlägen unschlüssig das Dach.

Dem späten Besucher däuchte, aus dem Schlafsaal, dessen Fenster durch Läden fest geschlossen war, glimme durch eine schmale Ritze im Holze Licht. Er hoffte, er wünschte es so heiß! Vielleicht sah er's nur deshalb.

Mit Einem Sprung setzte er über die sieben Stufen,

die von dem Vorhof an die breite Schwelle der Pforte hinaufführten.

Hochklopfenden Herzens wollte er anpochen mit der wie im Zorn geballten Faust: — er achtete nicht in seiner Ungeduld des ehernen Thürklopfers in Hammergestalt, den kunstreiche Zwerge der schönen Göttin geschmiedet hatten. Aber siehe, da ward von innen die Thüre geräuschlos aufgethan und auf der Schwelle erschien, im weißen Nachtgewand, Lofn, Friggs kindjunge Dienerin. Sie trug in der Rechten einen matt brennenden Span von Wacholder: — würzig, aber herb und streng, duftete das zähe Holz im Glimmen. Zwei Finger der Linken hielt sie an den Mund, Schweigen bedeutend.

Wunderbar! Beschwichtend nicht, aber zurückschreckend, Scheu erzwingend wirkte auf den ungestüm Verlangenden der tiefe, der keusche Friede dieser Frauen-Siedelung. — — —

Der Hoffnung traurig entsagend flüsterte er — der stummen Mahnung gehorsam die starke Stimme mäßigend —: „Meine Braut? — Ich will sie sehen — sprechen.“ Die Jungfrau schüttelte das Haupt, über das der weiße Nachtmantel gezogen war, und noch leiser als die Frage kam der Bescheid: „Niemand naht Frigga zur Nacht! — Lang harrte sie Odhins beim Siegesmahl. — Er kam nicht. — Nun schläft sie.“

Schmerzlich, grollend, grimmig furchte der Sehnende die gewaltigen Brauen. Rasch, wie der Wirbelwind thut, drehte er sich um sich selbst. Ohne Wort, ohne Gruß, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, schlug er den weitfaltigen Mantel um die breiten Schultern, stöhnte einmal auf und stürmte hinweg. —

Bald lag er auf seinem ruhelosen Ruhebett. Unsanft stieß er die treuen Wölfe von sich, die ihm den Fuß lecken wollten. Das dichte Fell des Eisbären, welches das Eichen-

holzgestell des Lagers bedeckte, schleuderte er zur Erde. Es war zu heiß, zu weich! Auf das harte Holz drückte er mit wollüstiger Pein Schultern und Rücken, bis sie schmerzten. Die Quetschwunde am linken Arm brannte. Das freute ihn. Es that ihm wohl.

Er wälzte das Haupt voll tobender Gedanken auf dem Eichenbrett rastlos hin und her — alle noch übrigen Stunden der Nacht. „Oh Frigg," knirschte er einmal, „soll ich dich aus Liebe hassen müssen? Wenig fehlt! Nichts fehlt! Ich hasse dich — vor Sehnsucht. Warte! Wehe dir: — morgen!" Er schlief so wenig in Gladsheim, als Vidhja unten auf Erden.

Auch in Fensal brannte Licht im Schlafgemach die ganze Nacht. —

Durch die Ladenritze hatte die Braut lange, lange Stunden unablässig ausgespäht, bis sie den wohlbekannten, den wogenden Schritt hatte heranhasten hören, bis sie die dunkle Gestalt erkannt. Dann war sie — tief verschämt, errötend — von dem Fenster zurückgetreten, das herabgleitende Nachtgewand sorglich mit beiden Händen über den wunderschönen Busen emporhebend — als ob sein Blick den dichten Laden hätte durchdringen können! — —

Erst als er scheidend von den Stufen herabsprang, trat sie wieder an den Laden, — sie sah dem Hinwegbrausenden nach, immer nach: — die weiße Stirn an das harte Holz pressend, bis auch der letzte Schatten seines fliegenden Mantels verschwunden war. — Dann trat sie — unverwandten Auges — zurück und sank auf das weiße, das schneeig-weiße Lager; aus den weichen Fellen weißer Hirsche war es aufgeschichtet.

Sie stützte beide Ellbogen auf die Kniee und in die beiden schmal zulaufenden Hände vornübergebeugt das

herrliche, das edel gebildete Haupt. Gelöst flutete ihr auf die schwer wogenden Brüste das hellblonde Haar in kurz gebrochenen Wellen: und sie weinte, weinte, weinte — ohne Wort, ohne Seufzer sogar.

Und jede ihrer Thränen ward zu Gold. —

Am andern Morgen früh legte ihr Lofn in ihrer weißen Schürze zusammengehäuft die vielen kleinen goldnen Kugeln vor. „Ein ganzes Halsgeschmeide!" klagte die Vielgetreue. — „Leg's zu den andern Reihen." — „Es sind schon gar viele." — „Ich weiß! Ihm gehören sie. Ihn sollen sie schmücken."

VIII.

Kaum hatte an diesem Morgen der Sonnengott die lichtmähnigen Rosse vor den goldenen Wagen geschirrt, — schon stand Odhin in der Gasthalle zu Fensal vor seiner Braut, der herrlichen.

Nichts, keine Bewegung, kein Zittern, keine Miene in dem wundervoll schönen, aber strengen und kalten, undurchdringbar vom Willen gehüteten Antlitz verriet ihm irgendwelche Empfindung. Nur daß die weiße Stirn errötete, konnte sie nicht hindern. Und weil sie das fühlte, schlug sie schämig die langen Wimpern, die sonnenfarbenen, nieder. Das leuchtende Haar, auf der Mitte der Stirn in zwei Hälften gestrichen, strömte in langen Wogen über ihre Schultern bis unterhalb der Kniee: — sie trug kein Gold, als dies ihr Haar. — Das ganz weiße, faltige Gewand war mit handbreitem hellblauem Saum eingefaßt; die herrlich gerundeten, marmorweißen Arme glänzten, voll sichtbar: denn den blauen Mantel hatte sie von den Schultern gelöst und über die Rückenlehne ihres kunstvoll geschnitzten

Hochsitzes gelegt; auf ihrer linken Achsel wiegte sich eine ihrer weißen Tauben.

Sie ließ die Spindel, weithin sie auswerfend über die drei Stufen des Hochsitzes hinab, auf dem glattgestampften Estrich schnurrend tanzen: unverwandt waren auf diese Spindel die scharf gesenkten, kühlen, lichten, wasserblauen Augen gerichtet: — nur mit kaum merkbarem Beugen des Hauptes, nicht mit Wort, nicht mit Blick, hatte sie des Eintretenden Gruß, seinen Heilruf erwidert.

Lofn saß zu ihren Füßen auf der mittleren Stufe des Hochsitzes und zupfte einen frischen Wocken für die nimmer rastende Spindel zurecht.

Der Hochsitz füllte die Mitte des Hintergrundes der geräumigen Halle — der Eintretende war nahe der Schwelle stehen geblieben: — so trennte beide ein gar weiter Zwischenraum.

Schweigen entstand, nachdem die Braut nur stumm gegrüßt hatte. Bang, furchtsam blickte Lofn von ihrer Stufe zu Odhin auf. Da wies dieser plötzlich, mit gebieterischem Ausstrecken des Armes, nach der Eingangsthüre: — er hatte sie offen gelassen. So ungestüm war die überraschende Bewegung, daß die Taube, wild erschrocken, von der Schulter der Herrin auffuhr und pfeilschnell zur Thüre hinausschoß: — eilfertig folgte Lofn, ihren Wocken wirr zusammenpackend, desselbigen Weges. —

Die Herrin sah nun auf von der Spindel: streng gefurcht war die weiße Stirn und herbe klang die Stimme, als sie, die Erregung verhaltend, sprach: „Odhin von Asgardh, Ärgster der Argen! Du gebietest in meinem Hause?" — Da er beharrlich schwieg, fuhr sie fort: „Was soll's? — Was hast du mir — mir allein — zu sagen?"

„Viel!" grollte er. „Nun, Frigga, rüste dich zum Kampfe ..." Drohend, nahezu feindlich, hatte er begonnen.

Jedoch, wie er nun mit durstigen Augen in sich sog all diese strahlende Schönheit, diese unwiderstehliche Anmut, welche wie eitel Wohllaut sie umflutete, — da schmolz ihm der eherne Groll und begeistert fuhr er fort: „du schönstes aller Weiber und — geliebtestes.“

Stumm wandte sie, wie um nicht weiter zu hören, das herrliche Haupt zur Seite. Unendlicher Liebreiz lag in der Bewegung, wie in jeglicher Regung dieser wonnigen Gestalt.

Er warf hastig den Hut und den Mantel auf die Rundbank, die sich um die ganze Halle hinzog; im dunkelblauen Wollwams stand er nun, über die Schulter hing ihm, mit Silber beschlagen, das mächtige Hifthorn.

Er trat ihr rasch mehrere Schritte näher: aber zurückgestoßen von ihrer Ruhe machte er plötzlich wieder Halt; er kam so an den Mittelpfeiler der Halle zu stehen; er lehnte sich daran mit dem Rücken; er schlang, hoch sich reckend, den linken Arm um den Pfeiler und drückte ihn an sich, die wilde Erregung zu meistern. Bald ließ er ihn wieder los, durchmaß die Halle nach rechts und nach links mit starken Schritten, jedoch die Augen nicht lösend von der schweigsamen Spinnerin und immer bald wieder gerade ihr gegenüber Halt machend.

Sie aber, die fein geschnittenen Lippen fest zusammenschließend, rührte und regte sich nicht — auch nicht ein kleines! — auf ihrem stolzen Hochsitz. Eifrig, unablässig, kaum je aufblickend spann sie weiter.

IX.

„Fürchte nicht," begann er — mit solcher Ruhe, daß sie insgeheim erstaunte: aber bald fühlte sie, wie gewaltsam erzwungen diese Bändigung war — „ich dränge dich nochmal. Heiß ist meine Liebe: aber doch hat die Glut noch nicht allen Mannesstolz ausgebrannt in Odhin von Asgardh. Wenn es dir denn noch immer so ganz unerträglich ist, mein Weib zu werden" — da bebte seine Stimme vor zornigem Groll — „so — warte noch. Höre nur, was du wissen mußt. Ich fand gestern Abend" — und nun spähte sein Auge gespannt auf jede leiseste Regung in ihren Mienen — „ich fand — ein junges Weib: — Vidhja."

Rasch schlug Frigga die gesenkten Wimpern auf: — es war nur Ein Blick — sofort kehrte die eisige Ruhe auf ihr Antlitz zurück: — und doch hatte der Spähende es vermerkt. —

Sie nickte. „Du kennst sie also," fuhr er fort. — „Sie gefällt mir. — Ich werde ihr Freund, sie wird meine Freundin sein." Da sprach die Braut, den reizvollen Mund so wenig wie möglich öffnend, mit herbstem Ton: „Es giebt nicht Freundschaft zwischen Mann und Weib. Nur Verlöbnis, Ehe oder — Frevel." — „Oho," lachte der Gott, laut, schallend auf und fuhr rasch, wie vergnügt, einmal mit der Rechten über Bart und Kinn. „Wer hat dich diese Weisheit gelehrt?" — „Ich brauchte sie nicht zu lernen. Der Ehe Göttin heiß' ich." — „Wirst es aber — in Wahrheit — erst werden, nachdem du mein Weib geworden. Eine Jungfrau — Göttin der Ehe!"

„Auch dein eigner Sohn — Loki — gab mir darin

Recht." — „Ei, Loki? Der noch niemals log?" — „Diesmal log er nicht. — Er meinte, nur drei Fälle kenne er vom Gegenteil. Im ersten zählte der Freund achtzig Winter. Im zweiten war der Freund blind und die Freundin blind und taub. Im dritten waren beide jung, aber die Freundin häßlich wie die Fledermaus. Da liebte nur *sie ihn*." — „Nicht übel! Aber echte Loki-Bosheit: lose Loki-Lügen! So schlimm ist's doch wahrlich nicht. — Und wär' es so: was schadet es, wenn wirklich durch die Freundschaft, die sonst deinem weißen, farblosen Flachse da[s] gleicht, wenn wirklich durch die Freundschaft zwischen Mann und Weib ein feiner hellroter Faden sich, lebhaft gleißend, durchzieht: — wie wenn ein Haar Freias, der rotlockigen, hindurchgeflochten wäre? Was schadet es?" Er schwieg und spähte.

Aber ganz ruhig sprach sie diesmal: „Sprich doch die Wahrheit, Gott der Arglist. Deine Buhle soll sie werden." Den Blick noch schärfer schärfend als je rief er überraschend: „Und wenn?" Sie zuckte ganz leise. „Du weißt es ja," fuhr er ruhig, den linken Arm wieder um den Pfeiler schlingend und das Haupt leicht senkend, fort: „nach dem zweifellosen alten Recht der Götter hier oben in Asgardh, gleichwie der Menschen auf Erden, soweit in allen Landen sie uns Asen verehren: — nur Braut und Eheweib bindet die Pflicht der Treue, nicht Bräutigam, nicht Gatten. Mit Maiden oder Witwen mag er der Liebe pflegen: nicht Sitte verwehren's, nicht Recht." — „Jawohl, ich kenne es, dies Recht: es ist scheußlich." — Der Gott zuckte die Achseln. „Aber *Recht*." — „Un-Recht!" — „Nein, Recht ist es." — „Bei uns. Nicht überall." — „Aber *bei uns*." — „Man flüstert: fern im Morgenland wird einst eine neue Lehre künden ein neuer Gott . . . —"

Da ballte Odhin grimmig die Faust um den Griff des

Kurzschwerts, das in seinem Wehrgurt hing, sein graues Auge loderte wild auf und drohend sprach er: „Auch ich hörte von ihm raunen. In Jünglingsgestalt soll er dereinst erscheinen. Oh, stellte er sich doch zum Schwertkampf mir: — Ich gäb' ihm Brünne, Schild und Helm voraus — und wir kämpften — kämpften um die Herrschaft der Welt."

„Nach seiner Lehre werden Braut und Frau die gleichen Rechte auf Treue haben wie Bräutigam und Ehemann." — „So? — Wenn's dann nur auch gehalten wird! Ich meine, nicht nur von den Schwachen, auch von den Starken."

„Und dies bei uns geltende Recht der Männer, — ach, es ist auch für uns Frauen „Recht"! — das habt ihr Männer gemacht, wie's euch Männern behagt." — „Jawohl. Und alles Recht werden die Männer machen, solange die Männer mehr Vernunft haben, es zu denken, als die Weiber. Und mehr Kraft haben, es zu schützen. Also immer." — „Es ist scheußlich, sag' ich dir. Ein Mann hat nur Ein Herz: — wie kann er mehr als Ein Weib lieben?" Sie hatte das heftig hervorgestoßen.

Mit Wohlgefallen hatte er die rascheren, lauteren Worte gehört. Er schwieg eine Weile, kühl sie musternd. Dann sprach er spöttisch, die grauen Augen zusammendrückend und den breiten Bart langsam spitz zusammendrehend: „Doch auch Frauen — so sagen die Leute! — haben schon manchmal — es soll vorkommen! — als Witwen die Arme geschlungen um den — zweiten Gemahl." Sie hob streng die Brauen: „Mit Friggas Segen — nie und nimmermehr! „Ein Leib, Ein Herz, Ein Gatte": — das ist Friggas Recht." — „Zum Glücke für die armen Witwen gilt es aber nicht, dies allzu grausame Recht! Sie sind so erinnerungsreich! Und so hoffnungswarm!"

— „Höhne nicht! Höhne die Frauen nicht! Es erregt mir den Zorn." — Sehr zufrieden dachte der Gott: „Das seh' ich." Aber er sagte es nicht. — „Und du" — hier flog ihm ein rascher Blick zu — „als der Gott des Gesanges, der Dichtung — du nimmst dir darin wohl mehr noch als andre in Anspruch?"

Aber Odhin schüttelte das hohe Haupt: plötzlich war er sehr ernst geworden: „Mitnichten! Der Sänger, der hierin ein Mehr für sich begehrt — über der andern Maß hinaus — zu den Göttern etwa wähnt er sich dadurch zu heben? Der Thor! Zu den Tieren senkt er sich dadurch hinab. Mag sein, daß heißere Gluten, lockendere Bilder als andern ihm aufsteigen: dafür beflügeln ihn die Schwingen der Begeisterung: nach oben tragen, nicht nach unten reißen sie. — Ich verlange nichts, als was Sitte und Recht allen verstatten."

„Doch — Vidhja ist Aswins Weib: du brichst sein Recht." — „Sie wird bald Witwe sein." Er hatte das ganz tonlos, ganz kurz gesagt, aber dabei scharf, wie nie zuvor, auf ihr Antlitz geblickt. — „Mörder!" scholl es da und es sprühte wie Feuer auf ihn aus den strengen blauen Augen. Behaglich strich der Geschmähte dreimal langsam den wirren Bart. „Das wollt' ich nur hören!" Er lächelte fein. „Nun hab ich dich, wo ich dich wollte: — im Unrecht wider mich mit solch ungerechtem Wort. — Soweit reißt meine verschlossene Braut dahin die —" — „Vielleicht die Eifersucht?" Sie lachte laut. „Geh! Küsse, wen du willst." — „Vidhja nicht, bis Aswin fiel. — Nicht durch mich. — Nicht nach meinem *Willen* auch, wie du jetzt wähnst. Ich fragte soeben auf meinem Weg nach Fensal die Walküren: — frühwache Mädchen sind's. — Sie warfen die Lose. Nach unabwendbarem, nornengewobenem Verhängnis fällt Aswin heute Morgen noch im Kampf,

im Sieg — bevor er seine Hütte wieder sieht: vom Opfermahl hinweg ging's in die Schlacht. — Brunhild wird ihn auf Grani gen Walhall tragen."

„So geh denn hin und übe dein abscheulich Recht! Mittels jenes" — sie schauerte vor tiefinnerem Weh — „jenes abscheulichen Zaubergolds an deinem Finger." Sie ward glutrot vor heil'gem Zorn; ihr Busen wogte.

„Weshalb nennst du Recht und Ring abscheulich?" Er ward stets kühler in seinem Ausdruck. — „Weil sie es sind! — Du sagst: du liebst mich?" — „Ich liebe dich." — „Und Vidhja auch? Das ist —" — „Unmöglich, willst du sagen? Du siehst soeben, daß es möglich ist." — „So ist es: wie Krankheit und Laster."

X.

„Ei, — laß sehen! — doch vielleicht nicht völlig so," erwiderte Odhin, ganz langsam, bedächtig sprechend, und so ruhig, als ob ihn die Frage gar nicht angehe. Er lehnte das erhobene Haupt fest an den Pfeiler und schob wiederholt mit der Linken den Bart nach beiden Seiten von den Lippen. Grübelnd, sinnend sprach er vor sich hin, nicht für die Hörerin, — so schien es — nur um für sich selbst das Richtige zu suchen: „Wenn ich nun sagte: in meines Wesens Harfenspiel sind gar viele Saiten ausgespannt. Kann Ein Weib sie alle schwingen und tönen machen? Oder wenn ich nun erwiderte: in meines Wesens meeresweitem Spiegel glänzen alle Sterne wider, nicht Einer nur? Oder denk' es einmal so: allem Schönen die eigene Eigenart aufzuprägen, drängt es den Mann. Wie,

wenn nun, nach urweiser, ew'ger Einrichtung der Welt, die reichste Möglichkeit des Schönen in der Welt gerade darauf beruhte, daß es den Starken treibt, sich allem Schönsten zu verbinden? Wenn ..." — „Schweig, arger Gott! Mit Recht den Grübler schilt man dich." — „Mir klingt die Schelte wie Lob. — Und Eins ist freilich wahr," — fuhr er wieder, ganz wie in Sinnen verloren, fort, „was den Dichter angeht: Dichten ist Zeugen. Die gleiche Heißglut, die das Leben zeugt, zeugt auch das Lied. Feuer in die Harfe, oder Harfe ins Feuer! Die gleiche Begeisterung, der gleiche Rausch, ja die Berauschung in Schönheit, reißt den Bräutigam zur Braut dahin" — da loderten seine Augen, die er halb geschlossen gehalten hatte, plötzlich in heißem Blick auf die herrliche Gestalt — „und zum Lied den Dichter. Nie hab' ich schön — wahrhaft schön! — gedichtet, als wann ich liebte. Und: das höchste Gut des Sängers ist die Schönheit." — „Mir aber tönt im Ohre noch ein ander Wort," sprach sie vorwurfsvoll, verweisend: sie hielt ein im Spinnen und hob mahnend den Zeigefinger der Rechten: sie sah ihn voll an und unendlich edel war ihr Blick, als sie feierlich sprach: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk." „Wer sprach wohl dieses Wort?" — „Ich sprach es. Und ich sprech' es noch. Dies Wort bleibt stehn. Und noch ein andres auch: „der ist kein Sänger, der kein Held." Erst auch dem Sänger den Helm auf das Haupt und auf den Helm den blutbesprengten Eichkranz des Sieges oder des Heldentods. Hab' ich jemals solche Mannespflicht versäumt? Noch brennt die Wunde hier, in meinem Schildarm. Und das merke: auch wenn ich jemals ruhen darf an deiner weißen Brust: — von deinem süßesten Kusse reiß' ich mich los, wann das Heerhorn ruft in die tosende Schlacht! — Nach dem Sieg aber soll dem Sänger das Gelock der

Kranz des Schönen kränzen, ja muß ihn der Trank des Schönen laben: sonst elend verlechzt ihm vor tödlichem Durst die verschmachtende Seele."

Begeistert, laut, feurig schloß der Gott, der kühl und nachsinnend begonnen. Fortgerissen hatte er fortreißend gesprochen. Denn viel weniger herb als zuvor, eher wehmütig, klang die Stimme Friggs, als sie nun seufzte: „Verderblicher! Gunlödh — Laufeja — Harpa — Vidhja! Wer wird das letzte deiner Opfer sein?" — „Opfer? — Frage sie doch, ob sie bereuen! Ob sie um ein ganzes langes Leben gewöhnlichen Erdenglückes den kurzen Wonnerausch in Odhins Armen zurücktauschen? — Frage sie doch! — Und trieb mich etwa Selbstsucht nur und dumpfe Gier? Haben nicht die Sterne auch diese meiner Schritte gelenkt? Gewann nur ich dabei oder gewann das All? Möchtest du etwa Harpa missen, die Sterbliche, die ich zu unsterblichem Harfenschlag in Asgardh mir gesellt, mir — und euch allen? Und Laufejas Sohn? Nicht viel trau' ich ihm zwar, dem listreichen Loki! — Aber du selbst, — möchtest du den Schlauen entbehren im Rate der Götter? — Und Gunlödh? — Wohl nahm ich den Met der milden Maid und ließ Gunlödh sich grämen: — aber der Dichtung berauschenden Wonnetrank errang ich damit: nicht mir allein, — ihr und allen Wesen zu köstlichster Labe. So ward es stets dem weiten All zum Segen, wann Schönheit mich begeisterte, wann aus meines Wesens Eigenart ein frischer Sproß erwuchs."

„Aber auch Freia!" Da stieg ihr lodernde Glut in die weiße Stirn. „Wähnst du, ich erriet nicht längst, um wessen willen allein aus Wanaheim nach Asgardh überzusiedeln sie sich entschloß — sie, die verhaßte Bethörerin von allem, was da Mann ist: — diese überall umherzüngelnde rote Flamme?" Heftig drückte die zürnende

Göttin die stolzen, schmalen Lippen zusammen. Aber er lächelte und strich geruhig mit der Hand über seine mächtige Stirn: „Nicht gar so bitter, mein' ich, solltest du doch von ihr reden, von der Rotlockigen. Es ist nun einmal der Flamme Art: sie will brennen." — „Und meine Art ist's, die schädliche Flamme auszutreten." — „Mir hat sie nicht geschadet." — „Ich weiß," sprach Frigg, beinahe freundlich, mit einem frohen, lobenden, dankenden Blick: „die Allberückerin, — dich hat sie nicht berückt. Doch that sie redlich dazu, was sie konnte." Er schüttelte ruhig das dunkle Gelock und lächelte stolz vor sich hin: „Ein Weib, das auf mich zielte, traf mich noch nie. — Also ergieb dich drein" — fuhr er, nun wieder ganz kühl, mit scharf prüfendem Blicke, fort. „Viele Saiten sind — ich sagt' es schon — in meiner Brust gespannt — laß sie doch alle tönen!"

XI.

„Nein, Odhin von Asgardh, nein!" rief da die Braut, aufschauend von ihrer Arbeit und ihn voll anblickend. „So argklug du bist, — welch schicksalsschwere Entscheidung du heute herbeibeschworen hast mit deinen ruchlosen Reden, — du ahnst es nicht." — „Vielleicht doch ein klein wenig," lächelte der Gott ganz heimlich in den Bart: das graue Auge leuchtete in aufsprühender Freude: es stand ihm schön. „Entweder," fuhr sie drohend fort, „all deine bösen, zucht- und scham- und zügellosen Worte waren nur in grausamem Spiel geschnellte Geschosse mit vergifteten Widerhaken, — unausreißlichen! — gezielt auf dieses panzerlose Herz . . . ." da bebte ihr die Stimme.

„Oh wär' es endlich panzerlos," flüsterte er zu sich selbst, entzückt aufhorchend.

„Oder: sie waren dir Ernst! Und dann, Odhin von Asgardh — schön wie du bist, — gewaltig wie du bist — gewaltig, wie du dir heranzwingst die Herzen: — das heißt: anderer Herzen!" — besserte sie hastig — „dann reiß' ich mich los von dir auf immerdar."

„Gegen Nornenspruch und Sternengang?"

„Mein Herz ist meine Norne, mein klares Auge ist mein Stern! — Willst du wirklich — du! — der groß wie keiner ist — wie sie sagen! — willst du wirklich jenes ekle Recht, — das Recht der Untreue! — üben gegen Frigg — diese Frigga, die hier vor dir steht?" — Sie sprang vom Sitz empor: — „mit deinem Fluch-Ring, den dir üble Zwerge schmiedeten: — so wirf dich in den trüben Gischt deines wilden Begehrens: — mir aber wirst du dann nicht mehr an die Fingerspitze, nicht an den Saum mehr rühren meines weißen Gewandes: denn er ist rein. Ja oder nein: Alle oder Frigg — oder: Frigg und keine sonst mehr. — Wähle, Odhin von Asgardh."

Und die verhaltene Maid, die strenge, die fühllose Jungfrau war nun von ihrem Hochsitz heruntergebraust, einer weißen Wolke vergleichbar. Die Spindel, die sonst so emsig gepflegte, hatte sie zornig auf den Estrich geschleudert. So ungestüm wogte der herrliche, der hochgewölbte Busen, daß die Nadel an der Spange ihres Gewandes barst. Hochrot glühten die länglichen Wangen, das sonst so kühle, herbe Auge funkelte und, leise knisternd, hob sich auf dem Scheitel ihr gewelltes Haar. So stand sie vor ihm, drohend, und, weil feurig, ob auch nur im Grimme feurig, schön wie nie zuvor.

Auflodernd rief der Bräutigam: „Gegrüßt, du heil'ger,

schöner Zorn! Du bist der Liebe plauderhafter Bote." Sie trat einen Schritt zurück: leicht errötend schüttelte sie leise das Haupt: „Liebe? — Ich weiß von Liebe nicht. Du aber bedenke stets: nur der Ratschluß der versammelten Götter hat, nachdem du um mich geworben, mich als Braut dir zugesprochen, nicht meine Wahl." — „Ich weiß, ich weiß! Nur deine Hand hat all mein Werben mir eingetragen: — all mein Ringen um dein Herz — es blieb umsonst! O Schmach und Schmerz und wildes Weh! Du bist das erste Weib, das Odhin verschmäht." — „Wie?" grollte die keusche Göttin, „rühmst du vor Frigga deine Siege?" — „O nein," rief er leidenschaftlich ausbrechend, in tiefstem, bitterstem Weh, „ich beklage sie, ich verfluche sie, ich verwünsche sie! Und dich klag' ich um sie an! — Du — du — allein hast sie verschuldet!" — „Ich!"

„Ja du, Unnahbare! Weshalb, weshalb allein bin ich von Weib geirrt zu Weib? — Seit ich zuerst dich, Herrliche, geschaut, durchzuckte mir's nicht die Sinne nur bis in das tiefste Mark, erfüllte mir's die ganze Seele: sie, sie — dies blonde Haupt, — sie ist mir zugeteilt seit Anbeginn der Welt! Sie ist meines Wesens lang gesuchte andre Hälfte! Sie allein füllt die klaffende, die sehnende Leere, die hier so schmerzt, so beängstend, so bitter schmerzt, hier, in meiner ach! allzu breiten, leeren Brust! Sie allein — ihr süßer, in seligen Wonnen berauschender Leib, und diese himmelklare, stummverhaltne, aber meerestiefe Seele — hell wie ihr lichtes Auge, — sie allein löscht mir den brennenden Durst, den lechzenden Heißdurst nach Schönheit! Und dieses Weib, — meine anverlobte Braut! — es verschließt sich, es umgürtet sich wie mit ewigem Eise vor all' meinem glühenden Werben. Wenn ich noch so innig flehe — sie schüttelt nur — siehst du! nun wieder! — unabläſſig, hastig, leidenschaftlich das geliebte Haupt und ..."

„Nein! Nein! Nein! Nein! Nein! Ich werde mich wehren, solang ich Kräfte habe.“

„Da! Das ist alles, was ich den fest geschlossenen Lippen entringe! Ich vergehe! Ich verbrenne! Und du? Glutlos, — blutlos, — lieblos, — herzlos — schaust du behaglich zu mit deinen wasserkühlen, wasserhellen Augen. Wohlan denn: Ich, der stolzeste Gott und Mann, der je geatmet hat, sieh, ich beuge, ich demütige mich so tief vor dir, daß ich dich anflehe, — hör es! — wenn nicht aus Liebe, — aus Mitleid, aus Erbarmen — werde mein! Sprich es endlich, dies verzweiflungsvoll ersehnte: „Ja.“

„Nein! Nein! Nein! Nein! Nein!“

„Das ist alle Antwort, die mir wird! Und du wunderst dich, wenn ich, von dir immer, immer wieder fortgestoßen, hinausstürme in die weite Welt, ein brennender Brand, und entzünde und verbrenne alles, was mich reizt? — Oh Frigga, Frigga! Kluges Auge! Hast du denn nicht durchschaut den trügenden Schleier meiner Worte?

Es ist ja all nicht wahr, was ich geredet! Meine Seele war ja fern von jenen weihelosen wilden Worten! Mein Ernst, mein einz'ger, mein ew'ger Ernst, ist: daß ich dich liebe, dich allein. Ich wollte ja nur herausschürfen aus deiner undurchdringbaren Seele, ob es dir denn wirklich ganz gleichgültig ist, wenn Odhin andre liebt? Und liebst du mich auch nicht — noch nicht! — Dank dieser Stunde! Sie lehrte mich: es ist dir nicht gleichgültig! O Frigga — Frigga, liebe mich, werde mein und so unmöglich ist es, daß mir noch ein ander Weib in den Sinn trete, wie daß noch nach Endlichem begehrt, wer die Unendlichkeit gewann. —

Ich verspreche dir gar nicht Treue: wardst du mein — ich könnte sie ja nicht brechen, wenn ich es wollte! Oh Frigga, mach' ein Ende dieser Qual! Es ist besser:

nicht nur für mich — für die Welt — auch für dich! Es ist das Notwendige! Was sind Gunlödh und Harpa und Laufeja und alle Mädchen und alle Weiber in allen neun Welten gegen dich! Eine Saite mochten sie schwingen lassen in meiner Brust: du bist der Vollklang meines ganzen Wesens. Einzelne schöne Strahlen sind sie: — du aber bist die Sonne, du Allherrliche, du bist die Schönheit selbst. Sie sind kleine Splitter des Anmutigen, des Weiblichen: — du bist das Weib, du bist die Anmut selbst. — Einen Augenblick mögen andre erfreuen: — du bist der Liebe All und Ewigkeit; du bist die Wonne meines ew'gen Seins. Ja, und du bist mehr: nicht meines Herzens einz'ge Lust nur, — du bist meines Geistes ebenbürtige Genossin! Mit deinem klaren Haupt laß sie mich beraten, laß sie mich teilen, die Herrschaft der Welt! Ja, du denke mit mir meine geheimsten Gedanken, die ich kaum mir selber gestehe. Du sorge mit mir meine Sorgen, du kämpfe mit die Kämpfe meines Geistes, wie du — ich weiß es! — nicht zagen würdest, an meiner Seite den Waffenkampf zu teilen, du, des Helden Heldin, des geist-gewaltigsten Mannes schönheit-gewaltigste Frau. Denn du — du bist ja ich und ich bin du! — Du bist mein ewig Weib! Sprich, Frigga, liebst du mich denn nicht?" — Und Flammen loderten aus den graudunkeln Augen: in ausbrechender Glut trat er dicht vor die Geliebte und faßte stürmisch ihre beiden Hände.

Da — zu seinem äußersten Erstaunen — stürzte plötzlich die hohe, die königliche Gestalt, wie vom Blitze getroffen, gerade vor ihm nieder auf beide Kniee, die sonst so nixen-kühlen Augen sahen, überschwänglichen Ausdrucks voll, zu ihm empor und ganz leise kam es aus dem kaum geöffneten Mund: „Über alle Maßen!"

XII.

Da riß er die Knieende herauf an seine breite Brust und umschloß sie fest mit den beiden gewaltigen, den ehernen Armen und drückte sie an sich, arbarmungslos, und faßte ihr Hinterhaupt mit der Rechten und preßte ihr erglühend Antlitz an das seine und bedeckte ihr mit brennenden Küssen, mit markdurchrieselnden, Mund und Wangen und Augen und Stirn und das lichtwogige Haar. — — —

„Erbarmen — Geliebter — Erbarmen! — Ich vergehe!" hauchte sie.

Nun hob er sie auf, die herrliche, die hochgewachsene Gestalt, und leicht, wie ein Kind, trug er sie auf beiden Armen an die Bank, die sich um die Wand der Halle zog; dort setzte er sie sanft aufrecht nieder.

Sie lehnte den Rücken an die Wand und ließ, wie betäubt, das schöne Haupt herabsinken: die Hände fielen ihr schlaff in den Schos und mit gesenkten Wimpern flüsterte sie, unhörbar für ihn: „Wehe, wehe! — Nun ist er doch verloren! — Nein! Nein! Nein! Nein! Nein!" fügte sie rasch bei: „es soll nicht sein!" — Und kraftvoll raffte sie sich empor und schlug die Augen wieder auf —: doch mied sie es, seinem Blicke zu begegnen: fest entschlossen sah sie starr zur Seite.

„Und warum — warum, Geliebte, hast du mir das solange verborgen? Warum wolltest du nicht mein werden?" Er griff wieder nach ihren beiden Händen: aber sie entzog sie ihm; sie atmete schwer, sie rang — sie suchte nach einer Antwort.

„Weil — weil . . ." Sie mied beharrlich sein Auge. „Meine Amme —! Sie hat mich gelehrt: — wann ein Mann — wann du erst wüßtet, daß ich dich liebe, —

wann ich dein geworden, — würdest du mich — nicht mehr so stürmisch — würdest du mich weniger lieben." — Da hob er sacht — mit Einem Finger — ihr Antlitz an dem weichgerundeten Kinn empor: — er wollte sie zwingen, ihn anzublicken, aber fest hielt sie die sonnenfarbenen Wimpern geschlossen. — „Echte Ammen-Weisheit! Nicht in deiner großen Seele gewachsen — und nicht in deine große Seele gedrungen. Unwürdig meiner: — noch unwürd'ger deiner! Das ist nicht der Grund! Du kannst mich nicht belügen." — „Nein! Ich kann es nicht. Darum laß mich schweigen!" — „Aber — wenn du mich liebtest und doch mein Weib — noch nicht! — werden wolltest — weshalb — seit jenem ersten wonneheißen Brautkuß — nicht *ein* zärtlich Lächeln mehr? Nicht mehr ein kosender Druck der Hand? Nicht mehr Ein Kuß? Du liebst — und du umpanzerst dich wie mit dreifachem Erze? Weshalb?"

Da zog, von den Mundwinkeln beginnend, ein wunderlieblich Lächeln, das sie unaussprechlich verschönte, über die so strengen Lippen und ein leisester Anflug von schalkhaftem Scherz über das herrliche Antlitz: „Weshalb? Ei, Odhin von Asgardh! Den Alldurchspäher, den Allergrübler rühmen sie dich —: der Nornen Geheimnisse ergründest du, die Rätsel in der Götter und der Menschen Brust — lange vor ihnen selbst! — errätst du: — und in das Herz deiner eignen Braut vermochtest du *nicht* zu schauen? Weshalb? O du thörichter Gott der Weisheit." — Sie streifte mit einer anmutvollen Handbewegung, nur im Fluge, ganz leicht, sein Haar an der Schläfe. — „Weshalb? O du geliebter Thor! Weil ich wußte: — ließ ich dich mir nahen, — ich konnte dir nicht widerstehen. Wenn meinen Kuß, mußt' ich dir alles geben. Und das — das *will* ich nicht! *Will* ich nicht! Nein — nein — — Ach wehe, wehe mir — das *wollte* ich nicht." Verzweifelt barg

sie das edelgerundete Haupt in beiden lichten Händen. — „Und warum? Warum? Ich flehe dich an! Warum dies Widersinnige, dies Widerweibliche?" — Er warf sich vor ihr auf die Kniee und suchte ihr die festgefügten Finger von dem Antlitz hinwegzuziehen.

Da löste sie plötzlich selbst von ihren Augen die Hände, streckte sie, allzärtlich, gegen ihn aus und faßte mit beiden Händen seine wetterbraunen Wangen und sah ihm tief und wehevoll in die Augen und sprach mit unendlicher Innigkeit: „Warum? Weil, weil ich dich liebe — über alle Maßen! Mehr, ach! tausendmal mehr als mich selbst und als alles in allen Welten! — Mehr als jemals Weib Mann geliebt." — „Und darum . . .?" — „Ja, darum! — Und darum, weil du so herrlich bist! Der Herrlichste, das Herrlichste der Welt. Weil du die Welt bist — Friggas Welt! O du mein alles!" — „Erst wann du mein wardst, werd ich' herrlich sein." — „Oh nein," rief sie da laut, in Verzweiflung ausbrechend. Sie streckte die beiden wunderschönen Arme gerade vor sich hin und rang die ineinandergeschlungenen Hände und schlug sie dann, sich plötzlich zurückwerfend, zusammen ob dem Haupt. „Wenn ich dein werde, — dann wirst du untergehen.

Denn vernimm, oh Geliebter!

Nachdem der Götter Ratschluß mich dir verlobt — es ist noch jetzt mein Stolz und tief geheime Wonne" — und mitten im tiefsten Weh lächelte sie wunderhold — „daß kein atmend Wesen, daß auch du, Kluger, es nicht geahnt, wie über alle Maßen ich dich lang vorher geliebt — geliebt — ach! seit ich zuerst den untergehenden Blick, — nein: die versinkende Seele — verlor in deinen unergründlichen Augen! — Niemand hat es gemerkt, daß der Götter Befehl ja nur meines eignen Herzens geheimstes, mächtigstes Sehnen erfüllen wollte! — In der Nacht nach

unsrem Verlöbnis, — nachdem dein Einer, dein alles entflammender Kuß mir bis tief in den Quellgrund der Seele geglüht war! — in der Nacht vergrub ich in die weichen, weißen Felle meines Lagers das Haupt und hauchte selig vor mich hin: „Er — der Herrlichste — wird mein!"

„Da — da" — sie stockte, erschauernd: „da standen plötzlich — ich merkte es, weil sie zwischen mein Lager und der Wandampel fahlen Schein getreten waren — da standen vor mir die furchtbaren drei Schwestern, die Nornen." — „Ungerufen?" sprach Odhin, erbleichend. „Das bedeutet tödliches Unheil!" — „Ja, das hat es bedeutet! — Denn schauerlich, langsam gegen mich heranschreitend, mit den drei erhobenen Zeigefingern ihrer drei Rechten mich bedräuend, sprachen sie im Dreiklang der Stimmen, eintönig, dumpf:

„Wehe dir, wonnige Frigg,
  Wird dich Odhin umarmen!
Wehe dir, Odhin, wird
  Frigg deine Frau!
Weh dann über die Welt!
Denn eher nicht nahet,
  — Doch dann unabwendbar —
Bis Odhin Friggas Gürtel gelöst hat,
  Odhin das Ende:
Das Ende auch
  Frigga, der freudigen Frau,
Und allen Asen von Asgardh
  Und allen Wesen in allen Welten!"

Ich erbebte — sie aber fuhren fort:

„Und aber auch auf das andere achte:
  Nur wann dich, Edle, Odhin
Zum Weibe gewann,
  Nur dann gedeihet,
Nur dann wird wirklich,
  Was an Wonnen der Welt mag werden.

Nur aus euer beider Bunde,
Aus eurem Blute nur blüht
Das glänzendste Glück,
Euch Seligen selbst
Und allem, was atmet."

Und als die Furchtbaren verschwunden waren und ich, zitternd vor haarsträubendem Grauen, auf die Stelle hinstarrte — da — oh Entsetzen! sah ich ein furchtbar Gesicht. Himmel und Erde und alle Welten ein einzig unabsehbar Schlachtfeld: — Feuer und Rauchqualm weit über das All: — Riesen und Ungeheuer in nie geahnter Zahl! — Tot lag dir zur Rechten der tapfre Thor, der treue! — Tot lag dir zur Linken mit zersprungenem Siegesschwert Tyr! — Tot hinter deinen Fersen, mit zerspelltem Sonnenspeer, lag Freir! — Tot rings, rings um dich her die Einheriar und erschlagen, ach! auch deiner geliebten Walküren waffenfrohe Schar! — Ich selbst, vom gift'gen Qualm erstickend, sank sterbend aus deinem Schildarm. — Und du — oh das, das ist das Ärgste! — auch du verschwandest in eines grauenhaften Untiers Rachen. — Da fuhr ich, laut schreiend, auf aus den Decken und gelobte mir selber — und dir: Nie, nie werd' ich sein Weib: — sonst muß er untergehn." Erschöpft glitt sie zurück auf die Hallenbank. —

Der Gott zuckte zusammen —: kaum merkbar, aber er zuckte. Und eine düstre Schattenwolke flog über die stolze, kampf- und trotzgewohnte Stirn. „Untergehn! — Ich! — Auch ich? — Also war doch etwas daran! — Ahnungen, — Träume, — Geflüster der fallenden Blätter im Spätherbst — ein halb verstandner Vogelruf auf öder Heide: — lang haben sie mir dergleichen dunkel angekündet. — Ich hab's bekämpft — hinweggetrotzt — hinweggelacht — nicht geglaubt — nicht glauben wollen —: bis jetzt. Jetzt aber:

— glaub' ich's. Ja ich fühl's — ich weiß es! — seit deinem markdurchschütternden Schrei: ich werde untergehn — Und ach! du mit mir." Er schwieg, in sich gekehrt, sinnend, brütend. —

Weit riß die Braut die hellen, runden, blauen Augen auf: sie hing ängstlich, jede Miene überwachend, an dem gewaltigen Antlitz, über das ein ganzes Sturmgewitter von Gedanken hinzog. Erwartungsvoll harrte sie — gespannt — todesbang. Endlich brach ihr die stumme Qual in dem schrillen Schrei hervor: „Siehst du, Odhin! Siehst du nun! Du selber weichst zurück! Du schwankst!"

„Nein, Geliebte," rief er laut, mit dröhnender, mit machtvoller Stimme — und sie klang jetzt seinem hallenden Schlachtruf vergleichbar — „ich schwanke nicht. Glück auf zum Untergang und Heil uns zum Verderben!"

Er richtete sich hoch auf.

„Daß mir alles was Glück ist, nur in dir — in deinem Leib und deiner Seele — blüht, — nicht erst die Norne braucht mir das zu melden! — Allein mit verständnisvoller Freude vernahm ich's und begeistert glaub' ich's: unsere Umarmung erst erschließt die höchste Wonne der Welt. Erst wann Odhin und Frigg Ein Wesen geworden, — dann erst ersprießt für alles, was atmet, was an Heil ihm werden kann. Und mag's dann untergehn, untergehn müssen: — — besser, daß die Welt ihre schönste Vollblust entfaltet und blühen läßt, solang sie darf, — als daß die Welt ewig währe, aber ewig nur ein Halbleben lebe, das Höchste, was sie aus sich gestalten könnte, nie gestaltet! Mir aber — und auch dir, so hoff' ich — taucht — für uns beide! — gar kein Schwanken auf. Lieber an deiner Brust geruht — ach und wär' es nur ein einzig Mal! — dein ganzes Wesen in mich eingeschlürft — ach und wär' es nur ein einzig Mal! —

und dann — zusammen! — untergehn, als ewig leben, aber dein entbehren. Nein! Selige Liebe und seliger Tod! Oh Frigga, Geliebte: kannst du das verstehn? Willst du wählen wie ich? Du mußt — du mußt! Denn du bist ich selbst — nur ohne meine Fehler! — bist von Odhins eigenster Eigenart. Ja, ich seh es an dem Aufleuchten deiner so strenge gehüteten Augen: du wählst wie ich: du rufst gleich mir — —"

„Glück auf zum Untergang und Heil uns zum Verderben! Dein will ich sein. Dein muß ich sein. Dein bin ich. Nimm mich hin!" Und die keusche Göttin sprang stürmisch auf von ihrem Sitz und warf ihm um den breiten Nacken leidenschaftlich die weißen, die vollen Arme und küßte ihn heiß auf den Mund.

Und Stille ward um die beiden her, Stille und Seligkeit. — — —

XIII.

Nach geraumer Zeit machte sich die Braut aus seinen starken Armen los, trat zurück und sprach ruhig, mild, freundlich: „Und — Vidhja? Längst kenn' ich sie: — das fromme Kind — was wird mit ihr?"

„Ich vergaß, daß sie lebt," rief er, mit der linken Hand leicht über die Schläfe fahrend. — „Geduld, Geliebte. Du sollst zufrieden sein! — Und sie auch. — Und Er! — Wir alle!" —

Und noch einen raschen, glühenden Kuß auf die nicht mehr spröden Lippen, — er griff nach Mantel und Hut und brausend, rascher als der stoßende Adler fliegt, schoß der Gott durch dichtes Gewölk hernieder zur Erde.

Ein feiner, weißer Nebel spann in der Luft über dem ganzen Thale des Fjordes, den Herabsausenden verhüllend. —

Vidhja saß auf den Stufen vor der Thür ihrer Hütte; sie schlang, mit kleinen Stichen nähend, hellrote Wollfäden zur Zier in das weiße Wolltuch, die Wunschgabe des zaubernden Gastes. Das Kind lag neben ihr in einem alten durchlöcherten Lindenschild Aswins; es schlief. —

Manchmal stockte der Emsigen die Nadel mitten im Durchziehen: die Hand sank leis auf ihre Knie und sie blickte, verträumt, gerade vor sich hin; oder auch wohl empor, gen Himmel, in der Richtung, in welcher sie jenen Wolkenmann zuletzt erschaut hatte.

Endlich seufzte sie: „Wenn doch Aswin zurück wäre! — Oder der Gast wieder käme! — Ich meine, Unrast hat mich noch nicht verlassen, obwohl er schied: ich sehe ihn immer noch.“ — Sie schaute starr vor sich hin. — „Ach, ich kann's gar nicht erwarten, bis ich Aswin von ihm erzählen darf!“ — Sie nähte nun wieder eifrig fort. „Manchmal ist mir, ich habe den ganzen Besuch nur geträumt. Aber da!“ — sie strich zärtlich mit allen zehn Fingern über das weiche Tuch — „da greif' ich ja mit Händen das Wahrzeichen: — sein liebes Geschenk! — Und er kommt wieder: — Er wird mich selbst die letzte Bitte lehren! Er hat's gesagt. — Und er hält Wort.“ — „Immer,“ sprach da eine gedämpfte Stimme aus dem wogenden, flirrenden Nebel heraus, und vor ihr stand urplötzlich der Wanderer. — „Du! — O Freude! Fast zwar hättest du mich ein wenig erschreckt! Aber doch — wie froh bin ich, dich zu sehen! — — Ich dachte gerade an dich — —. Eigentlich immer — all die Zeit — . . . seit du fort bist. — Aber — du blickst so ernst! Nicht — wie gestern Einmal! — zornig, bedräuend. Milde schaust

du, aber so — wie mitleidig: mit mir? Oder selbst trauernd? Hat dich ein Leid getroffen, armer Unrast?" — „Nicht mich. Mir ward Wonne. Und nicht „Unrast" mehr heiß ich. Keine Lippe soll mich mehr so nennen!" — „Wie aber heißest du jetzt?" — „Glücklich" heiß ich: bald werd ich „Selig" heißen! — Du aber nenne mich: „Freund"! Denn Freundschaft führt mich her. Ich versprach dir in jeder Not Schutz, Hilfe. Du brauchst sie jetzt. Bereite dich auf bittern Schmerz. Aber verzage nicht: denn aus tiefstem Leid trägt, starken Armes, dich dein Freund empor. — Dein Mann — Aswin —"

„Er ist noch nicht zurück. — Bald muß er nun sichtbar werden, wann der Nebel fiel, dort, hoch oben auf dem Felsenpfad des Steiljochs. — Warte hier, bis er kommt." — „Nein. Denn — fasse dich! — er kommt nicht mehr hierher zurück." — „Nicht mehr hierher? Wie? Nicht zu mir? Was hält ihn ab? Wo ist er?" — „In Walhall." Da sank die kindlich zarte Gestalt nach rückwärts, lautlos, ohne Schrei, ohne Wort, ohne Seufzer sogar, der Blume im Grase vergleichbar, die ein Hagelkorn auf Einen Schlag daniederstreckt. Köpflein und Nacken glitten an die nächst höhere Stufe, aus der schlaffen Hand fiel die Nadel zu Boden.

„Armes Kind," sprach mitleidsvoll der Gott. „Nein, nicht elend: — glücklich will ich dich machen." Und er fuhr mit dem rechten Zipfel des langfaltigen Mantels dicht oberhalb des Antlitzes der Ohnmächtigen hin: der Lufthauch weckte sie sofort.

Mit großen Augen — thränenlosen — starrte sie ihn an: sie öffnete halb den Mund: der bebte ein wenig vor Weh. „Sei getrost! Gleich sollst du bei ihm sein! Und mit ihm leben, ungetrennt, solange Walhall aufrecht steht

auf seinen goldnen Pfeilern. Sprich nach die Worte, die ich dir vorsage."

„Oh güt'ger Freund!" Es war alles, was sie hervorbringen konnte.

Er aber hob feierlich die rechte Hand und sprach ihr langsam vor:

„Dieses als drittes
Erbittet sich Vidhja:
Nicht, nach der Weiber wehvollen Weise,
  Nach Hel hinunter
Freudlos zu fallen,
  Sondern selig,
Immer von Aswin ungeschieden,
Mit dem kleinen Kinde
  Oben in Asgardhs
Wonnen zu wohnen,
  Als Friggas Freundin,
In Demut ihr dienend." —

Nur ganz leise vermochte die von seligem Schrecken Gebannte die Worte zu wiederholen.

„Gut. Es geschieht," sprach er, die Hand senkend. „Nun aber geb' ich dem schlummernden Kinde hier den versprochenen Namen. Sieh, es lächelt im Traume! Ja, ja, das Beste verleihen die Götter den Sterblichen in schuldlosem Schlafe! „Fulla" soll sie heißen, die Kleine: groß, schön, üppig soll sie werden und Fülle der Freude, Fülle des Lebens, Fülle von allem Guten soll selber sie haben und andern spenden. Jedoch der Pate schuldet auch der Mutter des Patkindes ein Geschenk. So nimm es hin, du reinstes Herz, das je in Menschenbrust gepocht. Vidhja heißest du? „Die Bitte!" Wohlan: dem reinen, sanften Weib, das bittet, wird gewährt! Nicht Gott, nicht Mensch, kann deiner Bitte widerstehen, wenn du so bittest — so, wie du gestern mich gebeten, „gut zu sein".

Das aber werde deine Verrichtung in Asgardh: der Bittenden Fürsprecherin zu sein. Du sollst alle Bitten, die an Odhin oder Frigg gerichtet werden, — wenn dein reines Herz sie gut heißt — zu Odhin und Frigga tragen. Und das schenk' ich dir als Pate deines Kindes, daß alle Wesen dir alle Bitten gewähren müssen, die nicht das Schicksal verwehrt! — Nun auf! Nimm dein Kind auf den Arm! Aber halt es fest, — das rat' ich, — sehr fest! Und schließe die Augen, daß nicht Schwindel dich faßt. Denn hoch geht's hinauf! Und gar rasch reist er durch die Lüfte, der dein Freund ward: Odhin von Asgardh."

Er legte ihr das ruhig schlafende Kind dicht an den Busen, schlug mit dem linken Arm den dunkeln, den langfaltigen Mantel mit gewaltigem Griff um Mutter und Kind, winkte mit der erhobenen Rechten nach oben und, die Erde mit dem Ballen des linken Fußes hinter sich abstoßend, das rechte Knie, leicht gebogen, erhebend, fuhr er sausend mit ihr durch den wallenden, rings scheu ausweichenden Nebel in die Höhe. Bald war die Nebelschicht überflogen und im hellsten Lichte der Sonne glänzte von oben her ihnen grüßend entgegen Asgardhs goldgetäfelter Burgwall.

XIV.

Nun stand Odhin mit der sprachlos Staunenden in Friggs Halle. Vor der schönheitstrahlenden Göttin sank die Sterbliche ins Knie, die Augen wie geblendet niederschlagend. „Oh wie schön!" hauchte sie, das dunkle Köpfchen senkend.

Leicht errötend über diese aufrichtige Huldigung löste die blonde Göttin, die hohe Gestalt gütig neigend, der Mutter sanft das schlummerde Kind aus dem Arm, drückte es einmal — hierbei viel stärker errötend und das edle Antlitz schämig von Odhin abkehrend — an den eignen stolzen Busen und legte es dann, ihm leise beschwichtigend zuwispernd — denn es regte sich nun — gar behutsam in einen Korb voll hochgehäuften, feinsten, weichsten Flachses. — Gleich stand sie wieder bei der immer noch Knieenden, richtete ihr zuerst das in Bestürzung gesenkte Gesicht in die Höhe und hob sie dann mit sanfter Gewalt vom Estrich auf. „Komm, Schwesterlein! Wir meinen's gut mit dir."

Aber immer noch sprachlos schmiegte sich die junge Frau an den Gürtel der Göttin; die strich ihr —, ermutigend, über das schlichte braune Haar.

In kurzen Worten teilte Odhin der Braut mit, welche Verwendung in Asgardh er der Zagenden zugedacht. Frigga nickte zustimmend und sprach:

„Wohl! Was immer und irgend
  Bidhja bittend begehrt,
Inbrünstig und aus allem Ernste,
  — Versagte nicht solches das Schicksal —
Das müssen ihr Menschen
  Und alle Wesen willig
Und gern auch die gütigen
  Götter gewähren."

„So tritt dein Amt gleich an," sprach Odhin, „und versuche sofort die neue Begabung. Bitte, daß du mein nie mehr gedenkest."

Da erschrak die Kleine, sie zögerte; schmerzerfüllt schlug sie die großen Augen auf: aber nicht zu ihm, der vor ihr stand — zu seiner Braut; angstvoll, hilfesuchend, sah sie empor.

„Ach nein, Herrin! — Wenn ich darf, — das möchte ich nicht bitten!“ — „Und weshalb wohl nicht?“ lächelte Frigg. — „Ich denke sein so gern! Es wird mir dann so weit in der Seele! Ich atme dann so groß und tief. Wie er — Er! — mein Gast war — meines armen Herdes! Ich will das nie vergessen.“

Da trat Odhin einen Schritt vor und sprach ruhig, ihr die Hand auf die Schulter legend: „So bitte, daß du meiner nur in Freundschaft gedenkest: ganz so, wie ich deiner gedenke.“ — „Ja, war das jemals denn anders? Ich habe nie in Feindschaft —, hast du jemals in Zorn an mich gedacht?“ — „Kind, frage nicht! Thu' wie ich dir rate!“ Da schritt die Schüchterne dicht an ihn heran, schlug seinen Mantel zurück, legte, wie damals vor ihrer Hütte die offne flache Rechte auf seine linke Brust und sprach, die Augen demutvoll zu ihm erhebend: „So bitt' ich und bete, daß wir beide aneinander nur in Freundschaft gedenken.“

Unverändert, — ganz wie zuvor, — blieben nach diesen Worten des Gottes ernste Züge; väterlich ruhte sein Auge auf ihr. —

Aber Vidhjas Antlitz wandelte sich jäh.

Die gespannte Erregung sank. Der unbestimmte Schmerz, die Unruhe endete. Die halb wehmütige, halb glückliche Verträumtheit verflog. Der verschleierte Blick ihres Auges ward hell, ward nüchtern. Sie schritt rasch auf den Flachskorb zu, in welchem Fulla schlummerte, hob sie auf den Arm und rief lebhaft: „Aswin! Wo ist Er all diese lange Zeit? Aswin, mein lieber Mann! Ich will ja doch lange schon zu Ihm? Darf ich denn nicht?“ fügte sie ungeduldig bei.

„Du sollst sogar,“ sprach Odhin, mit der Hand deutend. „Dort hinaus! — Vor der Thüre — rechts

— wird dir Lofn, meiner Braut Gürtelmagd, den Weg nach Walhall weisen, wo Aswin unter den Einheriar weilt. Grüß ihn von mir, für den er, tapfer kämpfend, sieghaft fiel. Sag' ihm —: Odhin schickt ihm Weib und Kind." —

Mit kurzem, dankbarem Kopfnicken verschwand die Glückliche: vollbeschäftigt, ihr nun erwachend Kind zu schweigen. „Still, Fulla, Liebling," mahnte sie, „es geht zum Vater."

XV.

Nun sie allein waren, trat Odhin auf die Geliebte zu, langsam, nicht mehr in Bewegung und Blick mit der wilden zornigen Glut des Verschmähten: nein, still, befriedet, im seligen Bewußtsein des für ewig gesicherten Besitzes ihrer Seele. — — —

Unendlich liebesinnig schaute er mit den geheimnisdunkeln Augen auf das wunderschöne Weib, in ihre himmelsklaren Augen, neigte dann ein wenig das hohe Haupt und legte es, mit der Linken nur ganz zart sie umschlingend, sanft auf ihre rechte Schulter nieder. „Oh Geliebte — bald mein Weib — laß mich einen Augenblick in stillem, unaussagbarem Glück an deiner Brust diese kampfgefurchte Stirn, dies gedankenschwere Haupt verruhen. Oh welches Glück, welch friedlich stetes Glück ist dies Vertraun der Liebe! Hier — hier endlich — hier allein find' ich die Stätte, wo ich sicher ruhen mag.

Denn ach! einsam ist Odhin! —

Hasser hab ich in hellen Haufen — und ganze Nebelgeniste von Neidern: — mich freut der Feinde Vielheit: in die Winde verweh' ich sie lachend. — Allein das war



„Odhin,“ hauchte sie und barg das edelgewölbte Haupt zärtlich an seiner breiten Brust, „der Edlen Edelster du, mein Odhin:



doch tief, sehr tief traurig, daß auch von denen, die mich lieben, die mich ehren wollen, nicht Eine voll mich verstand, nicht Einer es ahnte, wie im tiefsten Kern des Wesens mir — bei all der feuerstürmigen Wildheit meiner Kraft! — nur eitel Güte wohnt. Allüberwältigende, allüberwindende Güte, mich selbst fortreißende, thöricht weiche Rührung des Herzens, der Wunsch, allüberall hin überschwänglich Glück zu verstreuen, jede Thräne zu hemmen, bevor sie niedergleiten kann; — daß niemand es ahnte, wie gütig ich sein möchte: — das schmerzte doch bitter, Geliebte!

Wohl lachte ich dann erst recht laut — vor den andern! — und Scherzwort auf Scherzwort schnellte ich, wie Pfeile, vom Mund. — Aber die Lippe zuckte dabei und es zuckte vor verhaltenem Weh mir das Herz; glaub es nur: mein Lächeln war meist schmerz-erkauft. Denn öde war mir das All: ach, ich hatte nicht Einen Vertrauten. Nun aber du mich liebst, — oh nun ist alles gut! Wie eitel Gold nun leuchtet mir die Welt! — Nun bin ich nicht mehr einsam: — ich habe ja dich! Und vor deinen lieben klaren, klugen Augen will ich so gern aufdecken meines tiefsten Wesens letzten Urgrund, auch alle meine schweren Fehler —"

„Ich hab' sie lieb, die Fehler," lächelte sie und strich ihm selig über Haar und Bart und koste diesen Bart zärtlich mit ihrer weißen, schönen, weichen Hand.

„In dich ergießen will ich all' meine stolzesten und meine traurigsten Gedanken. Du — nur du allein! — kannst mich verstehn, — ach — viel besser, als ich mich selbst verstehe."

„Ja, das mag vielleicht sein," sagte sie und griff nach seiner speerschaft-vertrauten, harten Rechten, die dem Fange des Adlers glich, und küßte sie demütig, aber sehr heiß.

„Vielleicht! Und weißt du auch, warum? Lieben ist — Verstehen. Und ich liebe dich viel, vielmehr, Odhin, als du dich selbst. Und dich ganz verstehen, ist dich ewig lieben. So — siehst du — nimmt's kein Ende — mit Lieben und Verstehn: — Unendlich beides: — unausdenkbar selig." — Hinsterbend ward ihr Wort zu leisem Hauch. —

Und wieder schwiegen beide — vor eitel Glück und eitel Liebe. —

Und so still ward es und so ruhig standen die beiden, daß die entflohene Taube, durch die offne Thüre hereinspähend, ganz zutraulich heranflog und sich, girrend und kopfnickend, auf dem Hochsitz niederließ.

Endlich begann Odhin, das Haupt von ihrer Schulter hebend: „Höre, Geliebte! Noch Ein Wort zu dir allein. Vor den Göttern allen werd' ich dir nun bald die Hochzeitsgaben reichen, die hoch gehäuft, in meinem Schatzhaus deines Jaworts harren — ach, wie lange schon! — Nicht vor den andern aber, — unter uns beiden allein — möcht' ich dir — jetzt gleich schon! — eine andre Hochzeitsgabe schenken. Sie ist recht winzig: — wirst du sie verschmähen?" — „Sie kommt von dir!" — „Es ist nur ein gar klein Ding, ein sehr unscheinbar Geschmeide! — Doch — vorher — laß dir noch andres erzählen.

Du erinnerst dich — ich fing einmal — vor Jahren schon! — den Schwarz-Elben ihren bösen, tückischen König weg und hielt ihn in Banden. Da brachten die Wimmelnden, ihn zu lösen, mir viele Schürzen voll rohen Berggoldes und auch, aus Gold geschmiedet, manch zauberkräftig Gerät. Unter all dem hochgeschichteten glanzleuchtenden Haufen lag auch ein schmales Fingergold. Dieser Ring sollte, wenn

leise, mit leisem Wunschwort, gedrückt, das Herz bezwingen jedes Weibes.

„Verschenk' ihn nie," warnten die kundigen Zottelbärte — „sonst verliert er auf immer seine Kraft, auch wenn du ihn wieder gewännest. Aber ach!" — klagten sie — „vollkommen gerät nicht Gerät auch meisterlichstem Meister. Sogar Thors Hammer ist ein wenig mißglückt: zu kurz gedieh uns der Stiel! So auch dieser Ring: — nicht alle Weiber kann er bezwingen.

Wir haben hineingeschmiedet zwei kleine goldne Natterlein: Eitelkeit, die gelbe, und Sinnengier, die rote. Eitelkeit oder Sinnengier — oder doch beide zusammen! — werfen Jungfrauen und Frauen. Aber Eine atmet, die werfen sie nicht. Frigga heißt sie, Fiörgyns hochgemute Tochter. Wohl weiß auch sie, daß sie schön ist, ja die Schönste von allen. Und es freut sie auch, ganz im geheimen. Wohl kreiset auch in ihren durchsichtigen Adern warmes Blut. Allein in dieser herben Seele thront ein unbezwingbar spröder Stolz, wie auf dem höchsten Felsberg ew'ger Schnee. Den wirft nichts um im Himmel und auf Erden, kein Zwang, auch nicht stärkster Zauberzwang. Nicht Sonnenglut von außen, nur von innen heraus mag ihn schmelzen jener glühende Feuerzauber, der da „Liebe" heißt. Doch ob Frigga lieben kann? Kein Weiser weiß es! Und nur Thoren glaubten es bisher. Gegen Frigga hilft nicht dieser Ring." Da hätt' ich ihnen am liebsten ihren goldenen Bettel vor die Füße geworfen."

„Und" — forschte die Göttin, vorwurfsvoll, aber sie vermochte nicht, so hart zu sprechen, als sie gerne wollte — „du hättest wirklich den Zauber gebraucht — gegen mich — wider meinen Willen . . . .?"

Laut, wild, drohend lachte der starke Gott und die dunkelgrauen Augen funkelten.

„Ha, gewiß! Dich zu gewinnen — deinen süßen Leib und diese widerspenstige, unertragbar trotzige Seele — jedes Mittel war willkommen. Ja" — er trat ihr einen Schritt näher und sah ihr mit so grimmigem Verlangen in das Antlitz, daß sie den Blick nicht ertrug: „ohne Zauber, mit Gewalt, mit Mannes-Gewalt, wie eine Speer-Gefangene, hätt' ich längst die unbräutliche Braut zu meinem Willen mir hergezwungen, — machte dich nicht dieser dein dünner weißer Leinengürtel da, solang du ihn um die jungfräulichen Hüften geschlungen trägst, unüberwindlich jedem Mannesarm. Ah, wie ich ihn hasse, wie kein Ding sonst, diesen Linnenstreifen, dies verfluchte schmale Heiligtum." —

Sie wollte ihm einen strafenden Blick zuwerfen. Aber das mißlang. Sowie sie auf sein Auge traf, schlug sie, leis erbebend, das ihrige nieder und flammende Lohe flog ihr über das weiße Antlitz bis unter das in kurzen Wellen gebrochene Haar ober der Stirne. Sie wollte zürnen: sie konnte nicht: sie war in süßen Schauern entzückt im tiefsten Kern ihres Lebens: denn ein Weib war auch sie. — —

„Diesen Ring nun — den Liebesring — ich bitte dich: laß mich dir ihn — als erste Hochzeitsgabe — schenken. Und vernimm" — fuhr er leiser fort — „was niemand weiß und ahnt: — ich darf ihn dir stecken an deine reine Hand, diesen bösen Reif! — denn auch er ist rein: ich habe seinen Zauber nie benützt: es hat mir immer widerstrebt."

„Odhin," hauchte sie und barg das edelgewölbte Haupt zärtlich an seiner breiten Brust, das Gesicht in seinem Barte vergrabend, „der Edlen Edelster du, mein Odhin: du bist groß."

„Groß ist nur meine Liebe," flüsterte er in das feingerundete Ohr. Er streifte nun den Ring, der hartnäckig

widerstrebte — fest und scharf sich einbohrend in das Fleisch, wie ein lebendig Gewürm — vom vierten Finger der rechten Hand und steckte ihn an den entsprechenden Finger der Braut vor den Verlobungsring, den sie hier trug. Und sie suchte eifrig seinen Mund und küßte ihn glühend — es war der erste Kuß, den sie nicht empfing, den sie gab. —

„Und wann — wann ist die Hochzeit, Frigga?" fragte er hastig. „Morgen?"

„Nein, du Vielkluger!" lächelte sie und sah ihn holdselig an und schüttelte ein klein wenig schelmisch das blonde Haupt. — „Übermorgen erst?" trauerte er. — „Nein, du Heißgeliebter! Heute! In dieser Stunde! Jetzt! Gleich! — Rasch, stoß in dein hallend Horn! Ruf' alle Götter, alle Göttinnen herbei! Thor mit dem Hammer, zum Weib mich zu weihen! Rasch! Einmal entschlummern dürfen — hier! — das Haupt auf deiner Brust! Ah, Odhin!" — das hauchte sie, kaum vernehmbar, süß erschauernd an seine Wange sich schmiegend, — „ich vergehe ja vor Sehnsucht, dein zu sein!"

XVI.

Laut schmetternd, wie noch nie zuvor, hatte von Fensals Hochschwelle aus das treue Horn durch die weiten Himmel gehallt: es ward sein letzter Dienst: es zersprang bei des siegfrohlockenden Gottes gewaltigem Atem! —

Heran stürmten alle Götter und Göttinnen, aufgeschreckt, als seien die Riesen eingedrungen in Asgardh. Allen vorauf sprang herbei Thor, den mächtigen Hammer schwingend.

Aber er hatte damit nur — auf Odhins Begehr — des bräutlichen Weibes weiße Stirn und Haar zu berühren. Und staunten da alle höchlich und freuten sich gar sehr. Denn längst hatten sie die Vermählung gewünscht und oft und laut und heftig gescholten auf die eisige Frigg. —

Und Vidhja bat, — und wahrlich nicht vergeblich! — zusammen mit Lofn schmücken zu dürfen die wunderbar erstrahlende Braut. Unter dem weißen Schleier von feinstem, durchsichtigem Linnen hervor leuchtete auf dem stolzen Busen das Halsgeschmeid, das da der Anmut niemals weichenden, immer jungfräulichen Zauber leiht. Und alle Göttinnen sagten, so schön hätten sie Frigga nie gesehen und nie geglaubt, weil niemals noch diese strengen Züge so von Wärme, von geheim durchglühender, stolzer Freude belebt gewesen waren. Und alle Göttinnen sprachen ihren Heilwunsch der Braut; auch Freia; aber bei dem letzten Worte wischte diese — ungesehen — mit ihrem roten Haar rasch über die feuchten Augen hin.

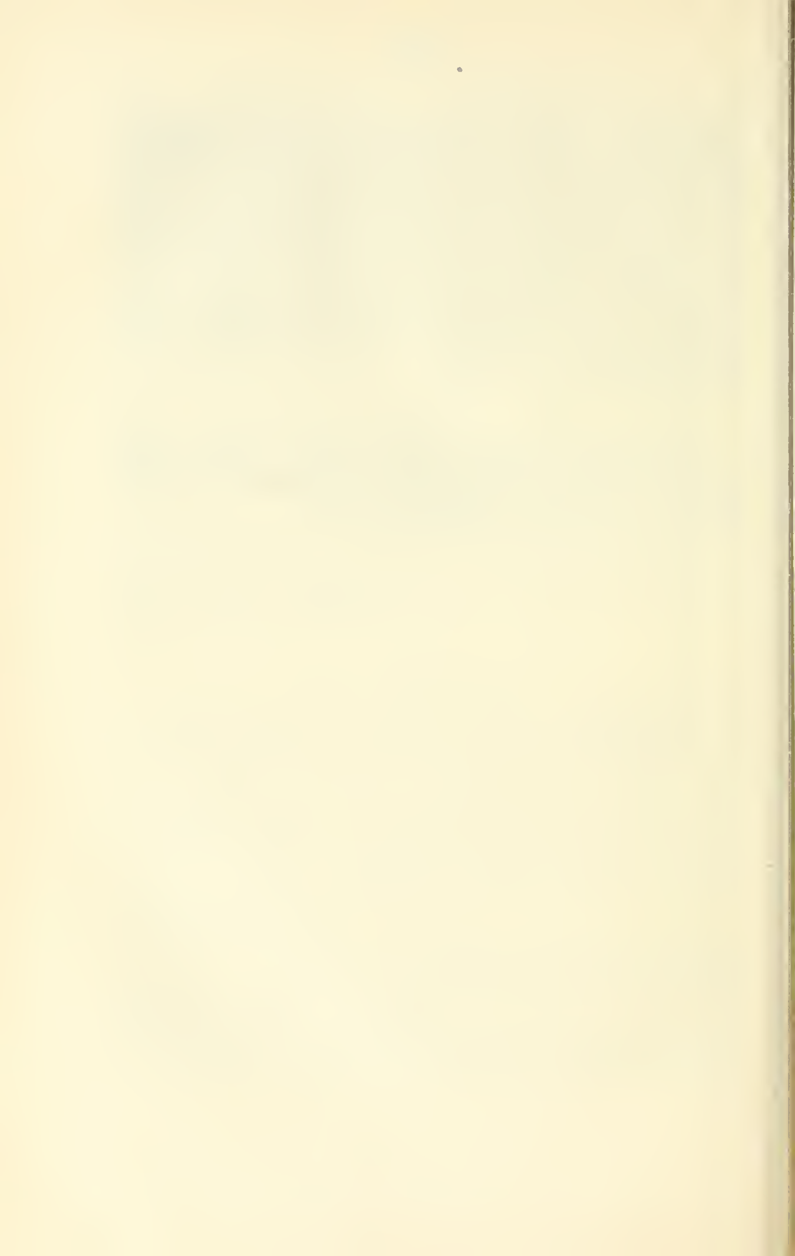
Und vor Fensals Eingangsstufen, auf dem immer grünenden Rasen, ward das Brautzelt aufgeschlagen; es ward geschmückt mit allen Kleinoden von Asgardh und mit allen Blumen der Erde. Aber Odhin, nachdem er all die Pracht gemustert, ergriff schweigend seinen Speer und stieß oben in den Spitzgiebel des Linnendaches ein Loch, so daß ein Stern, ein wunderbar schöner, gerade auf das bräutliche Lager sah. — — —

Gar bald zog er — kaum war es dämmerdunkel geworden — an der Hand die Geliebte von dem lärmenden Festmahle hinweg. Sie folgte, leis erbebend, aber ohne Widerstand, ja rasch dahinschreitend.

Und Thor mit dem Donnerhammer hielt die Braut-

wacht zwanzig Schritte weit von dem Zelt gen Aufgang; und Freir mit dem Sonnenspeer hielt die Brautwacht zwanzig Schritte weit von dem Zelt gen Mittag; und Tyr mit dem Siegesschwert hielt die Brautwacht zwanzig Schritte weit von dem Zelt gen Niedergang; und Ullr mit Bogen und Pfeil hielt die Brautwacht zwanzig Schritte weit von dem Zelt gen Mitternacht, auf daß kein Späher, kein Lauscher, ja kein leisester Laut störe der Vermählten heilig geheime Wonnen. — — —

Und in dieser Nacht ward gezeugt ein Knabe; dem haben bei der Namenweihe die Nornen den Namen „Baldur" gegeben: er ward die Wonne der Welt.

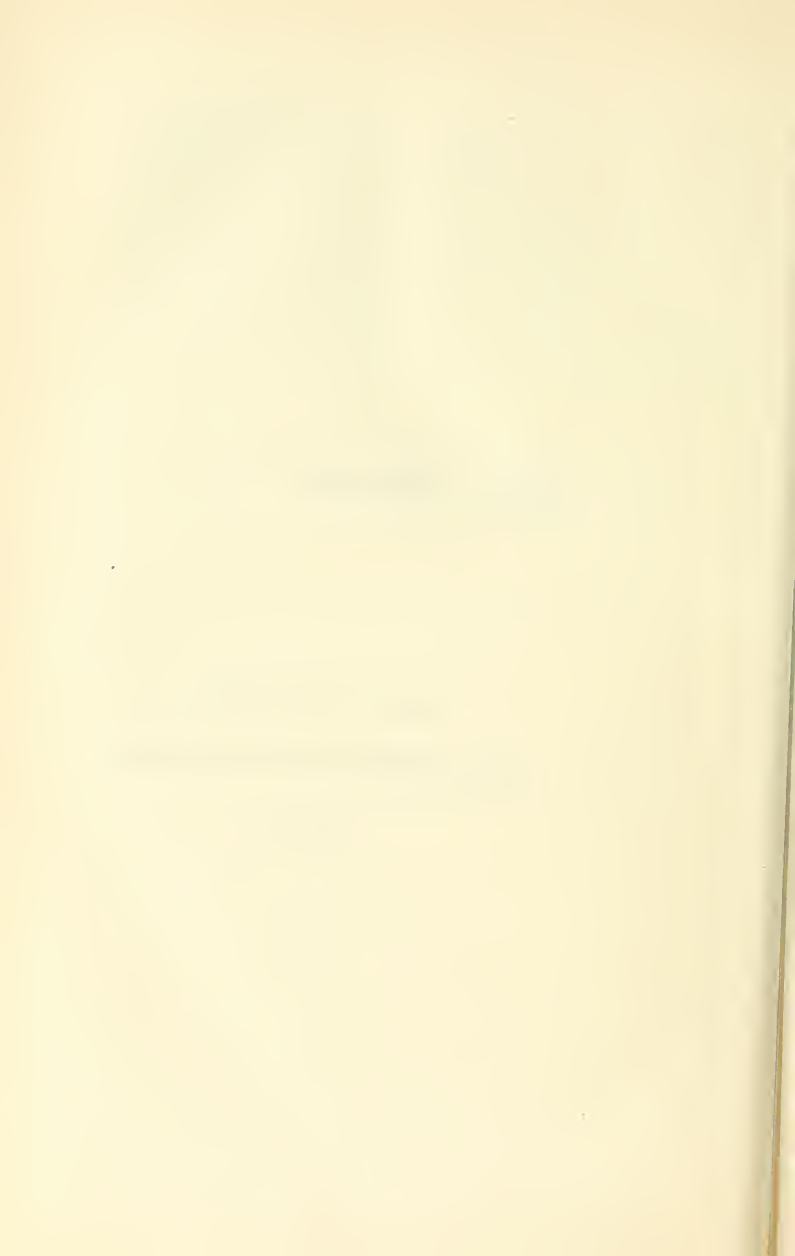


Die Finnin

Meiner lieben Freundin

Frau Malwine Twiß in Utrecht

zu eigen



I.

Weltverloren, fast jeden Tag im Jahre von Nebeln verdeckt, lag ein kleines Eiland in dem Busen, in den die Ostsee gen Norden verläuft.

Es trug keinen Namen. Denn wann der Sturm Fischer in die Nähe verschlug, trachteten sie gar rasch, weit abzukommen: so gefürchtet waren die Klippen ringsum; bei allen Winden raste dort die Brandung, den weißen Gischt sprühend über die schwarzen Zacken und spitzen Nadeln von Granit.

Ganz unbewohnt zwar schien die Insel nicht: man sah von der Fernsee her zuweilen dort Rauch aufsteigen.

Aber Menschen, so hieß es, hausten da nicht, nur böse Geister. Die mochten ja auch nicht fehlen dort: die allem Leben feindliche Öde konnte ihnen wohl taugen: lag der schmale, lang von Nord nach Süd gezogne Streif dieser sandigen Dünen doch ganz einsam, weitab von den Finnleuten im Aufgang und noch ferner von den Küsten von Svea-rike im Niedergang.

Und doch wohnten auch Menschen hinter jenem dunklen Geklipp.

Denn an dem Abend eines düsteren Herbsttages lag auf dem weißen Sande des Weststrandes ein junges Geschöpf: ein Weib: das bewiesen die langen Haare, die ihr schlicht, steif und straff auf den Rücken hingen: schwarz

waren sie, aber unschön schwarz, mit einem Anflug von grünlichem Grau, dunkeln Binsen vergleichbar. Nichts andres bezeugte das Geschlecht: die Brust war flach wie eines Mannes; da blühte kein Reiz weiblicher Anmut in dem breiten, tief dunkelhäutigen, eckigen Gesicht, mit der stumpfen, eingedrückten Nase, den stark vortretenden Knochen der magern Wangen, mit den langgestreckten Kinnbacken und den kleinen schiefgeschlitzten Augen: — dieser Augen Farbe und Ausdruck freilich war wunderschön weich und seelenvoll; aber der Hals hob sich nicht genug aus den zu hoch gereckten Schultern, die ärmlichen Hüften waren auch für solche Jugend allzu schmal. Die ganze Gewandung, die sie trug, war ein Hemd, aus drei Seehundfellen ungeschickt mit Fischgräten aneinander genadelt; an des Gürtels Statt schnürte ein zusammengedrehter Zweig der zähen Strandweide das abgeschabte mittelste Hautstück fest: — die Haarseite trug sie nach innen gekehrt.

Das junge Geschöpf lag, auf der Brust, langausgestreckt, auf dem äußersten Streifen des Strandes, das Kinn in die beiden offnen Hände versenkt, die Ellbogen tief in dem lockeren Sande vergraben.

Sie schaute gen Westen, wo die Sonne versank in glutroten Windwolken. Denn wilder Weststurm hatte gewütet den ganzen Tag über: erst gegen Abend hatte das grimme Brausen in den Lüften sich beschwichtet. Aber die See! Noch stundenlang tobte sie nach. Kleine Fische, von der Gewalt der Wellen bis hierher mitgerissen zwischen Klippengürtel und Strand, konnten in dem kreiselnden Gewoge nicht vorwärts, noch zurück.

Deshalb fegte eine große, grauschwingige Möwe schrill kreischend dicht über das regungslose Mädchen und stieß nach der Beute in den weißen Schaum der Brandung: zuweilen spritzte der, vom Winde abgerissen auf dem Kamm

der breit heranrollenden Woge, bis über Haar und Rücken der Liegenden hin.

Allerlei spülten die Fluten ans Land: loßgerißnen Seetang, Quallen, Muscheln: oft schlugen die zerbrochen, scharfkantig, ihr in das Gesicht, das Blut sickerte aus der dunkelbraunen Wange: sie spürte es nicht; sie rührte sich nicht.

Da rollte zwischen Seegras und allerlei kleinem Getier etwas Blinkendes heran auf dem feuchten Sand: aufprallend an einen Stein gab es hellen Klang: rasch, wie ein Raubtier, schlug die Ruhende die magre Rechte — wie eine Pranke — darauf und erhaschte das Ding so sicher, wie die Möwe den Fisch: sie hob es in die Höhe, daß die Sonne darauf schien.

Da glitzerte es. Es war ein kleiner Panzerring von Erz; ein Zeichen, das sie nie gesehen, war darein gehämmert. Wohlgefällig betrachtete das Mädchen das geringfügige Stück: sie hielt es immer wieder in die Sonnenstrahlen: sie freute sich, wie es so blinkte.

„Von den Göttern!" flüsterte sie dann ehrfürchtig. „Ja dorten, im fernen Westen, woher Wind und Welle heute kamen, und wo der schöne Sonnengott zu schlafen geht: — da wohnen sie, die Götter. Und ihre Söhne. Und alles Herrliche.

Die Mutter hat's oft erzählt. Ach wie schön muß es dort sein! Alles! Das Geschmeide, das Gewand, das Gewaffen! Frauen wandeln dort mit Haaren, licht wie die Sonne, mit Augen, hell wie der Himmel, mit einer Haut, weiß wie der Schaum des Meeres. Und die hohen Männer: so hoch sollen sie ragen wie unsere Birke, sagte die Mutter. Und über die Erde schreiten sie stolzen Ganges mit dem Schritte des Herrn: und wessen sie gelüstet, das nehmen sie sich mit den unwiderstehlichen Armen. Und Schmuck und Gerät in Menge haben sie aus diesem —

wie soll ich doch sagen? — aus solchem Stein, wie dies da. Aber es ist nicht Stein: denn sie schmelzen's im Feuer und biegen es dann, wie sie wollen. So zwingen sie alles zu ihrem Willen: auch die Steine, sagte die Mutter. Sie hatte aus ihrer Gefangenschaft dort bei den götterentsprossenen Männern ein Stück mitgebracht von solchem geschmolznen Gestein: es war ein Stück der Kette, mit welcher sie die Erbeutete gefesselt hatten: aber sie liebte es. „Erz", mein' ich, nannte sie's in der Sprache der Göttersöhne. Und jeden Abend vor dem Einschlafen hat sie es geküßt. Und ich: — ich küsse dies. Denn von den Göttern kommt es mir zu. Aber — verstecken! Sorgfältig! So! Unter den Weidengürtel! Denn fänd' es der Ohm, — er schlüge mich hart und riß es mir weg und würf' es zurück in die See." — —

II.

Und sie streckte sich wieder lang aus und sah hinaus in das Meer so spähend, so scharf aus den tief dunkelbraunen sehnsuchtvollen Augen, bis sie schmerzten, geblendet von dem zitternden Licht auf den Wellen, so oft die Sonne plötzlich aus dem hastig ziehenden grauen Gewölk hervortrat.

„Ob denn nie etwas kommt? Gar niemals? Ob es denn nie anders wird hier? Der Ohm — das Ren — der Fischfang mit dem Netz — der Lachsstich mit dem Speer — die lachende Stillsee — der Sturm — der kurze Sommer — der Herbstnebel — der lange, lange Winter in der niederen Hütte — die Thranlampe — der Schlitten — endlich die

Möwen — der kurze Sommer — wieder der Ohm — das Ren — der Fischfang — wieder der Nebel — immer wieder. Immer wieder! — Ob denn nie ein Zeichen, ein Gruß, eine Botschaft kommt von den Göttern und Göttersöhnen, bei denen die Mutter gefangen war? ‚Eine sel'ge Gefangenschaft' sagte sie oft, lächelnden Mundes. Mir ist, es muß doch etwas viel Schöneres, Helleres, Strahlenderes, Gewaltigeres geben, als hier in der traurigen Öde. Aber fern, unerreichlich fern! Dort — im milderen Westen — dort, wo die Sonne zu Golde geht."

Und träumerisch sah sie wieder hinaus auf das Meer.

Nichts entging ihr da draußen: jedes Kleinste, was sich abhob von der unendlichen Fläche, nahm sie wahr: den kaum aus dem Wellenthal emporschnellenden Fisch, ein Stücklein Holz, dunkler als die blaugrüne Flut, darin es tristete, den Kopf des Delphins, den der nur ein wenig aus dem Wasser in die Luft reckte: — alles.

Wie hätte sie nicht alsbald ein großes Treibstück entdecken sollen, ein langes, schwarzbraunes, das nun weit draußen vor dem Klippengürtel auftauchte, aber von dem Westwind rasch näher und näher herangebracht wurde. Es war ein Balken oder ein Brett — das erkannte ihr geübtes Auge bald — wie sie nicht selten nach argem Sturm von gescheitertem Schiff die brandende Woge daher trug: ein langes, dunkles Brett. Aber an dem hinteren Ende, das tiefer in das Wasser hing, war ein anderes befestigt, ein Helleres, Weißes ..... —

Das Mädchen richtete sich ein wenig auf: langsam, wie in der Ruhe ihre Bewegungen waren: und den Kopf reckte sie höher und den Oberleib, auf die beiden Ellbogen gelehnt, ähnlich dem Seehund, der sich auf die Vorderflossen stützt, eh' er sich vorwälzt im Sande.

Näher, immer näher trieb das Brett: denn jetzt schwamm

es seitlings — der Quere nach — und der Stoß jeder Welle, der es traf, schob es ein gut Stück weiter.

Nun fegte ein heftiger Windstoß wieder einmal die langgestreckten Wolken von der versinkenden Sonne fort: grell fielen ihre Strahlen auf den Meeresstreifen vor den Klippen: hell beleuchtet zeigte sich dem scharf spähenden Auge der Balken auf der Höhe einer weißkammigen, breit heranrollenden Welle schwimmend: da stieß sie einen gellenden Schrei aus, dem Ruf eines erregten Tieres vergleichbar, und, jäh auffahrend von dem feuchten Sande, warf sie sich mit gewaltigem Sprung in die tobende Brandung, die wütend an den Granitklippen zur Rechten und zur Linken sich brach und überschlug: nur ein schmaler Wasserstreif, etwa von Mannsbreite, führte — wie eine Engpforte — zwischen den Felsen hindurch hinaus in die freie See, von wannen das Brett nun pfeilgeschwind heranschoß.

III.

Es ging auf Tod und Leben.

Denn ein Menschenleib, den die tobende See in das sägescharfe Gezack dieser wasserzernagten Klippenkämme zur Rechten oder zur Linken schleuderte, — zerschnitten ward er wie Halme von der Sichel. Mit Entsetzen — aber nicht um ihretwillen! — sah die kühne Schwimmerin einen andern Balken, den die Brandung herantrieb in die Felszähne rechts vor ihr, in splitternde Scheite zerspellt und zerschlissen: aber — sie erkannte es mit ihren scharfen Augen durch die Wellen hindurchblickend — das war nicht jenes Brett, um welches sie ringen wollte mit der wütenden See.

Fast unmöglich schien es, daß ein Mensch, ein zartes Mädchen, gegen solche Brandung überhaupt ankämpfen konnte. Aber das junge Geschöpf, langsam, unbeholfen auf dem Lande, — verwandelt schien es, sobald es die See umrauschte.

Wie ein Fisch floß die Kleine dahin: sicher, furchtlos, ja mühelos, wie es schien, mit den magern, aber sehnigen Armen, den lang vorgestreckten, die entgegenrollenden Fluten zerteilend, das schmale Köpflein stets gerade hoch genug über dem Wasser, um das angestrebte Ziel sicher zu erschauen: und schlug ihr auch die Sturzwelle zerstäubend hoch über dem braunen Nacken zusammen, sie in einem Sprühschauer von weißem Gischt begrabend, — im Augenblick darauf schwebte sie schon wieder, emporgetaucht, wie die schwimmende Möwe, auf dem hohen Rücken der nächsten Woge.

So hatte sie rasch ihr Ziel erreicht: die höchste der schwarzen Steilklippen zur Linken der schmalen Einfahrt: sie umschlang die dünne Felsspitze mit dem linken Arm und spähte scharf aus nach rechts: gerade noch recht war sie gekommen: denn schon trieb das Brett, das sie an Land bergen wollte, heran und zwar, wie sie gefürchtet, immer noch seitlings, so daß es unmöglich durch die enge Öffnung hätte hindurchgleiten können: die nächste Vollwelle mußte es, der Quere nach, gegen die Zahnklippen schleudern und zerschellen:

Da — schon war es heran! — ließ das Mädchen die Klippe fahren, warf wieder die Brust dem rasenden Meer entgegen, erhaschte das Brett an dem einen Schmalende, riß es mit aller Kraft nach rechts herum, daß es nun der Länge nach vor der Mündung des Eingangs schwamm und jetzt, in der Linken es in dieser Lage mit sich ziehend, mit der Rechten und mit den Beinen schwimmend

mit aller Kraft des Leibes, riß sie die Last rasch zwischen den beiden Eingangsklippen hindurch in das Strandwasser, wo ein paar nachfolgende Wellen die Schwimmerin und das nachgeschleppte Brett alsbald von selbst auf den Sand warfen.

Hier sprang das Mädchen flugs auf, zerrte den Balken vollends aus dem Bereich der nachrauschenden Wasser und richtete das schwerere Langende an dem Dünenhügel in die Höhe: das schwerere: denn hier, auf diesem Teil des weit über Mannslänge ragenden Brettes war, mit Schiffstauen vielfach umschnürt, festgebunden eines Jünglings Leib — oder Leiche.

Schön war der Jüngling: schön sein Leib, den nur die zerhackte Ringbrünne um die Brust und darunter der Schuppenrock bis an die Kniee bedeckten: schön war das goldiggelbe, lang auf die Schultern flutende Haar, schön das edle, todesbleiche Antlitz. Nur ganz kurz, bis sie all' diese Herrlichkeit in sich gesogen, ruhten die Augen des Mädchens auf der regungslosen Gestalt.

„Es ist, wie ich gedacht," hauchte sie: „Einer von ihnen, . . . ein Gott, ach," schrie sie in grellem Weh, — „ein toter Gott! Doch nein — nein — er soll nicht tot sein: — er soll leben." Und sie kauerte sich nun dicht neben den stillen Mann und richtete mit der Linken das herabhängende Haupt höher empor an dem flaumbartigen Kinn und, die schmale Rechte durch die Risse der zerhaunen Brünne zwängend, rieb sie eifrig, eifrig die Stelle, wo sie sein Herz suchte. „Da pocht es noch leise!" rief sie frohlockend. „Da wogt es. Ganz matt zwar: — aber es schlägt noch. Er lebt. Er lebt!" Und laut aufjubelnd verdoppelte sie ihre Mühung. Da schlug der Erwachende, tief stöhnend, die Augen auf: gleich schloß er sie wieder.

Aber zu ihrem seligen Entzücken hatte sie der Blick getroffen: „Zwei blaue Strahlen," rief sie. „Er lebt. Er lebt!"

IV.

„Aber nicht mehr lang!" grollte eine heisere Stimme von ihrem Rücken, von der Düne her, und über ihre nackte Schulter hin spürte sie eine kalte Schneide vorstoßen gegen den Hals des Fremdlings: gerade noch abwehrend fuhr ihre Schulter in die Höhe: ihr Blut, nicht das des Bedrohten rötete die Waffe: es war eine Harpune zum Stechen der Lachse: scharf war der Widerhaken der Feuersteinspitze. „Ohm! Was willst du thun?"

„Ihn speeren!" scholl es zurück, und der Alte schlug den zerschlissenen Mantel von Renntierfellen zurück und hob nochmal den Speer zum Stoß; wirr flog sein struppiges weißes Haar im Winde, wie er sich zielend vorbeugte.

„Morden!" schrie das Mädchen und deckte ihren Schützling mit dem Leibe. — „Austilgen! Die Göttersöhne austilgen: — es ist der Finnleute höchste Pflicht. Sie verschwinden oder wir von der Erde. Laß mich . . .!" — „Zurück! Er ist mein, nicht dein! Was wir Finnleute bergen aus tobender See mit verzweifelter Wagung des Lebens, — ich habe das Brett und den darauf durch das Klippenloch gerissen . . ." — „Ich sah's von der Düne mit Grausen!" — „Das ist zu eigen der bergenden Hand: — sei's Kleid, sei's Gerät, sei's Tier oder Mensch. Mein ist er, der Bleiche: mein eigen wie alles, was ich greife aus der See, sei's Fisch oder Seehund oder das leuchtende Meergold. Mein Strandgut ward er: und ich behalt' ihn lebend oder tot."

„So behalt ihn denn. Du bist im Recht. Und dein Recht: — es wird dich verderben. Verloren der Finne, der den Blondmann erschaut und speert ihn nicht zur Stunde. Behalt' ihn, und geh zu Grunde. — Aber . . . vielleicht . . . doch noch . . . ein andermal!"

Sie vernahm diese letzten Worte nicht mehr deutlich: der Wind trug sie landeinwärts; denn der Alte humpelte davon über den Kamm der Düne hin; er lahmte auf dem linken Bein; so stützte er sich auf die Speerstange; er schüttelte grollend das Haupt; wie eine Mähne flog das wirre Haar um ihn her.

V.

Sowie er den Rücken gewandt, beugte sich das Mädchen wieder ungestüm über den leise Atmenden; in seinem Wehrgurt stak ein breites Dolchmesser; sie gewahrte es, zog es heraus und durchschnitt damit sorgfältig das Tau, das ihn in mehrfacher Umschnürung fest an die Schiffsplanke band: freier hob sich ihm nun die Brust: ihr Auge hing so bang, aber doch entzückt, ja wie verzückt an seinem Antlitz.

Nach ein paar tieferen Atemzügen schlug er abermals die hellen Augen auf: und diesmal schloß er sie nicht gleich wieder: er sah dicht über sich gebeugt das Weib mit dem dunkeln, triefenden Haar, mit dem triefenden Gewand: . . . „Wo bin ich?" hauchte er leise vor sich hin. „Ertrunken! Bei Ran — dem übeln Meerweib. Ja . . das ist sie. Wie häßlich! Wie grauenvoll! Lieber gar nichts mehr sehn!" Und in Abscheu senkte er wieder die langen Wimpern. Er hatte kaum die Lippen bewegt: so waren ihr die Worte entgangen.

Sie rüttelte ihn nun sanft am Arm und sagte — in seiner, in der Nordmänner, Sprache: „Gerettet bist du, Fremdling! Bitte, bitte: nicht wieder einschlafen! Du mußt essen und trinken! Du verschmachtest mir sonst!" So lieblich weich, so einschmeichelnd tönte die flehende Stimme, — er blickte auf und richtete sich ein wenig empor: „Nein," sprach er nun langsam, sie beruhigter betrachtend, „nein, du bist keine Unholdin. Du meinst es gut mit mir." — „Ich meine es gut mit dir," wiederholte sie demütig und in die dunkelbraunen schönen Augen trat ein feuchter Glanz. „Komm! Herab von dem nassen Brett. Hier! Der Sand da oben ist trocken." Und sie schob ihn sacht in die Höhe.

Heiß durchrieselte es sie, wie sie ihn so an beiden Armen fassen mußte. Gluten schossen ihr in die hagern, braungelben Wangen; er sah es nicht.

„Blut?" rief sie plötzlich erschrocken. „Blut auf dem Brett da unten! Du bist verwundet?" — „Es ist nichts. Hier. Unter dem Knie. Nur geritzt. Doch . . . woher bin ich gekommen?" forschte er nun, sich besinnend und umherschauend. — „Dorther!" Sie deutete mit dem Finger auf die schmale Öffnung in dem Klippengürtel, über welchen gerade wieder die Brandung in wütendem Toben den weißen Gischt strandwärts schleuderte. Er schauderte zusammen. „Ja. Ich gedenke! Das letzte, was ich sah, auf den Wellen treibend, das waren, über die Wogenkämme ragend, jene schwarzen Zacken. An denen zerschellst du! dachte ich noch: dann vergingen mir die Sinne. Wer . . . wer hat mich daran vorbeigeholt?" — „Ich." — „Wo ist dein Boot?" Sie lachte. Das stand ihr gut: die kleinen weißen, zierlich gereihten Zähne glänzten. „Ich und die Möwe: — wir fuhren zusammen. Ich schwamm." — „Du . . .? Weib, dein Leben hast du . . .! Warum

hast du das gethan?“ — „Warum? Ich sah auf dem Brette treiben einen weißen Leib — einen Menschen — in der Sonne leuchtete sein helles Haar . . . Ich mußte den Lebenden retten oder — den Toten bergen. Und“... sie zögerte . . . „und ich ahnte schon lange, du würdest kommen.“

Staunend sah er sie an: „Du redest — eine Finnin bist du doch? — du redest meine Sprache? Wer hat sie dich gelehrt?“ — „Die Mutter. Sie war lange gefangen bei euch. Sie liebte euch stark. Auch eure Sprache. An den langen, langen Winterabenden, beim Flicken der Netze, unter dem Glimmen der Thranlampe, hat sie mich eure Rede reden gelehrt. Es war ihre größte Freude. Und erst die meine! Sie wünschte mir so heiß, einen von euch zu sehen. Seither hab' ich geharrt. Und nun hat dich die Welle mir gebracht, dich, mein Angespül der See! Danke dir, Welle! danke dir, Westwind! Und wie heißest du, Fremdling?“ — „Harald.“ — „Wie schön das klingt!“ hauchte sie. — „Und du?“ — „Ughlu.“ — „Wie garstig,“ dachte der Jüngling; „gleich dem Glucksen des Wassers?“ fragte er kopfschüttelnd.

Aber es reute ihn sofort des raschen Wortes: die braunen Augen schauten schmerzlich zu ihm auf. — „Ich kann nichts dafür,“ sagte sie entschuldigend. „Aber wie böse von mir! Da schwatz' ich und starre dich an wie der Seehund den Mond und versäume, dich zu laben! Ich hole . . . du kannst noch nicht gehen . . .“

„O doch!“ rief Harald und wollte aufspringen. Aber seine Kniee versagten: er sank wieder auf den Sand der Düne. — „Siehst du, mein Pflegling? Noch mußt du dir von Ughlu helfen lassen. O bliebst du mir immer so hilflos.“ — „Weh diesem Wunsch, Weib!“ — Er rief das laut, drohend: und die blauen Augen sprühten Blitze des Zorns.

— Sie erschrak: die Farbe wich aus ihrem Gesicht: demütig kreuzte sie die nackten Arme über den Brüsten: „O vergieb. — Zürne mir nicht! Das wäre — der Tod. — Geduld! — Nur kurze Geduld! — Ich eile in die Hütte: . . gleich bin ich zurück mit Speise und Trank. Ich fliege.“ — Und pfeilgeschwind stob sie dahin — die Düne hinauf — dem Innern des Eilands zu, von wo ein paar Birken herüberschauten.

Tief atmend sah ihr der Jüngling nach: „Gut, daß sie fort ist . . . Mich ekelt des Weibes . . . Pfui, Harald, wie undankbar! Bin's doch sonst nicht . . . Aber der das Leben danken?“

VI.

Jedoch der Fremdling sollte der Finnin nicht nur um jener todeskühnen That willen das Leben zu danken haben: ohne ihre unermüdliche Fürsorge wäre er auch in den kommenden Tagen noch gar oft erlegen.

Moin, der Alte, versagte ihm die Aufnahme in seine Hütte, den einzigen Wohnraum des Eilands: er teilte ihn — ungeschieden — mit der Nichte. Er gab keinen Grund an. Und Ughlu, die für ihren Schützling alles andere ungestüm forderte und durchsetzte, wagte diesmal keine zweite Bitte: sie errötete und schwieg. „Komm,“ sagte sie dann, „komm, o Harald. Ich werde dir eine Lagerstätte schaffen.“

Und sie zog ihn an der Hand fort von der Schwelle der Hütte gegen die Küste hin, wo am Strande eine zweite, nähere Reihe von steilen Granitklippen die Dünen schützte vor der Brandung.

Sie ergriff ein zerbrochenes, schaufelähnliches altes

Steuerruder und grub gar behend und geschickt eine lange Vertiefung in die Landseite der Düne: — diese gewährte Schutz gegen den scharfen Seewind. Haralds Hilfe — staunend sah er zu — wies sie zurück: „deine Kräfte langen noch nicht so weit. Und nicht du sollst dich mühen, wo meine Hände ausreichen."

Über die ausgehöhlte Vertiefung spreitete sie eine Art Dach aus getrocknetem Schilf und aus steifem Strandhafer, wie eine Matte zusammengeflochten. — Mit leisem Schauder sah der Fremdling, während sie fortsprang, ein paar Felle zu holen, in die elende Sandgrube; — er schüttelte schweigend das lange Gelock.

Gleich war sie wieder zur Stelle: noch ein paar Schläge mit der Fläche der Ruderschaufel, den lockern, immer wieder herabrieselnden Sand zu festigen; nun wischte sie mit den Knöcheln der Linken den starken Schweiß von der niedrigen Stirn, warf die Schaufel aus der Rechten und leckte an der Innenseite dieser Hand.

„Was thust du da?" forschte er unwillig. „Was hast du?"

„Nichts," lachte sie, ihn mit strahlenden Augen anblickend, „ein paar Blutblasen, die schmerzen ein wenig. Aber dafür, schau nur hinein, das ist nun deine Herberge: — gar wohnlich ist sie geworden. Ganz ausstrecken kannst du dich darin — so wunderbar lang du gewachsen bist. — Ah weh!" Noch einmal leckte sie die wunde Hand.

Da ergriff er diese und drückte sie — schonend — leise: schon wieder schämte er sich seines Undanks.

Als er nach dem kargen Nachtmahl von getrockneten Fischen und Renntierkäse diesen Abend einschlief und die Felle fester über sich zog, sprach er: „nun, es währt ja nicht lang. Sobald ich wieder die Glieder brauchen kann, muß mir der Alte ein Boot geben, und ich suche die Freunde,

die Heimat. Und auch heute schon schauen ja die gleichen Sterne da oben auf mich und auf die Meinen."

VII.

Aber am nächsten Morgen traf sein Hoffen ein furchtbarer Schlag. Er wandte sich alsbald durch Vermittlung der Nichte an den Ohm; der hatte ihn schon tags zuvor mit finster drohendem Gesicht empfangen und kein Wort zu ihm geredet: — er verstand nur wenig von Haralds Sprache. —

Der bat nun, ihm sobald als möglich ein Fahrzeug zu leihen, die Heimat wieder suchen zu können.

Mit seltsamem, halb verhohlenem Lächeln hatte die Dolmetscherin seine Bitte dem Alten vorgetragen: der aber brach in zorniges Lachen aus, er schrie finnische Scheltworte, stampfte den gesunden Fuß auf den Lehmboden der Hütte, daß sie schütterte und wies zuletzt mit der Hand hinaus auf das Meer, auf die Küste des Eilandes.

„Komm mit," sprach Ughlu. „Er hat recht. Sieh selbst." — Und ohne weitere Erklärung führte sie den Ungeduldigen quer über das kleine Eiland. — Sie hatte sich geschmückt: — für ihn hatte sie ihr einzig Geschmeide angelegt, ein Erbstück von der Mutter: eine viereckige, durchlochte Zierplatte aus blankem Zinn, über der Brust an einem dünnen Streifen von Renfell aufgeschnürt getragen: mit stolzer Freude hatte sie den angespülten Ring seiner Brünne daran gebunden, nachdem sie das Erzstücklein zärtlich geküßt. Es kränkte sie ein wenig, daß er ihr nichts darüber sagte. Aber er hatte es gar nicht beachtet.

Sie geleitete ihn nun an das Südgestade der Insel: da lag, sorgfältig auf den Strand gezogen, außerhalb des Machtbereichs der Fluten und mit einem Lederriemen an eine Felsspitze festgebunden, ein elender Kahn: aus gesteiften Seehundhäuten, ohne irgend eine Zuthat von Holz, nur durch die Rippen eines vor Jahren hier einmal gestrandeten Walfisches auseinander gespannt, lang, schmal, kaum Manns breit; nur ein Mensch hatte Raum in der Mitte, wo ein rundes Loch geschnitten war in das wagrecht gespannte Renntierfell, welches das Innere des niedrigen Nachens schützen sollte vor den Wellen, die bei jedem leisesten Wind über dem kläglichen Fahrzeug zusammenschlagen mußten; fortbewegt ward das durch zwei zugleich zu führende lange Stangen mit ganz schmalen schindelähnlichen Ruderenden.

Erstaunt sah der Gast auf das traurige Gefährt: „Wo — wo sind die Boote?" fragte er. — „Das ist alles, was wir haben. Nur um das Eiland herum — bei ruhiger See — können wir fahren. Das Weitmeer kann der Kahn nicht suchen; er schlägt um bei jeder hohen Welle." — Harald erbleichte: „All' ihr Götter!" schrie er verzweifelt. „Es kann nicht sein. Wie könnt ihr leben?" — „Vom Fischfang. Vom Strand aus; und mit dem Kahn um die Insel her; auch haben wir noch vier Renntiere: die leben kärglich vom Strandhafer und vom dürren Grase der Dünen. Und dann das Brot — aus Birkenrinde." — „Das ist — wirklich — euer einzig Fahrzeug? Das kommt ja freilich nie nach Harjadal." — Ughlu nickte. „Ich sagte es. Der Ohm kann dir's nicht geben, er kann's nicht einen Tag missen. Und gäb er's, — unrettbar würd's umschlagen, bevor du das nächste Land erreicht." — „Auf Lebenszeit hier gefangen!" schrie Harald. „Lieber gleich sterben!" Und er sprang gegen die steilen Klippen vor.

Ughlu klammerte sich an ihn: — mit tiefem Schmerz,

stumm, sah sie ihm ins Auge. „Aber nein," beruhigte er sich. „Geduld also! Ich baue mir selbst ein Schiff. Geduld, Harald!" — „Ja Geduld!" tröstete sie; aber ein seltsamer Zug zuckte um ihre Lippen. „Aus was will er hier ein Schiff bauen?" dachte sie bei sich.

VIII.

Beruhigter, aber doch noch mit heftig klopfendem Herzen sah Harald um sich: „Nein," rief er nun, „es ist ja nicht möglich! Wie kamt ihr hierher? Ihr seid doch nicht aus Eiern auf dem Sand hier gekrochen wie Krabben? Wie viele von euch Finnvolk wohnen noch hier?" — „Niemand mehr als wir beiden." — „Wie kam das?" — „Traurig genug. Frage nie den Ohm danach. Es macht ihn toll vor Schmerz und Zorn: — er wirft dann mit dem Steinmesser blind um sich. Ich erzähle dir's. Komm, ich führe dich dabei um das ganze Eiland: nur so wirst du's verstehen."

Und sie begann voranzuschreiten von Süden gen Osten, dann gen Norden sich wendend; erst zuletzt erreichten sie den Westen der Insel, wo er angespült worden war.

„Unsere Vorfahren," begann sie, „sind — der Ohm weiß nicht, vor wieviel hundert Sommern — von Aufgang, von Suomiland, — der Heimat all' unseres Volks — auf diese kleine Insel, wie auf die viel breiteren weiter mittagwärts, herübergefahren: drei volkreiche Geschlechter auf fünf großen Booten: diese Zahlen sind eingeritzt auf den höchsten Felsen: in der Mitte des Landes: — dort,

wo die vier Birken wachsen." — „Sind die dünnen Stämme die einzigen Bäume auf der Insel?" Aber Ughlu schien diese Frage zu überhören: sie fuhr eifrig fort: „Dort, unter den Birken, ist heiliger Grund: da liegt mein Mütterlein begraben! — Lange Zeit lebten die Ahnen hier ganz gedeihlich: zahlreiche Renntiere, auch Ziegen hatten sie mitgebracht und Hunde, im Winter die Schlitten zu ziehen über das gefrorne Meer zum Fischfang unter dem Eise; und auf ihren starken Booten fuhren sie weit hinaus ins Meer zum Fischen, auf die Südinseln und auf das Festland im Aufgang und im Niedergang, zum Tauschhandel mit anderen Suomilenten. Da ging es den Menschen so gut, sagte dem Ohm noch der Großvater, daß sie fast gar keine Birkenrinde buken in das Speltbrot. Denn sie bauten Spelt auf der Insel selbst." — „Wo? Ich sehe nirgends Ackerland?" — „Geduld. Du wirst bald begreifen! — Sieh, das hier ist unser einziger Brunnen, wo die lange weiße Stange ragt zwischen den schwarzen Felsen. Damals feierten sie Feste den Suomigöttern, denn die waren damals noch mächtig: Sorsatar, der Göttin des Seegevögels, Tuoni, dem Todesgott, dem König von Tuonêla, dem ewig düstern Reich, Ukko, dem Himmelsgott, Achti, dem Gott des Meeres und auf der Kantele, dem Saitenspiel mit fünf Saiten, spielten sie zu Opfergesängen.

Am schönsten aber — das bezeugte der Ohm — spielte und sang meine liebe Mutter. Freilich meist traurige Lieder, aber wunderbar rührende, wußte sie zu finden: — ohne Mühung des Kopfes: — sie kamen ihr von selbst. Viele ihrer Weisen hab' ich mir gemerkt. Und auch selbst manche beigefügt. — Die liebe Mutter meinte, ich hätte das von ihr geerbt, wie sie diese Platte trug und mir vererbte — siehst du? Oft weiß ich nun nicht mehr, welche

von der Mutter stammen, welche von mir: sie kommen mir immer durcheinander; traurig sind auch meine."

Sie schwieg eine Weile, nachdenklich; dann fuhr sie, sich aufraffend, fort: „Auch zu andern Suomileuten fuhren sie damals auf den breiten meervertrauten Booten. Freilich nicht gar oft: denn, wie heißt es in dem alten Lied?

„Selten kommt man nur zusammen
In den menschenöden Strecken
Unsres nebeldüstern Landes."

Aber damals war doch manchmal Freude unter unserm Volk. Später aber . . .!"

Sie seufzte. Dann hob sie traurig wieder an: „Das ist nun alles dahin und tot. Tot sind die Sänger, tot die Harfner, ach auch unsere Götter sind tot und vergessen: — viel mehrere von ihnen, als ich noch zu nennen weiß, lebten einst: — und die einzige Harfe, die geliebte Kantele der Mutter, ist auch tot: — denn die Saiten sind gerissen und wir haben keine neuen, sie aufzuziehen." Sie schwieg, blieb stehen und wischte eine Thräne aus den Augen.

„Du weinst? Mußt nicht weinen!"

Gleich lächelte sie wieder: „Betrübt es dich, wenn du mich traurig siehst? Dann sollst du's nie mehr schauen! Ich weine auch nicht um mich: — ich hab' es ja von Kind auf nicht besser gewußt. — Ich weine um die Mutter, die all' das verlor. Und doch auch um unsere Götter, daß sie nun alle tot sind." — „Woher weißt du das? Viele Völker haben viele Götter, so erfragte ich auf mancher Meerfahrt. Warum sollen eure nicht mehr leben?" — Aber sie schüttelte ernst den Kopf: „Ach nein! Sie leben nicht mehr. Es ist besser, das zu denken, als daß sie leben: denn dann wären sie böse. Oder ganz ohnmächtig." — „Wer aber soll eure Götter getötet haben?" — „Eure

Götter, ihr Gewaltigen!" antwortete sie, scheu zu ihm emporblickend. „Sie mußten wohl vor diesen vergehen, wie wir vor euch. — Höre nur! Lange Zeit wohnten auch auf dem Festland im Niedergang nur Suomileute, Fischer und Jäger unseres Volkes. Aber einmal, im Sommer, als die Schiffe der Unsern zum erstenmal wieder durch das mürbe gewordene Eis brachen und die gewohnte Bucht da drüben im Westen aufsuchten, da fanden sie nicht mehr die Vettern, sondern — euch. Oder vielmehr eure Ahnen. Denn lang ist's her. Vor denen hatten die alten Herren des Landes weichen müssen gen Mitternacht . . ." — „Jawohl," nickte Harald. „Nach Kvänland flohen sie, die übeln Finnleute, arge Viehdiebe, Zauberer und . . ." — „Nicht!" bat sie. „Nicht schelten: es sind die Meinen. Und des Landes alte Herren." — „Gewesen. Wir aber sind die Herren jetzt!" — „Gewiß! Ihr seid's: — im Himmel und auf Erden. — Während die Unsrigen nur Steine und das Horn des Rens als Waffe und die Keule von Holz führten, schwangen die Eurigen das Schwert aus blitzendem Erz und erschrocken sahen die Ahnen zu euch auf, den Söhnen der lichten Götter, wie ihr euch nanntet, selbst lichten Göttern vergleichbar." Sie schwieg: im Emporschauen zu ihm vergaß sie der Rede.

Er aber erwiderte: „Wohl stammen wir von den lichten Asen in Asgardh: von Odhin und Thor. Und ich und meine Sippe, wir stammen von Freir . . ." — „Dem Sonnengott," nickte Ughlu. — „Aber das hielt sie nicht ab, das ekle, häßliche Finnengezücht, die da, bleichnasigen Zwergen gleich, in Überzahl uns um die Beine wimmeln tief unter uns, mit Raub und Diebstahl unablässig in heimtückischem, nächtlichem Überfall unsere Viehherden davonzutreiben, unsere einsam gelegenen Gehöfte auszuplündern, die Überwältigten im Schlafe zu verbrennen. Zu

Land und zu Wasser kamen sie und kommen sie noch unablässig geschlichen und geschwommen, zu stehlen, zu plündern, zu morden. Aber wartet nur, ihr Nachtdiebe aus Kvänland, ich will . . ."

„Nicht, nicht! Ich bitte: wir sind ja verloren — warum uns noch schelten? — Auch meine Ahnen gerieten in Streit mit den eueren: Blut floß auf beiden Seiten: aber immer und immer siegtet ihr, wart ihr auch nur Einer gegen Sieben." — „Gewiß," meinte Harald und ballte die Faust. — „Zu Wasser und zu Lande ward gefochten, viele Jahre. Da — im Sommer war's — alle unsere Boote waren zum Fischfang ausgefahren, mit Männern und Weibern — da kamen ein paar euerer Drachen angerauscht: der Meerkampf begann: alle unsere Schiffe wurden in den Grund gerannt oder, erbeutet, mit vielen Gefangenen davongeführt, darunter auch meine Mutter, mein Vater ward erschlagen; verwundet, lahmend seitdem, entkam der Ohm mit Mühe auf jenem Kahne dort: er zog mich, die Verwaiste, auf.

Nach Jahren kam die Mutter zurück: ihr Herr — er war ihrer überdrüssig geworden, klagte sie — hatte sie an Suomileute vertauscht gegen einen Schild voll hellen Meergoldes und ihr neuer Herr schenkte ihr die Freiheit und führe sie hierher zurück. Sie war voll von eurer Herrlichkeit! — Viel, viel hat sie mir von euch erzählt, von euren Göttern, von euern wunderlichten, schönheitstrahlenden Frauen . . ." Sie stockte: ein langer Blick prüfte hier seine Züge: aber die blieben ruhig.

„Noch immer," fuhr sie fort, „ging es uns leidlich, ob auch lange nicht mehr so gut wie vor jenem Kampf auf der See: denn da hatten wir so viele Männer und Frauen und alle Vollschiffe verloren bis auf zwei. Aber nun — nun kam das Verderben." Sie schauerte zusammen.

„Unter unserem Volke ward von alters starker Zauber getrieben . . .“

„Man weiß es,“ grollte Harald, „Sud-Finnen, Kessel-Finnen, Zauberbolde heißt ihr.“

Sie schwieg eine Weile, das Köpflein verschüchtert sinken lassend. „Nun war da,“ hob sie wieder an, „unter uns ein altes Weib, das hatte in Lappland bei den Lappen Zauber gelernt.“

„Ei,“ zürnte Harald: „Wie spricht ein Spruch?“

> „Zäh ist der Zauber, den der Finne fand:
> Zehnmal ärger der Zauber, den da erlistet der Lappe.“

„Die überzeugte Männer und Weiber, nur ein Blutopfer könne uns retten vor euch und eueren Göttern: unsere Götter seien eingeschlafen: nur heißes Blut könne sie wecken, daß sie euere Götter, die Asen, überwänden. Und sie beschlossen, nach ihrem Rate zu thun. Ein Knabe eures Volkes, der sich im Wintereis, im Nebel, auf dem Meere verirrt und den mein Ohm gefangen hatte, — er sollte unsern Göttern geopfert werden.“

Mit Grauen hemmte Harald den Schritt: „scheusälig Volk!“

„Vergebens warnte meine Mutter: auf den Knieen beschwor sie den Ohm: ‚unsere Götter‘, sagte sie, ‚sind tot. Nur jener Männer Götter leben und schützen sie: reizen wir sie nicht.‘ Umsonst. In der Nacht ward an der Ostküste der Insel da drüben — jenseit der hohen Steine! — das Götterfest gefeiert; der Knabe . . .“

„Sie haben ihn geschlachtet?“

Traurig nickte das Mädchen: „und sein zuckend Herz verzehrt und euch und eure Götter mit furchtbaren Flüchen verflucht. Das war um Mitternacht. Dann gingen sie auseinander, alle in ihre Hütten. Nur unsere Hütte lag

auf dem Hügelgrad des Eilandes, alle anderen dreizehn dort unten auf der Ostküste, auch alle Schiffe lagen dort vor Anker und alle Kähne. Auch die Ställe für die Renntiere und die Hunde standen dort; und dort allein lag auch alles zum Ackern taugliche Land, all unsere Speltfelder, dort rauschte ein Wäldchen von mehr als hundert Birken, da wuchsen sogar Erdbeeren! . . . Vor Sonnenaufgang war's: da erbebte unter uns die Erde: wir flogen aus dem Lager auf den Boden: ein furchtbares Brüllen des Meeres und des Landes: auf that sich der Abgrund, die Welt des Todes, unter der Ostküste und verschlang alles, was darauf lebte und stand, die Menschen, die Tiere, die Häuser, die Vorräte, die Schiffe: der schwarze Felsgrund der Insel spaltete sich, die Klippen fielen um und über die Klippen und über all' den Trümmersturz brach herein das Meer: — der Abgrund und das Meer hat das ganze Ostland der Insel verschlungen und begraben."

„Siehst du," schrie meine Mutter dem Oheim zu, „siehst du nun? Unsere Götter sind tot. Und *ihre* Götter haben die Verfluchung gerächt." Wir drei waren die einzigen, die noch lebten auf dem Eiland, von dem das beste und bei weitem das größte Stück verloren war. Die Mutter aber siechte langsam dahin: — ein Sehnen, sagte sie, zehre an ihr. Sie starb, mit einem Kuß auf ein Stück der Kette, die sie bei euch getragen. Sie sprach und sang und spielte auf der kleinen Harfe bis die letzte Saite sprang: so unsagbar traurig sang sie, daß ich weinen mußte, weinen unaufhaltsam, unaufhörlich, ob ich's gleich oft nicht verstand: das klang so unerträglich traurig:

„Weine, weine, Volk der Suomi,
Deine Götter sind gestorben,

Alle deine Helfegötter:
Tot sind, die dich schützen konnten. —

Vor den lichten Asgardhgöttern
Fielen sie wie welke Blätter,

Die der Sturm weht von den Birken,
Ausgetilgt von Meer und Erde

Wirst du deinen Göttern folgen:
Weine, weine, Volk der Suomi."

„Und als sie zu sterben kam, strich sie mir noch einmal über die Stirn und sprach: ‚armes Kind — ausgetilgt wirst auch du! — Aber einmal — möchtest du nur einmal einen von ihnen sehen. — Dagwalt!' rief sie noch einmal und starb. — Dagwalt: — so hatte ihr Herr geheißen."

„Hm," sprach Harald vor sich hin. „Treu, wie die Hündin ihren Herrn liebt."

„Und so kam es," fuhr Ughlu fort, „daß ich nur an euere Götter noch glaube — an Freia zumal. Denn Frigg ist zu streng, meinte die Mutter. — Und auch an Odhin, der der Wünsche Fülle verleiht. Erst hat er mir, als glückverheißend Zeichen, diesen Ring von deiner Brünne — mit der gleichen Rune wie die andern an deinem Ring-Panzer — in die Hand gespült: — er fehlt da links: — ich sah es gleich — ich trag ihn immer hier auf der Brust: und dann hat er dich selbst mir gesendet."

„Hart an Ran vorbei," lachte Harald grimmig. „Wenig dank' ich ihm diesen Fahrwind." — „So, nun haben wir das ganze Eiland durchwandert!" — „Wie trostlos öde! — Ja richtig! Da sind wir an der Stelle, wo das Meer mich angespült!" — Er sah mit Schauder in das schwarze Gezack der Granitklippen, das wieder weißer Schaum übersprühte: er faßte dankbar ihre Hand und drückte sie.

Da strahlten ihre Augen.

„Nun komm zum Frühmahl: — der Oheim harrt vor der Hütte."

IX.

Das Mädchen und der Alte — der sprach fast nie — fragten den Gast nicht um seine Herkunft, nicht, wie er auf die Insel verschlagen worden.

Aber er selbst ward bald gedrängt, es Ughlu zu berichten. Denn nach einigen Tagen brach plötzlich die Wunde unter dem Knie wieder auf; eine Schramme hatte er sie genannt und sie war rasch vernarbt. Jedoch ein stechender Schmerz durchzuckte ihn nun: er wollte ihn meistern, verbergen; er stand hastig von dem Frühmahl auf, um in seine „Sandhalle", wie er die Höhlung lächelnd nannte, sich zurückzuziehen: aber von bitterster Pein durchzuckt stürzte er jählings zu Boden.

Der Alte stutzte: scharfen Blickes musterte er den Stöhnenden. — Schon war Ughlu an seiner Seite: — sie richtete sein Haupt empor, sie lehnte es an ihr Knie: beide zitterten, er vor Schmerz, sie — sie wußte nicht warum.

Stumm wies er auf die Wunde in der nackten Wade. Scharf sah das Mädchen hin: — plötzlich flog ein finstrer Schatte ärgsten Erschreckens über die scharfen Züge: die Ränder der Wunde sahen ganz schwarz, Eiter quoll heraus. — „Woher?" fragte sie und ihr Herz klopfte, die knospenden Brüste wogten ungestüm. „Doch kein Pfeil!"

Er biß die Zähne zusammen und nickte.

„Ein Pfeil! — Aber kein Finnenpfeil, — nicht wahr?" Die Frage kam so bang.

„Doch! von eurem Volk." — „Mit schwarzer Flugfeder?" Das war die erste Frage, die der Alte an den Gast richtete: — er beugte sich, begierig der Antwort, vor über den Holzblock, der als Tisch diente. — „Jawohl: — er war schwarz beschwingt," erwiderte Harald. — Ein seltsam

befriedigt Grunzen brachte der Alte hervor: — ein stechender Blick: — er humpelte davon aus seiner Hütte, ganz aufgerichtet, wie siegesfroh.

„O sprich" — flehte Ughlu, mit mühsam verhaltner Sorge — „wie — wie geschah dies? Vor allem — wie lang ist es her? Ich habe dich noch nie gefragt . . ."

„Ja, es ist deine erste Frage — du — du Treue." — Da übergoß sie glühend Rot: — es war das erste Wort des Lobes aus seinem Mund.

„Nun sollst du auch alles erfahren. Ich bin ein Königssohn." — „Ich wußte es!" — „So? Woher? . . . Vom lichten Gott Freir stammt mir die Sippe." — „Ich ahnte es! Eh du's gesagt."

„Mein Vater, König Harskiöld, waltet hoch und herrlich daheim in der Königshalle!" — „Ich glaub es." — „In Harjadal. Hell klingen dort die Harfen im Saal —" — „Ich glaub' es zu hören. Die Mutter sprach davon: — gleich des Singschwans klingendem Ton." — „Viele Helden dienen ihm um Ehre. Auch gabenmilde ist er und gastlich. Es ist schön daheim in der Halle." Er seufzte leise.

„Du hast Heimweh!" klagte sie. „Hatte doch meine Mutter, die speergefangne Magd, Heimweh — nach euch!" — „Manche Kriegsfahrt hatte auch ich schon glücklich gefahren. Ich schlug die Wetterdänen mit zwölf Drachen. Ein Skalde hat ein Lied darauf gemacht." — „Kannst du es singen?" — „Ich kann wohl — aber ich mag nicht." Er errötete leicht. „Da kam Kunde in König Harskiölds Halle, sein Schwestermann, König Hâko auf Helsingaland, sei aufgefahren in Odhins Saal: — er fiel in sieghafter Schlacht gegen die Kvänen, eure Vettern, die götterverhaßten Nord-Finnen. Nicht einen Sohn, nur eine Tochter hinterließ er . . :" er stockte: „Haralda, die Jungfrau."

— „Das ist deine Braut!“ schrillte Ughlu auf. — „Was schreist du, wie ein pfeilwund Tier?“ schalt er, unwillig staunend. — „Vergieb!“ Sie kreuzte die Arme über den Brüsten. — „Ich hab' sie nie gesehen. Schön soll sie sein, strahlendschön, wie eine Göttin in Asgardh.“ Sein Blick schien in die Ferne zu dringen. „Fast so hoch wie ich, meinte der treue Björn — das ist mein alter Waffenmeister, der hat sie nämlich gesehen! — Milchweiß die Haut, — die Fülle des Sonnenhaares rieselt ihr bis an die Knöchel: — hoch wölbt sich ihr die stolze Brust und . . . so sagte nämlich Björn.“ Er schwieg und sah wieder in die Ferne.

So merkte er nicht, wie die braunen Augen, immer weiter aufgerissen, wachend, spähend, schmerzlich auf ihm ruhten. Beide schwiegen eine Weile.

Jetzt zuckte wieder Schmerz durch den Leib des Jünglings. Aufgeschreckt aus seiner Träumerei fuhr er fort: „Nun wohl — die Witwe, Frau Harhild, des Vaters Schwester, bat, der Vater solle mich entsenden zu ihrem und zu der Tochter Schutz: aufs neue drohten die Kvänen Krieg, da König Hâko gefallen: — wimmeln sie doch in Überzahl wie übles Gewürm. — Der Vater rüstete vier Drachen: — hundertzwanzig Helme waren wir. — Wie freute ich mich auf den Kampf: — auf den Sieg: — auf . . .“ — „Wie heißt sie? Sag's nochmal!“ — „Haralda — es ist doch nicht schwer zu merken, mein' ich. — Aber wehe! Furchtbarer Sturm aus Westnordwest überfiel uns: — mein ‚Ellidhi‘ ward von den andern Schiffen verschlagen: — auf spitzem Geklipp barst mir der Kiel: — ich sprang mit drei Genossen ins Boot: — das trieben die Wogen gegen ein Eiland im Südosten — von Finnenleuten bewohnt, wie ihr seid — man kennt euch von weitem! Denn,“ lachte er, „schön seid ihr nicht.“ —

„Aber treu!“ — „Nein: ungastlich, treulos, ehrlos und feige.“ — „O, Harald!“ — „Nun, ist es anders? Wohl hundert Finnleute liefen zusammen an dem Strand, gegen den uns Hilflose die Brandung warf: — uns vier Männer. Erst winkten sie uns freundlich heran mit grünen Zweigen: sobald wir auf Pfeilschußnähe vom Strande waren, holten sie hurtig aus ihren Fellmänteln die Bogen und Pfeile hervor und wie ein Geschwirr von zahllosen weißen, grauen, schwarzen Vögeln schlug das auf uns ein. Meine drei Gefährten fielen — tot. Mich traf ein Pfeil . . .“ — „Mit schwarzen Schwingen?“ — „Bei Freirs Schwert und Strahl, ja: ich sagt' es schon mal! Was liegt an der verfluchten Farbe? Aber ich weiß es genau: ich sah, wie ich den Bolzen herausriß, schwarze Rabenfedern. — Was hast du zu seufzen? Mit schwerer Mühe nur gelang es mir, das Boot wieder abzubringen von dem verräterischen Strand. Aber draußen, in der Weitsee, brach der Sturm mit erneuter Wut über mich herein. Die Planken des Kahnes barsten Ich band mich mit dem Rahenseil fest an ein Brett und ließ mich treiben und die Götter . . . . .“ — „Brachten dich zu mir,“ rief Ughlu, in jauchzendes Entzücken ausbrechend. „O Heil mir. Und — ja, — auch Heil dir!“ — „Auch mir?“ fragte er kopfschüttelnd. „Freilich, du hast mich aus dem Wasser gerettet . . .“ — „Das konnte ein anderer auch. Aber ich — ich werde dich retten aus viel tödlicherer Gefahr: — und nur ich — ich allein von allen Sterblichen! — kann's. Du zweifelst?“ lächelte sie siegstrahlend. „Ja, du Gott, du sterblicher Gott: es ist so! Wisse: der schwarze Finnenpfeil trägt Gift . . . .“

Harald wollte aufspringen: — aber er schrie vor Schmerz.

„Unheilbar: — allen Heilkünstlern. Fischgift. Nur

in meinem Hause, von Geschlecht bewahrt zu Geschlecht, lebt die Kenntnis einer Salbe: — die allein rettet. Aber nur — denn immer wieder bricht die Wunde auf! — nur wenn ich sie immer wieder frisch bereite und dich salbe. Und so, hoher Harald, bist du Ughlus Gefangener auf Lebenszeit: — willst du leben, willst du nicht sterben unter diesen — oh, wie du zuckst! — diesen gräßlichen Schmerzen, — so mußt du hier bei Ughlu bleiben, solang du atmest."

Da sprang der Jüngling auf trotz allen Schmerzen, — er wollte entfliehen: — jedoch überwältigt von der Pein stürzte er, laut aufschreiend, auf das Antlitz nieder. Die Sinne schwanden ihm vor Schmerz des Leibes und der Seele.

X.

Wochen und Monde vergingen. Hilflos, oft bewußtlos lag Harald in seiner Sandgrube. Die Alte hatte seiner Nichte geholfen, den Kranken aus der Hütte dorthin tragen. „Es ist besser," hatte er gemeint, „er verendet nicht unter meinem Dache; Leichen bringen Unheil. Es ist ja doch bald aus mit ihm. Dann werf' ich ihn ins Meer, den Fischen zum Fraß."

Aber Harald starb nicht. Unermüdlich, bei Nacht wie bei Tage, pflegte das Mädchen seiner, jeden Dienst ihm verrichtend.

Es ward nun gar kalt. Schnee drang durch die Schilfdecke. Unter all den Renntierfellen, die sie auf ihn häufte, fror ihn doch bitterlich; er zitterte vor Kälte; sie sah es: einen kurzen Kampf kämpfte sie. — Dann hüllte sie sich fester in ihr Gewand und legte sich dicht neben ihn, mit

beiden Armen seine Brust umschlingend; wie glühte ihr dabei die Stirn, — wie wild pochte ihr das junge Herz!

„Was thust du?“ fragte er erstaunt. „Ich wärme dich. — Still! — O bitte: dulde mich hier! du stirbst sonst!“ — „Ah, das thut wohl . . . . warm! Dank, Ughlu!“ Und wieder versank er in wirren Fieberschlaf —. Und nun wich sie auch Nachts nicht mehr von ihrer Stelle auf seinem Lager. — —

Der Alte war um diese Zeit ferne von der Insel: in den Wochen, da das seichte Meer in der Nähe des Landes sich mit dünner Eisrinde bedeckte, war der Fischfang mit dem Eisnetz am ergiebigsten: jetzt mußte der Vorrat eingesammelt werden für den langen Winter; der Fischer zog abends den Kahn auf das Eis und schlief darin unter den Renntierdecken.

Einstweilen aber hatte die Jugendkraft des Kranken gesiegt unter des Mädchens pflegender Hand: die Wunde schloß sich wieder, die Schmerzen verschwanden. Gekräftigt aufblühend, strotzend von Stärke, wandte sich Harald wieder dem Leben zu: dem Leben, das er abermals — ihr verdankte. — Zärtlich strich er eines Morgens, wie sie neben ihm lag, mit der Hand über ihr sprödes, hartes Haar. — „Meine Kleine, sprach er kosend, ich danke dir alles: — das Licht, — daß ich atmen darf, — die Erlösung von den Schmerzen — sie waren arg. — Dir dank' ich's. All' das hast du mir gegeben. Und — dich selber dazu, du heißes Geschöpf! — Du hast mich dir teuer erkauft: mit allem, was du hast und bist. Niemals will ich von dir lassen.“

Da schrie sie so laut auf vor wilder Freude, daß er erschrak. Unwillig schob er sie zur Seite, wie ein ungebärdig Haustier. Aber sie merkte es gar nicht. Frohlockend warf sie sich von neuem an seine Brust und umklammerte

ihn mit beiden Armen so fest, als wolle sie ihn erwürgen und bedeckte ihm Augen, Wangen und den abgewendeten Mund mit flammenden Küssen.

Da erschauerte er durch die Glieder — vor Widerwillen.

XI.

Gegen Abend dieses Tages kehrte Moin zurück in seinem Kahn.

Wie staunte er, wie grollte er, als ihm auf dem Strande Harald, hoch aufgerichtet, stattlich und stark, entgegenschritt! Hand in Hand mit ihm ging, mit strahlenden Augen, das Mädchen; das sah darein wie verklärt: ein rosiger Schimmer des Glückes, eines seligen Geheimnisses lag auf dem magern Gesicht: die süße Lust konnte sie nicht schön machen, aber sie machte sie minder häßlich; eine wohlige Weichheit war über sie gekommen; sie schien nicht mehr so herb, so eckig.

„Nicht gestorben?" fragte Moin. Es war sein ganzer Gruß.

„Wie du siehst," lachte Harald. — „Hei, welche Menge von Fischen in dem Nachen." Er bückte sich gegen den Kahn hin.

Da warf der Alte einen langen, prüfenden Blick auf Ughlu: die errötete über und über; schweigend machte er sich dann an die Arbeit, seinen Fang auszuladen und aufzuschichten auf dem Strande, wo die Fische ausgelesen und in verschiedener Art gedörrt und geräuchert werden sollten; die beiden halfen ihm; der sprach kein Wort mit ihnen. Als es ganz dunkel geworden, ging er dünenaufwärts in seine Hütte, zu schlafen.

Ughlu hatte sich — ein wenig — gefürchtet vor dem Augenblick, da er vielleicht sie mahnen würde, wie sonst, ihm in den alten Schlafraum zu folgen. Aber das blieb ihr erspart.

Wie sich der Ohm die letzte Ladung Fische von ihr in dem Schilfkorb von der Schulter heben ließ, sagte er kurz, ohne sie anzublicken und ohne die Antwort abzuwarten: „du schläfst bei ihm? Schlaf wohl!“ wandte ihr den Rücken und hinkte davon.

XII.

In der Nacht fuhr Harald jäh aus dem Schlaf empor. Er tastete um sich: ihr Platz an seiner Seite war leer. „Ughlu!“ rief er. „Wo bist du? Ein Schrei! Ein schriller! Hörtest du nicht? Was ist? Wo ist mein Dolch?“

Schon fühlte er wieder in dem tiefen Dunkel des Weibes kosende Hand an seiner Wange. „Ruhig, mein Liebling. Nichts. Auch ich vernahm's. Ich sprang hinaus. Wohl ein Vogel, der zur Nacht über die See strich. Dein Dolch? Hier ist er. Da! Fühle den Griff. Schlafe nur wieder.“

„Aber! Wie dir das Herz schlägt! Noch nie schlug's rasch!“ — „Auch ich erschrak. — Schlafe nur. Schlaf bringt dir Vollkraft.“ — Und er wandte sich zur Seite.

Bald hörte sie die tiefen Atemzüge des Schlummernden. Sie weinte, aber ganz leise, das Schluchzen erstickend; in die Hände hinein weinte sie.

Am andern Morgen ging Harald den Strand entlang über das steile Geklipp, das seine Sandhöhle von dem Meere schied, auf die Hütte zu, wohin Ughlu vorausgeeilt war, das Frühmahl zu bereiten. Er wollte den Alten aufsuchen, ihm sagen, ... da stutzte er. Er sah unmittelbar zu seinen Füßen im Meer von den Wellen gegen den Strand getrieben einen langen dunkeln Gegenstand. War es ein Baumstamm? Ein Stück von einem Wrack? Nein!

Zwei Raben stießen wiederholt darauf aus der Luft herab. Es war eine Leiche. Rasch kletterte Harald die Felsen hinab und sprang durch den tiefen Sand darauf zu. Es war der alte Mann. Grauenvoll war der Anblick.

Das fahle Gesicht schien erstarrt im Ausdruck tödlichen Hasses; die weit aufgerissenen Augen stierten den Jüngling an voll wütenden Zornes. In der geballten Rechten hielt er sein langes, spitzes Messer von Feuerstein, um die Finger der festgeschlossenen Linken aber wandten sich lange Strähne schwarzer Frauenhaare.

Harald faßte die Leiche an den Füßen und zog sie auf den mit Eisstücken bedeckten Sand. Da, wie er sich über den Toten beugte, bemerkte er über dem Herzen einen Blutflecken auf dem grauweißen Lederwams: er schlug das Fell zurück: eine tiefe Stichwunde.

Unwillkürlich riß Harald, von schwarzem Ahnen ergriffen, seinen Dolch aus dem Wehrgurt: — genau paßte die Klinge in die Wunde. Er stieß einen Schrei aus: „Mörderin! Ah scheußlich! Den eignen Ohm! — Aber still: für mich hat sie's gethan! — Das ... wie alles! Jedoch ich kann nicht davon hören! Nicht davon reden! Nie!"

Und niederknieend zog und riß er hastig all' die Frauenhaare von den starren Fingern los und warf sie in die See; dann wusch er den Blutflecken aus dem Wams

und breitete dessen Falten sorgfältig über die Wunde; nun deckte er noch das Gesicht des Toten mit ein paar Eisstücken zum Schutze gegen die krächzend umherflatternden Raben und schritt rasch die Düne hinan auf die Hütte zu. —

Ughlu stand an dem Herd, ihm den Rücken wendend; sowie er eintrat machte sie sich eifrig mit der Schürung des Feuers zu schaffen. „Das Treibholz war noch zu naß," sprach sie heiser, „scharf beißt sein Rauch in die Augen," sie fuhr mit dem Rücken der linken Hand über die schwarzen Wimpern. Sie vermied es, ihn anzusehn; das war ihm lieb; denn ihm graute. Er schwieg.

„Wo der Ohm nur bleibt? Er kommt zu spät." Da sagte Harald — er sah dabei zur offenen Thüre hinaus nach dem Strande hin: „er kommt gar nicht mehr; er ist tot, Ughlu."

„Oh." Aber allzuruhig war das herausgekommen; sie konnte sich nicht verstellen, konnte nicht Überraschung spielen.

„Ich fand die Leiche — hart am Ufer — im Meer; er ist wohl in der Nacht von der Strandklippe gestürzt und ertrunken. — Komm, wir müssen ihn begraben."

„Ja, komm!" sagte sie tonlos, ohne ein Wort der Klage zu erheucheln. „Ich nehme die Schaufel — nimm du die Hacke — dort lehnt sie! — Der Strand ist fest gefroren."

Und sie gingen hinaus, verscheuchten die lauernden Raben und scharrten die Leiche ein, außerhalb des Bereiches der Wellen.

Kein Wort sprachen sie bei der langen, mühsamen Arbeit. Der Nordwind pfiff schneidend über die See daher; es war alles grau, düster: Luft, Strand und Wasser: die winterliche Sonne drang nicht durch den Morgennebel auf der Flut.

Als die Grube zugedeckt war, nahm Ughlu sofort

Schaufel und Hacke auf die Schulter, wandte sich und ging langsam landeinwärts. Harald blieb noch stehen und blickte auf die frisch aufgeworfene flache Erhöhung: „um meinetwillen," sagte er leise. Dann folgte er dem Weibe.

„Wohin," fragte er, als er sie eingeholt hatte, „wohin fahren die Toten eures Volkes, Ughlu?" — „Kommt darauf an," erwiderte sie weiter schreitend, ohne aufzusehen. „Die Ertrunkenen hält Ahto fest, der Wassergott, der Wirt der Fluten, in seinen gründunkeln Hausungen." — „Aber . . . die anders . . ., die blutig . . . gestorben sind?" — „Die . . . Messergestorbenen . . ., sagen wir. Ja . . ., die müssen in Blut schwimmen . . . bis an den Mund." — „Ewig?" — Er fragte es mit Schaudern.

„Nein. Bis der Mord an der Mörderin . . . will sagen: an dem, der es gethan, gerächt ist. — Dann schwimmt der Mörder in Blut." — „Für immer?" — „Ja . . . auf ewig."

Harald zuckte zusammen. „Geh voraus in die Hütte und iß. Ich . . . ich kann nicht: . . . ich habe nicht Hunger. Ich komme — vielleicht — später. Und . . . höre, jetzt ist die Hütte ja frei: es war zu eng in der Sandhöhle: . . . du schläfst fortab in der Hütte."

„Harald!" Das war ein Wehruf aus tiefster Seele.

„Ich will's. — Gehorche." Sie standen nun vor der Hütte. Zögernd schritt sie über die Schwelle: — noch einmal sah sie ihm nach.

Nun schloß sie die Thüre, setzte sich auf den Boden, schlug ihre lange Lederschürze von vorn über Gesicht und Haupt und weinte, weinte sehr lange. Denn er kam nicht. —

„Wenn er es wüßte!" schluchzte sie. „Wie würd' er mich lieben! Lieben müssen! Ach, nur sein Leben, nicht das meine bedrohte der Ohm, mein Ernährer all die vielen

Jahre. — Aber ich mag's ihm nicht sagen, daß ich auch das noch für ihn gethan. Schon jetzt seufzt er ja unter der Last seiner Dankespflichten gegen mich. Ich mag sie nicht mehren! Ach, ach, ich meine schon lange: er haßt mich, weil er mir so viel verdanken muß. — Arme Ughlu."

Und sie ward ergriffen von tiefem Mitleid mit sich selbst: dann strömen dem Menschen die Thränen am reichsten.

XIII.

Lange währte der Winter. Viel zu lange für die Ungeduld Haralds, der unablässig, seit er wieder voll genesen war, mit aller Macht der Seele sich hinwegsehnte aus diesem öden Eiland, aus diesem öden Leben ohne That, ohne Ruhm, ohne Freude.

Die wenigen Stunden der Tageshelle füllte er aus mit der Jagd auf die Meervögel, auf die Tümmler und Robben. Die Fischerei mit dem Eisnetze verstand er schlecht; mit der Wurflanze erlegte er Lachse. Er trug sich mit der Hoffnung, ein seetüchtiges Boot zimmern zu können aus allerlei Treibholz, aus Brettern und Balken gescheiterter Schiffe, welche die Flut zuweilen anspülte. Denn aus den vier dünnen Birkenstämmlein — dem einzigen Baumwuchs auf dem Eiland — waren höchstens Ruderstangen zu schnitzen. Aber so eifrig er jedes verwendbare Stückchen Holz aufspeicherte, er erkannte, es werde noch unabsehbare Zeit währen, bis er aus solchen Trümmern mit dem ungefügen Steinbeil des Toten ein Fahrzeug zusammenflicken könnte, das er dann mit hölzernen Nägeln befestigen, mit Renntierfellen überziehen wollte. Der Fischerkahn Moins

war, das sagte ihm die eigne Einsicht, Ughlus Worte bestätigend, ganz unfähig, die Weitsee aufzusuchen und des Jünglings ferne Heimat.

Allein bitterer als Harald litt das Weib an seiner Seite: er sehnte sich nach dem fernen Vaterland: sie — so verzehrend! — nach dem Mann, der ihr so nahe, der neben ihr lebte — und der doch — seit des Oheims Tod — ihr so unerreichbar geworden war wie die Sterne am Himmel.

Wann er schlief, schlich sie sich in seine Nähe, im Mondlicht sein schönes Antlitz zu beschauen stundenlang: — sobald er sich regte, huschte sie scheu hinweg; denn als er sie einmal beim Erwachen so neben ihm kauernd ertappt, hatte er sie heftig gescholten.

Stumm, aber mit feindlichen Blicken sah sie ihm zu, wie er höher und höher seinen Vorrat an Treibholz häufte, den er wie einen Hort von eitel Gold hütete und liebte, wie er sich abmühte an der nahezu erfolglosen Arbeit, mit der Steinaxt das Schifflein zu zimmern; er hatte es nicht gelernt, mit so schlechtem Werkzeug zu schaffen; er sah zufällig, wie sie das viel besser verstand, als es einmal galt, das Bretterdach der Hütte zu flicken. „Hilf mir doch an dem Schiffe bauen," bat er da.

Sie sah ihn groß an: „Soll ich an meinem Sarg arbeiten?" fragte sie dagegen. — Trotzig, feindlich war sie hinweggeschritten: — es war um die Neige des kurzen Wintertages gewesen.

Als aber der Mond aus dem Meere stieg und die glutrote Scheibe durch das dunkle Nachtgewölk drang, — der Nebel verschlang die freundlichen Strahlen, und nur ein trübes Licht fiel auf das Eiland, — da schlich das einsame Weib aus der Hütte unter die vier Birken, wo ein flacher Hügel gewölbt war.

Der Kälte nicht achtend, warf sie sich mit der wogenden Brust auf den gefrorenen Boden und kratzte und hob mit den Händen die Eisrinde an einer kleinen Stelle hinweg, daß die sandige Erde sichtbar ward: in diese griff sie nun bohrend mit der Rechten: die Finger bluteten: sie merkte es nicht: — die herausgegrabene Erde streute sie sich über das wirr flutende Haar, über die halbnackten Schultern.

„Mutter,“ klagte sie dann, „liebe Mutter! nur du hast mich lieb gehabt auf Erden. Und nun liegst du da unten: — wer weiß, ob du mich hörst. Gekommen ist einer von ihnen: — wie du mir gewünscht hast: — und mit ihm Elend, grenzenlos Elend. Hilf mir, hilf, Mutter, deinem Kind! Hörst du mich nicht? Und kannst du nicht aufsteigen und meinen wehen, wehen Kopf an deine Brust schmiegen, wie einst du thatest deinem erkrankten Kind — o so hilf mir wenigstens klagen. Lehre mich klagen — klagen in deinen Weisen! Ach, wie schön klang es, wann du klagtest. Deine Kantele hab ich noch“ — hier holte sie die kleine dreieckige Geige unter dem Mantel hervor — „aber die Saiten fehlen. Nur leise drauf klopfen kann ich noch, wie auch du wohl thatest — zwischen dem klingenden Spiele. Ach, nur das tote Holz, der Holzklang ist mir geblieben von der lebenden Mutter und der lebenden Harfe. Wie war es doch? Wie sangst du — wann es so traurig war um uns her und das Traurigste von allem dein Herz?“

Und sie begann nun, in der Erinnerung suchend, verträumt, in abgerissenen Worten vor sich hin zu sprechen, leise zu singen: der Mutter alte Weisen und die eignen Gedanken, die ihr in dieser Stunde aufstiegen, nicht mehr unterscheidend, knieend vor dem Grabe der Mutter, das abgehärmte Gesicht emporgewandt gegen den blutroten Mond, das Holzdreieck gegen die Brust drückend mit der Linken

und leise um das Schallloch her mit der Rechten fingernd und klopfend:

„Aino hieß sie, meine Mutter!
Ach, wie sanft war ihre Stimme,
Traurig, wie des Singschwans Klage,
Zieht er nächtlich durchs Gewölk.

Selten auf dem Freudenfelsen
Saß sie, auf dem Stein des Frohsangs:
Immer auf dem schwarzen Hügel,
Auf dem Stein des Klagetons."

Wie doch pflegte sie zu singen?

„Wie im düstern Land der Suomi
Früh' der Sommer und die Sonne
Winterfrost und Nacht erliegen,
So vereis't dem Suomiherzen
Früh, ach gar so früh die Hoffnung
Und, kaum aufgekeimt, das Glück! —
Flüchtig ist der Suomi Freude,
Unabwendbar ihre Trauer,
Und gleichwie auf Adlerschwingen,
Schwarz und rasch und unaufhaltbar,
Rauscht das Unheil auf uns ein.
Traurig ist des Menschen Leben,
Wenn ihm nicht die Sonne leuchtet,
Und die Sonne ist: — das Glück.
Und das Glück, das ist die Liebe" . . .

„Weiter weiß ich die Zeilen nicht mehr."
Und nach einigem Besinnen hob sie wieder an:

„Ach, wie dunkel sind die Tage,
Ach wie endlos lang die Nächte!
Wie ist wohl der Sinn der Frohen,
Wie dem Glücklichen zu Mut?

Ach, der Sinn der Unbeglückten,
Er ist grau, wie dort im Schilfe
Das Gefieder jener Ente,
Wie das Eis im schmutzgen Schlamme . . .

Wer will meine Grüße tragen
Treu an meiner Sehnsucht Ziel?
Wolke will sie mir nicht tragen:
Wolke muß zur Erde sinken.
Sonne will sie mir nicht tragen:
Sonne muß zu Golde gehen.
Sterne wollen sie nicht tragen:
Müssen tanzen um den Mond her;
Nie gelangt zu ihm mein Sehnen! ...

Weiß der Schnee und weiß die Möwe,
Weiß der Schaum der Wogewelle,
Aber weißer ist mein Freund.
Goldig ist die gelbe Sonne,
Goldig ist der gelbe Ammer,
Aber goldiger und schöner
Viel ist meines Freundes Haar.

Meines Freundes? Ach, er war es!
Seine Freundschaft ist verflogen
Wie der flücht'ge Schaum des Meeres: —
Nicht mehr ruht auf mir sein Blick!

Stirb, erlösche, armes Mädchen,
Schwinde, wie dein Volk, die Suomi:
Deine Götter sind gestorben,
Deine Mutter ist begraben,
Deines Freundes Liebe tot!" ..

„O Mutter, Mutter," schrie sie nun wild auf, die Geige fallen lassend und sich mit beiden Armen über das Grab werfend, „wie wahr, wie wahr. Zum Drüber-Sterben! O Mutter, Mutter, zieh dein Kind zu dir hinab!" — — —

XIV.

Endlos, endlos deuchte der Winter dem thatlosen Mann. —

Aber zuletzt, nach vielen Monden, gewann auch in Finnland und auf dem Finnenmeer die Sonne den Sieg. Das Eis im Meere ward mürb und mürber: nur ein schmaler Streifen lockerer Schollen zog sich noch im Norden und Westen um das Eiland hin. Endlich brach auch dieser Gürtel und trieb in das offne Meer hinaus.

Und bald darauf trug bei tobendem Südsturm die See dem Harrenden eine große Freude, eine heiße Hoffnung zu: den stattlichen Mastbaum und den hochragenden Vordersteven eines gescheiterten Kampfschiffes. Und gerade an Holz für den Mast und für den spitzen Schiffsschnabel hatte es am bittersten gefehlt: ein leidlich Segel aus Fellen und Häuten hatte er längst zusammengeflickt.

Jubelnd vor Freude sprang Harald in die Brandung, wie er die gewaltigen Holzmassen herantreiben sah, rang die kostbaren Trümmer unter hoher Lebensgefahr den wilden Wellen ab und schleppte sie keuchend landeinwärts, wo er, hoch auf der Düne, gesichert vor dem Raub auch durch die höchste Brandung der sturmgepeitschten Wasser, seinen nun schon über Manneshöhe ragenden Vorrat gehäuft, den Hintergransen, den Kiel und die Wanten des werdenden Schiffleins nahezu vollendet und auf runden Stangen, welche die Walzen ersetzen sollten, aufgehöht hatte. Wie ein frohlockend Kind sprang er um den Holzstoß, um sein bisher geschaffenes Werk, um die eben gewonnene Errungenschaft her.

Finster blickend schaute ihm das Weib zu.

Es ward jetzt nicht erst Frühling: — gleich voller Hochsommer brach herein. Heiß brannte, stechend, die Sonne auf das baumleere, schattenlose Eiland: glühend warf das Granitgestein die Strahlen zurück. — Da stiegen eines Mittags schwarze Gewitterwolken auf im Süden: das war das beste Wetter, Lachse zu speeren. Harald fuhr alsbald in See, gen West, freilich nicht gar weit von der Insel hinweg. Alsbald brach das Gewitter los: es regnete wenig: aber rote Blitze zuckten unaufhörlich und ringsum hernieder: Harald erkannte von neuem, wie unmöglich es wäre, mit dem schmalen Kahn die offne See suchen zu wollen: nur mit schwerer Gefahr und Mühe gelang es ihm allmählich, gegen den Wind, um die Südspitze des Eilandes herum die Ostküste zu gewinnen, wo der Nachen am sichersten zu bergen war.

Als er sich dem Strande näherte, sah er auf dem Mittelrücken der Insel eine dichte schwarze Rauchwolke aufsteigen: wie eine dunkle Trauerfahne wallte und wogte das über das Eiland hin und weit über die See. Besorgt, bange Ahnung im Herzen, sprang er ans Land und lief dünenaufwärts, auf seinen Holzvorrat zu: — der und das halbfertige Schiff brannten lichterloh.

Und dabei stand regungslos Ughlu: die Fäuste in die Hüften gestemmt starrte sie in die Flammen: sie wandte sich nicht, obwohl sie seinen heranstürmenden Schritt hörte: wie er zur Stelle war, stieß sie mit dem Fuß den halbverkohlten Kiel des Schiffes noch tiefer in die Glut hinein: sie war über und über von Rauch geschwärzt.

„Unholdin!“ schrie er und schob sie zur Seite, daß sie strauchelte; und er schlug sich verzweifelnd mit den Fäusten gegen die Brust und raufte sein Haar. „Weh, weh um meine Hoffnung. Da! Der Mast verkohlt! Und der Vordersteven mitten entzwei gebrannt. Und die Wanten! Und

der Kiel! Weib, warum hast du nicht gerettet?" — Sie zuckte die Achseln: „Es brannte sehr schnell." — „Das haben mir die Götter gethan! Sie zürnen mir!" klagte er. „Vor allem Thor." — „Warum?" fragte sie rasch. — Er schwieg. „Thors, des Ehegottes Blitz," dachte er, „strafte mich — auf Friggas Gebot. Statt eines Eheweibes vermischt mit einer . . ." Aber er schwieg. — „Belohnen deine Götter auch Treue," fragte sie, „oder strafen sie nur Untreue?" Ohne die Antwort abzuwarten, schritt sie finster schauend hinweg.

Harald prüfte nun den Brand und die noch übrigen Scheite genau. — „Von unten nach oben hat es den Holzstoß ergriffen!" rief er jetzt zürnend. „Asathor blitzt von oben herab! Das hat mir nicht des Gottes Hand gethan!"

XV.

Wenige waren sie, die Worte, welche die beiden an diesem Abend noch wechselten. — Auch am folgenden Tage mied Harald die Hütte.

Der Wind war umgesprungen nach Südwest: die See ging noch so hoch: — in Nachwirkung des Gewittersturmes: — er konnte nicht ausfahren zu jagen oder zu fischen.

Da saß er denn den ganzen langen Sommertag am Strande; nach Westen, nach der Heimat schaute er aus: von der frühen Stunde an, da der Sonnenball von Osten her die roten Strahlen über das flache, nackte Eiland auf die Wolkenwand im Westen warf, den heißen Mittag über — das karge Mahl von getrockneten Fischen und Renn-

tierkäse hatte er sich mitgebracht an die Küste: — Ughlu setzte es jeden Morgen schweigend vor seiner Sandgrube nieder. ——

So saß er, bis die Abendschatten aus den Westwolken über die Fluten fielen und sogar schon einzelne Sterne in dem erdunkelnden Himmel aufzuleuchten begannen. Zuletzt lag er auf der Brust, die Ellbogen der nun wieder so starken Arme im Sande vergraben.

Er achtete es nicht, daß der heftige Wind ihn tiefer und tiefer mit dem Dünensand beschüttete: er stützte das Kinn auf die beiden Hände: weit flog sein lang Gelock hinter ihm im Winde: er sah hinaus in die unabsehbar vor ihm wellende See: er sah und sah und spähte mit aller Anstrengung der scharfen, hellgrauen Augen, ob er nicht die Heimatküste da drüben oder ein nahendes Fahrzeug erschaue.

Ach, wie oft schon hatte er ein dunkelgrau Gewölk da drüben im fernen Westen für ein Segel gehalten oder zu halten sich vorgetäuscht: umsonst!

Nichts sah er auch heute den ganzen langen Tag über als den mitleidlos lachenden blauen Himmel, die grelle Sonne, die glitzernde blendende Meeresfläche. Da schüttelte er das Haupt in seelenverzehrendem Weh. „Ach, nichts! Nichts! Auf immer hier gefangen bei dem verräterischen, tückischen Weibe! Lebendig begraben! In müßiger Öde! — Und da drüben in der Heimat, da hallen die Schilde von Schlägen der Schwerter, da hallen die Harfen vom Ruhme der Sieger! Und vielleicht bedarf der greise Vater der Hilfe des Sohnes! Den Frieden sollte ich ihm schützen helfen für unser Volk! Und, Frigga vergleichbar, der Herrlichen, schreitet dort goldflechtiger Jungfrauen Schöne dahin. Und ich, ich verschmachte hier, thatlos, ruhmlos, das Herz voll heißer Gier nach Kampfthat und Freude: — ich ver-

schmachte, wie der verlechzende Fisch, den die Flut auf den Sand hat geworfen. O wär' ich zerschellt an jenem Geklipp! Haben sie mich daheim denn alle vergessen? Der Vater? Björn? Die Segelbrüder? Alle?" —

Da brach dem Starken die Kraft vor Jammer um sich selbst: — das ist ein Weh, das jeden Widerstand löst. Und er ließ die Ellbogen vor sich niedergleiten und das Haupt auf die Hände und heiße Thränen sog der durstige Sand.

Lang, lang lag er so. Zuletzt war er eingeschlafen, schluchzend wie ein Knabe. — Und die Sonne ging langsam vollends zur Rüste.

Plötzlich schlug ein lauter Ruf an sein Ohr. Von der See her war er gekommen. Er fuhr auf, er sprang empor: da gerade vor ihm, keinen Speerwurf mehr vom Lande, schoß auf ihn zu ein rasches Boot: geschickt, aalgeschmeidig flog es durch den schmalen Eingang des Felsengürtels.

Draußen jedoch, jenseit des Geklipps, wiegte sich vor Anker ein mächtig Kampfschiff mit hochaufragendem Drachenbug.

Das Boot trug nur Einen Mann. Der aber rief ihm nun zu: „Harald! Harald! Mein lieber Herr! So führte mich endlich Freir zu dir!" Und wenige Ruderschläge noch, — der Mann am Steuer bog vor Eifer das Haupt beinah bis gegen die Ruderbank — da knirschte der Kiel auf dem Sand der Küste und aus dem Fahrzeug sprang vor Ungeduld voraus ins seichte Strandwasser, den Vorderbug nachziehend, der Ferge: ein Recke in gewaltigem Bärenfell und klirrender Schuppenbrünne. Im Winde flog sein weißer Rauschebart und, unter dem ehernen Eberhelme hervor, das weiße Haar. —

„Björn!“ jauchzte der Jüngling. „Harald! Mein König!“ rief der Alte.

Und die zwei Männer umfaßten sich mit seliger Freude und drückten sich an die Brust. Und da weinten beide und lachten dazu durcheinander und betasteten sich und sahen sich in die Augen; und dann lachten und weinten sie wieder.

So achteten sie des Weibes nicht, das von hoch oben, von dem Kamm der Düne her, ihre Begegnung erschaut und einen Wehruf ausgestoßen hatte, wie ein gequältes Tier. Hoch mit beiden Händen in die Lüfte greifend, das Haupt in den Nacken geworfen, daß ihr schwarzes Haar ihr tief nachfloß, floh Ughlu, gerade hinausschreiend, landeinwärts.

Aber der Wind vertrug ihren Schrei. — —

XVI.

Nebeneinander saßen sie im Sande, Harald und Björn. Der Jüngling hatte seine — an Leiden so reiche, an Thatsachen so arme — Geschichte beendet. Aber doch nicht alles hatte er gesagt; er errötete wie ein Mädchen, als er auf Ughlus pflegende Hingebung zu sprechen kam. Und wie sie ihn — mit dem eigenen Leibe — gewärmt . . . das verschwieg er. Und anderes; auch wie er den Alten mit der Dolchwunde gefunden. „Aber nun“ — drängte er, „nun nochmal alles: genau — von der Heimat! — Oh, ich Seliger — ich werde sie wiederschauen. Dank dir, du Treuer — dir, dir dank ich das Leben, das wahre. Nicht der Finnin: denn hier atmen: — das ist nicht

Leben: — das ist ärger als der Tod. Dir — deiner Treue dank ich alles! Also mein hoher Vater — König Harskiöld starb? Und sie — ich meine . . ." — „Haralda meinst du? Muß ich's denn alles nochmal sagen?" — „Ja, alles nochmal. Es thut so wohl, da drinnen, in der Brust! — daß sie mich nicht vergessen haben! Also alle meine vier Schiffe . . .?"

„Verschollen! — Geraume Zeit nach deiner Abfahrt kam aus Helsingaland mahnende Frage, warum du säumest, zu helfen? Da erkannten wir, daß du und deine Segelbrüder von jenem furchtbaren Weststurm, der so viele Schiffe zerstört hatte, verschlagen warest. Sofort sandte dein Vater mich und viele andere aus auf allerlei Fahrzeugen, in allen Fjorden, in allen Häfen und Buchten zu suchen nach dir. Wir alle kamen zurück — ohne Nachricht. Ich ruhte nicht. Noch dreimal fuhr ich aus, die fernsten Küsten und Eilande lief ich an: durch den Sachsmänner-Sund bis zur Insel Hibernia, ja bis Thule trieb mich das Herz. Nirgends eine Spur!

Auch in die Nähe dieses schmalen Eilands kam ich einmal, das, wie treibender Tang, kaum sichtbar aus der Wasserfläche ragt; da weigerten die Ruderer weitere Fahrt: nur böse Geister, finnische, sagten sie, wohnten hinter jenen immer umbrandeten schwarzen Klippen: Menschen könnten da ihr Leben nicht fristen. So kehrte ich endlich heim.

Aber keine Stunde verrann mir des Tages und der Nacht, daß ich nicht deiner gedachte, von dir träumte. Ich und dein Vater. Der grämte sich vor Sehnsucht nach dir, seines Alters Stütze, seines Reiches einzige Hoffnung. Das Sehnen nagte an dem Leben des alten Helden."

„Mein Vater!" — „Und als nun seine Schwester, Frau Königin Harhild und ihre Tochter . . ." — „Haralda! Ist sie recht schön? So recht arg schön?" — „So schritt

Frigga in bräutlichem Glanz an Odhins Lager! — Als nun Schwester und Niftel, vertrieben aus ihrem Lande von den übeln Kvän-Finnen, . . ." — „Wart' ich werd' ihnen lohnen, hilflose Frauen bedrängen!" — „Zu uns flüchteten, Schutz und Hilfe suchend, da raufte der Greis sein weißes Haar und klagte: „Wehe! weh! Ich kann den Speer nicht mehr schwingen und meinen Harald, den Helden, hält Ran mir gefangen!"

„Nein, eine andere, die ihm heimlich die Rettung verbrennt!" grollte der Jüngling vor sich hin.

„Und von Gram verzehrt siechte er hin: vor sechzig Nächten haben wir ihm den Brandhaufen geschichtet. Aber die übermütigen Kvänen, pochend auf ihre Überzahl, . . ." — „Ja, wie die schwarzen Ameisen wimmeln sie!" — „Von dem eroberten Helsingaland gen Süden vordringend bis an unsere Nordmark, drohen nun deinem verwaisten Reiche den Krieg: Schatzung verlangen sie von uns . . ."

„Ich will die Schatzung auf ihre Helme schmettern!"

„Tausend Rinder und dreihundert Rosse. Und sind sie nicht geleistet bis zum Fall der Blätter, so wollen sie nicht Weib, nicht Kind bei uns verschonen."

Da sprang Harald auf: „Ich komme!"

„Da rüstete ich nochmal meinen Drachen, dich zu suchen. Nur du kannst retten. Und ich eidete bei der Abfahrt allen Landgöttern: ‚ich komme mit Harald wieder, oder gar nicht mehr'. Und ich suchte Strand auf, Strand ab. Ganz gegen meinen Willen warf mich der Gewittersturm — Odhin, der Wegweiser zur See wie zu Land, hat ihn als Glückswind gesendet! — hierher an dieses Gestade. Ich hätte dich hier nie gesucht. Nun hab' ich dich, König Harald von Harjadal, nun komm, rette und räche."

„Ich komme!" wiederholte der Held freudig und hob die geballten Fäuste empor.

„Dein Volk harret dein in Sehnsucht: — komm, spring ins Boot — dein Volk und Haralda." Da zuckte der Jüngling heftig zusammen und wandte das Haupt zurück, der Düne zu.

„Was hast du?" — „Nichts! Ich folge sogleich. Ich hole nur —" — „Was?" — „Sie." — „Wen?" — „Nun, sie — Ughlu — die Finnin." — „Bist du von Sinnen? Das ekle Fischgeschöpf, — das üble Zauberweib?" — „Still! Ich danke ihr das Leben — dreifach. — Und danke ihr mehr! — Siehst du? — Da taucht sie auf. Dort, auf dem Kamm der Düne." — „Das? Das ist ja eine schwarze Seebärin. Das ist kein Menschenweib!" — „Nicht doch, Björn. Folge mir: es ist die Zeit. Sie winkt zum Nachtmahl. Komm in die Hütte. Dort sag' ich ihr, daß sie sich rüste, mir zu folgen." Und er schritt die Düne hinan.

„Verhext ist er," brummte der Alte und stapfte, widerwillig, gelehnt auf seinen Speer, den Sand hinauf. „Verzaubert durch finnischen Zauber!"

XVII.

Mit feindlichen Blicken maßen sich Gast und Wirtin an der Schwelle des niedrigen Gezimmers: Björn grüßte nicht, sie drückte die Lippen fest zusammen.

Harald in seiner Freude beachtete es nicht. „Ughlu!" rief er. — „Nein, laß! Ich kann jetzt an Speise nicht rühren! Bald — auf dem Schiffe — labt mich ja wieder Thors Gabe: das edle, das heilige Brot. — Ughlu, freue dich, endlich erlöst! Endlich! Rasch! Mache dich fertig. Wir fahren nach Harjadal, in die Heimat! Komm nur

gleich, wie du gehst und stehst: hast ja nicht viel mitzunehmen an Schätzen," lachte er.

Aber das Lachen verging ihm, als er den Ausdruck ihrer Züge sah: das war tödlicher, versteinter Haß. „So? — Du gehst also?" Mehr brachte sie nicht hervor.

„Ja doch! — Eile! Eile dich! Mein Vater starb vor Sehnsucht nach mir. Mein alter Waffenmeister — der Vieltreue! — hat mich endlich gefunden: sein Boot liegt am Westgestad. Der Feind bedroht mein Volk. Ich fliege zu . . ."

„Haralda," gellte sie, wandte sich zu dem alten Hünen, der unwillig, staunend, auf sie herabsah und fragte mit heiser rauhem Ton: „sie ist dort? nicht?" — „Jawohl," erwiderte der, sich noch höher aufrichtend in seinem riesigen Bärenfell: „sie ist dort, die schönste Jungfrau unter der Sonne: bald sein Weib!" — „Ich bin sein Weib!"

Björn zuckte die breiten Achseln: „Wardst es wohl in jenem Sandloch, wohin kein Strahl des Lichtes drang, dich zu zeigen? Als der Sieche, der Willenlose, seiner Sinne nicht mächtig war? Seine Buhle wardst du in seinem Fieberwahn, nicht sein Weib. Wo ist der Muntwalt, der deine Hand vergab?" — „Tot. Erstochen . . . von mir . . . um Ihn zu retten!" — „Mörderin! Vom Blut der eignen Sippe befleckt! Scheusal!" rief Björn und trat schaudernd einen Schritt zurück.

Harald erbleichte. „Mußtest du's *sagen*? . . . Ich wußt' es." — „Wie? Du wußtest es? Wußtest, daß ich auch *das* für dich gethan? Und hast mich *dennoch* von dir gestoßen wie ein ekles Tier?"

„Gerade deshalb . . . deshalb zumeist. Mir graut vor dir." — Da lachte sie schrill: „Hört es, ihr, seine Götter! Ihm graut vor mir. Vor seiner Retterin! Vor seiner treuen Ughlu —"

„Höre, Weib," rief Björn, „ich liebe — seit mehr als zwanzig Jahren — diesen Knaben da mehr als alles, was da lebt auf Erden. Aber lieber wüßt' ich ihn tot auf dem Grunde der See, als in deinen Armen, Finnweib. Ja, und ich will's auch nicht glauben, daß er — Freirs Enkel! — dich an seine Brust genommen, auch nur für einen Augenblick . . ."

„Frag ihn doch!" lachte sie.

„Ohne scheußlichen Zauber! Vermischt sich der Adler mit der Kröte? Man weiß, welch' allbezwingende Tränke ihr braut, ihr götterverhaßtes Geschlecht!" — „Ja," sprach sie mit einem furchtbaren Blick auf Harald — „zum Beispiel: allbezwingende Heilsalbe für Wunden mit Pfeilgift." — Aber Björn fuhr grimmig fort: „Behext hast du den Schönen in deiner eklen Liebesgier. Aber wahrlich: wagst du es wirklich, ihm zu folgen: ich schwör's bei Asathor, der solch unrein Gezücht zerschmettert: Anklage erhebe ich gegen dich im Volksding von Harjadal: du wärest nicht das erste Zauberweib, das wir, samt ihrem Sud, im Sack ersäuft in der See."

„Getrost, Ughlu! Ich schütze dich, komm! Zu Schiff!" — „Geh. — Ich bleibe," sprach sie tonlos und trat weit von ihm zurück in das Innere der Hütte. — „Was fällt dir ein?" — „Das Rechte," rief Björn. „Wie? Willst du wirklich, dies Geschöpf an der Hand, in die Königshalle treten von Harjadal? Besudeln durch sie den Hochsitz deiner toten Mutter? Soll Haralda, die Reine, Eine Luft atmen mit dieser Zauberdirne, die dich zur Buhlschaft verführt hat in dunklem Erdloch? Laß sie hier, wohin sie gehört. Sie fühlt es selbst!" — „Unmöglich! Ganz allein . . .?" — „Ich brauche keinen Menschen mehr auf Erden."

„Unsinn! — Folgst du mir nicht, so trag' ich dich ins

Boot.“ Und er schritt auf sie zu. „Zurück! Rühr' mich nicht an. Ich zerbeiße dir die Kehle.“ Und sie fletschte die Zähne.

„Siehst du jetzt die Seebärin?“ lachte Björn breit und laut. „Und das — das! — wolltest du mitnehmen zu ...“ — „Zu ihr!“ sprach Ughlu eisig. — „Nein, du hast recht, Alter: sie und ich ... wir können nicht atmen nebeneinander.“

„Komm, Ughlu! In Güte! Oder ich greife dich und trage dich auf Deck.“

„Sobald das Schiff in See, spring' ich hinein. Laß mich, sag' ich. Geh! Umarme die Goldhaarige: — küsse ihren weißen Hals. Die Stunde kommt, da du meiner gedenkst. Du — und: Sie! Fort mit dir, Fremdling. Diese Hütte ist mein: hinaus mit euch beiden!“

„Komm, Harald, sie hat recht! Komm, komm!“ Und er zerrte den Zögernden über die Schwelle. — „Ughlu — du willst es so? Leb wohl!“ Und nochmal sich wendend rief er: „Hab' Dank! Sag auch mir: ‚leb wohl‘.“

Aber sie stand vor der Thür, stumm, hoch aufgerichtet, den rechten Arm emporgereckt gegen den dunkelnden Himmel, die Faust drohend geballt.

Bald darauf schoß das Boot von dem Strand auf das Drachenschiff zu, das draußen vor dem Klippengürtel vor Anker lag. Hoch ging noch immer die See. Die Brandung schlug donnernd gegen das schwarze Gezack. Harald drehte, am Steuer sitzend, der Küste den Rücken zu.

So sah nur der Alte, der, das Gesicht der Insel zugewandt, die beiden Ruder führte, wie das Weib in atemloser Hast, flatternden Haares, die Düne herabrannte, sich, sowie es den Strand erreicht, in die wildschäumende Flut warf und nun mit äußerster Anstrengung dem rasch

enteilenden Boote nachschwamm. Das schoß jetzt pfeilgeschwind davon: denn der Alte ruderte mit verdoppelter Macht.

Und der Lärm der tosenden See übertönte ihre Stimme, wie sie, das Gesicht hoch aus den Wellen hebend, flehte: „Harald! Harald! Halt! O halt! Nimm mich mit. Laß mich . . . nur wie deinen Hund . . . zu deinen Füßen . . . Nein! Nur neben deinem Hause . . . . . . Harald! Erbarmen! Nimm mich doch mit!"

Aber donnernd rauschte die Brandung über sie dahin: die Kräfte verließen sie: eine mitleidige Woge faßte sie seitlings und rollte sie weit landeinwärts auf den Sand.

Da erscholl von dem Deck des Drachenschiffes herab freudiges Rufen: die Männer von Harjadal hatten in dem Boot ihren jungen König erkannt.

XVIII.

Und Jahre waren vergangen.

Harald, von den Seinen in der Heimat mit Jubel empfangen und zum König gekoren, war sogleich ausgezogen wider die übermütigen Nordfinnen, die Kvänen: zu Wasser und zu Lande hatte er sie geschlagen, ihrem Fürsten Sampsa Pellerwoinen, dem gefürchteten Messerwerfer und Zauberer, hatte er mit Einem Streiche Kronhelm und Schädel gespalten, alle Gaue König Hâkos in Helsingaland von den schlimmen Feinden zurückgewonnen für die Witwe Frau Harhild. Dann hatte er gar bald den Brautlauf gehalten um schön Haralda und diese als seine Königin auf den Hochsitz geführt in die Halle seiner Väter.

Und die Skalden, die alle Lande durchziehen, sagten und sangen, nirgend und nie hätten sie ein Paar gesehen, so schön und dabei so ganz zusammengehörig, wie Harald und Haralda. Standen sie nebeneinander, so war die Hochragende kaum um des kleinen Fingers Breite kürzer als ihr Gemahl; und kaum merklich war noch lichter als das seine ihr Goldhaar, das ihr, gelöst, in kleinwelligem Geriesel bis an die Knöchel flutete.

Auch die gefürchteten Wikinger, dänische und norwegische Seeräuber, die lange diese Lande heimgesucht hatten, scheuchte Harald so kräftig von seinen Küsten, daß sich kein Raubsegel mehr in die Nähe wagte.

Aber nicht nur das Schwert schwang er gewaltig und sieghaft, der junge Herrscher von Harjadal: — auch den Königsstab führte er weise, gerecht und milde. Er schützte überall die kleinen Freibauern gegen Druck und Übermut der Vornehmen. Er schirmte das Landrecht, und König Haralds Königsfrieden wagte auch der trotzigste Jarl nicht zu brechen. Wann er seinen Schild aufgehangen hatte an hohem Speer, staunte alles Volk, wie trefflich er das Ding hegte. Die Skalden sangen und sagten, man könne goldene Armringe auf die Heerstraße legen in Harjadal und sicher sein, sie nach Jahr und Tag unberührt wiederzufinden: so ehrfürchtig scheute man König Haralds Recht und Bann-gebot.

Und als die junge Königin ihrem Gemahl das erste Kind — einen starken Knaben — geboren hatte, da erblühte sie noch viel schöner als zuvor. Und als bei dem Fest der Namengebung um Mitternacht die Gäste die Halle geräumt und die Schlafsäle aufgesucht hatten, da schritten die beiden Gatten Hand in Hand von der Schildwiege hinweg, traten vor das Thor der Königsburg hinaus an den Fjord, der hier in das Meer rauschte, und blickten

empor zu den schweigend leuchtenden Sternen. Und Harald sprach, den Arm um sein herrliches Weib schlingend: „Schaut her, all' ihr Sterne! Noch nie, seit ihr herunterblickt auf die Menschen-Erde, habt ihr solch selig Glück gesehen, wie meines."

XIX.

Aber noch vor Hahnenkraht fuhr der junge Gatte aus süßem Traum empor mit schrillem Schmerzensschrei: aufgebrochen war die Wunde am Fuß. Am nächsten Tage schon konnte er sich nicht mehr von dem Lager erheben: bald troffen schwarzes Blut, gelber Eiter reichlich aus der Wade: grimmige Schmerzen, wie von glühenden Pfeilen, schossen durch sein Gebein. Da ward der Jammer groß.

Machtlos blieb der Königin treue unermüdliche Pflege. Ratlos standen die Heilkundigen aller Gaue um das Schmerzenlager des Siechen.

Die Sorge, die schlummerlosen Nächte zehrten an Haralda. „Die Blüte deiner Wangen welkt dahin — um meinetwillen!" klagte er, zärtlich über das bleiche Antlitz streichend mit der Hand.

Schwächer und schwächer ward der Kranke: das Fieber schüttelte den abgemagerten Leib.

Nur wann sie ihren Knaben säugte, verließ Haralda ihre Stelle an des Gatten Pfühl. Dann trat Björn, der Alte, für sie ein. Und der grimme Recke mühte sich in der Pflege wie ein zartes Weib. Eines Tages, in dem Dämmer der Frühe, raunte der Treue leise in seinen langen weißen Rauschebart: „Oh, ihr Götter! Auch du Freir! Wie ohnmächtig müßt ihr sein, daß ihr nicht helfen könnt!

Schämt euch! Ach, ist denn kein Wesen im Himmel und auf Erden, und in allen neun Welten, das ihm helfen kann?"

Da erschrak er: der Kranke, der mit geschlossenen Augen vor ihm lag, hatte nicht geschlummert: „Doch, Björn!" brachte er mit schwacher Stimme hervor. Nun hob er das Haupt von dem Eiderdaunenkissen, — wie schwer ward ihm das! — schaute rings in dem Gemach umher und, nachdem er sich überzeugt, daß er mit dem Alten allein war, fuhr er fort: „Ein Wesen lebt: . . . das . . . kann mich retten."

Mit leuchtendem Blick sprang Björn auf: „Wer?" — „Sie." — „Wer? Wer?" — „Ughlu!" — „Die? Weh und Fluch über sie!" — „Nein: Heil und Dank! — Hast du vergessen . . .? Hab' ich dir's nicht erzählt? Nur sie kann die Salbe . . . immer frisch bereitet muß sie sein . . .! Ihre Salbe hilft. Wenn jemand hinsegelte . . . vielleicht du . . ."

„Ich bringe sie! Lebendig oder tot!" Ungestüm wandte sich der Hüne zur Thüre. „Halt, Halt!" rief der Sieche mit aller Kraft der Stimme, die er aufzubringen vermochte.

Björn blieb zögernd stehen.

„Hierher! . . . An meine Seite . . . ganz dicht! . . . Soll durch mich noch mehr Unheil kommen über die Unselige? . . . Häufe nicht noch schwerere Schuld gegen sie auf mich! — Hier — lege die Hand auf mein Herz und schwöre: dein König befiehlt: ‚keine Gewalt gegen Leben, Leib, Freiheit der Finnin': schwöre!"

„Ich schwöre," sprach der Alte grollend. — „Wie matt sein Herz schlägt! Ich eile!"

XX.

Viele Tage vergingen dem Kranken und schlummerlose Nächte.

Allzuviele, däuchte ihm; denn er fühlte, wie die Kräfte ihm rasch und rascher schmolzen; seufzend meinte er, Björn könnte doch lange schon zurück sein. Und schmerzlicher noch harrend sah Haralda immer wieder aus nach der Mündung des Fjords in die See von dem turmähnlichen Hochgemach an der Südecke der Königsburg: müden Schrittes, gebeugt von tödlichem Weh, wankte sie nach solch vergeblicher Ausschau die vielen steilen Stufen herab; doch bevor sie den Vorhang des Schlafgemaches zurückschlug und eintrat, richtete sie das schöne Haupt stolz auf und versuchte ein mattes Lächeln.

„Noch nicht, mein Harald," sprach sie eines Tages an sein Lager zurückkehrend. „Aber nun gewiß bald. Nach allem, was du mir von . . . von jenem Weibe gesagt, hat sie dich doch geliebt: . . . nach ihrer dumpfen Art, freilich: . . . Wie etwa die junge Bärin, die du gefunden, aufgezogen und gezähmt und die dir nun nachlief auf Schritt und Tritt und dir so gern die Hände leckte . . ."

„Ja, bis sie einmal eifersüchtig ward, da ich ihrer nicht achtete und dich liebkoste: erwürgt hätte sie mich mit ihren umarmenden Pranken, schlug nicht — gerade noch zu rechter Zeit — Björn sie tot. Nein! du Süße, du Herrliche! Ich hab' es aufgegeben. Sie kommen zu spät. Laß es gut sein! Alles muß ja einmal enden. Freilich: . . nur gar so kurz hat's gewährt, das berauschende Glück an deiner Seite. Und jetzt sterben — in der Voll-lust der Sommerzeit — das grüne Laub der Eschen wogt im lauen Wind — die Schwalben schwirren lebensselig

am Fenster vorbei: . . . Ach, nur Ein Jahr noch länger — ein gesundes! — — Aber es kann uns doch nie wieder entrissen werden: wir hatten uns, wir waren selig. Das ist ewig. — O laß mich noch einmal die müden, die brennenden Augen weiden an deiner ganzen Schöne: . . . zum Abschied! Leb wohl, du goldwellig Haar: — nur noch einmal laß dich streicheln, du liebes Geriesel! Und ihr weißen, weichen, wonnigen Arme! Du liebe, zarte, treue Hand! Und die sanften Augen voll Himmelsbläue: ihr sollt der letzte Lichtstrahl sein, den ich gierig sauge: dann — Hel . . . und die ew'ge Nacht!"

„Nein, Geliebter, du sollst, du darfst mir nicht sterben! Du mußt . . . Horch! was war das? Des Burgwächters Ruf vom Turm herab! Zwei Hornstöße! Ein dritter! Dies Zeichen ward zwischen uns beredet. Björns Drache ist gelandet!" Sie eilte an den Fensterbogen. „Sieh, schon reitet vom Fjord der Strandwart herauf das Gestade. Wie rast sein Rappe den Dünenhügel hinan! Und hinter sich trägt er im Sattel . . ."

„Wen? Sie? Sie? Ughlu?" Der Kranke stützte sich müheschwer auf den Ellbogen und beugte das Haupt vor nach dem Fenster.

„Ich kann's noch nicht erkennen: sein Mantel verdeckt die zweite Gestalt. Jetzt . . ., jetzt seh' ich . . ." — „Ughlu! Die Retterin! Ah, Dank, Freir und all' ihr Götter!" — „Nein! Es ist ein Mann . . . sie springen ab: . . ., es ist Björn." — „Allein? Ohne sie? Ach, wie gern hätt' ich doch noch gelebt!" Und wehevoll stöhnend sank er zurück und barg das Haupt in den Kissen.

„Björn!" rief die Königin und flog dem Eintretenden entgegen. „Du kommst allein?"

„Ja." — „Ist sie . . . ist . . . das Geschöpf tot?" — „Nein." — „Sie lebt! — Warum kam sie nicht?" — „Weil sie nicht wollte." — „Sie wollte nicht?" rief die Königin außer sich. „Was sagte sie?" — „Sie sagte: Laß doch Haralda, sein Ehgemahl, ihn heilen." — „Ah, das Scheusal!" rief sie und die sanften blauen Augen sprühten Blitze. „Warum hast du sie nicht hergeschleppt mit Gewalt?" — „Er hat's verboten. Auch erschlagen durft' ich das Untier nicht: — leider! Ich hab's geschworen: . . . auf sein Herz. Oh Herr, mein teurer Herr!" Und der Riese brach an dem Bett zusammen. — „Ich hole sie," rief Haralda, das Haupt in den Nacken werfend. „Ich habe nichts geschworen! Zu Schiff!" — „Es ist zu spät! . . . Sieh her! . . . Bleibe bei ihm und hilf ihm sterben!"

XXI.

Wenige Tage darauf stand vor der Königsburg dicht an der Meeresküste der gewaltige Holzstoß aufgeschichtet für König Haralds Leichenbrand. Der Sonnenball, der langsam gegen die See hinabsank, schoß goldene Strahlen darauf.

Trauernd hatten die Gefolgen den toten Helden in allen seinen Waffen auf seinem Schild aus dem Burgthor getragen und auf die oberste Schicht des Holzstoßes gelegt: Kränze von duftenden Kräutern — denn es war vor Sommersonnenwende — und zumal Gewinde von heiligem Gedörn, das den traurigen Toten zu eigen geweiht, waren um die langen Eichenscheite geflochten.

Der Tod hatte die Spuren der Schmerzen getilgt auf

dem edlen Gesicht: friedlich, wie verklärt, war das schöne Antlitz zu schauen: der Abendwind spielte liebkosend — wie zum Abschied — in dem lichten Haar, das in langen Wellen aus dem off'nen Adlerhelm auf die gepanzerten Schultern flutete.

Zu seiner Rechten, hochaufgerichtet, in schwarzem Schleier und grauem Gewand, stand die junge Königswitwe, ihren Knaben auf dem Arm: sie starrte auf den Toten, ohne Thränen: — sie hatte keine mehr. „Schau ihn an, Harmuth, mein Sohn," sprach sie, „das war dein Vater. Werde herrlich wie er." Das Kind streckte beide Händchen aus nach dem Glanze der Königswaffen, die im Licht der Abendsonne funkelten wie eitel Gold und Feuer.

Sie selbst, die Sonne, schien mit diesen Strahlen plötzlich den Holzstoß entzündet zu haben.

Aber es war Björn gewesen, der, zur Linken stehend, die Fackel in die trocknen Späne unter dem Schilde stieß. Sofort hoch auf flammte die Lohe.

Und alsbald legte sich der weiße Rauch der auserlesenen Hölzer und Gedörne, rasch verhüllend, über die Leiche wie ein weißes Bahrtuch und zog dann, von dem Hauche des Seewinds getragen, in einer hohen Wolke über das schweigende, das verwaiste Königshaus dahin.

Da erscholl, feierlich, ergreifend in der trauervollen Stille, helltöniger Harfenklang: ein Wanderskalde, der oft gastliche Aufnahme gefunden bei dem liedfrohen König, griff in die Saiten und hob zu singen an: und die Männer umher wiederholten im Rundgesang die letzten Zeilen:

„Harald, hoher Held,
 Dir folgt der Deinigen Dank!
Die Feinde fälltest du,
 Falsche Finnen,

Mit geschwungenem Schwert.
  Die Freunde erfreutest du,
Freirs freudiger Sproß,
  Mit mildem Mut.
Recht richtetest du,
  Festigtest Frieden.
Hohl, o Herr, hieltst du die Hand
  Und offen entgegen den Armen,
Nicht kargend kehrtest die Knöchel
  Der Faust du den Fremdlingen zu.
Gabengütig, ein Gebegern,
  Warst du wegfährtigem Wandrer.
Ach, jäh, in jauchzender Jugend,
  Wie der blühende Baldur,
Erbleichtest du bald.
  Doch es dauert dir der Dank
Und reicher Ruhm, rauschend
  Weithin über die Welt.
Und an deinem hohen Hügel,
  Held Harald,
Wird weinend weilen
Und sinnend und seufzend
  Sitzen die Sehnsucht."

Da, während aller Augen dem Scheiterhaufen zugewandt waren und alle Hörer dem Totengesang, der Haralds-Drapa, lauschten, kreischte von dem nahen Gestade her ein schriller, gellender Schrei.

Die der Küste Nächsten in dem äußersten Halbkreis der Trauernden sahen, sich wendend, ein winziges, ein elendes Fahrzeug, das kaum fingerbreit über den Wasserspiegel ragte, anschießen auf den feuchten Sand des Fjords. Heraus sprang, die dünnen Ruderstangen fallen lassend, ein Weib.

Atemlos lief das sofort hügelaufwärts auf den flammenden Holzstoß zu: sie rannte, daß ihr langes, schwarzes

Wirrhaar weit hinter ihr nachflatterte; die Rechte streckte sie vor, die Reihen der Männer, welche sie nun erreicht hatte, zu zerteilen; die Linke drückte einen Thonkrug an die Brust.

„Laßt mich durch! Laßt mich zu ihm! Hier . . . hier ist die Salbe. Ich rette ihn!“

Staunend wich das Volk zur Seite.

Schon stand sie vor dem Brandhaufen.

Ein Windstoß von der See her teilte das weiße Qualmgewölk: voll sichtbar ward einen Augenblick der Tote. „Ah! zu spät!“ schrie das Weib. Wie blitzgetroffen stürzte es auf das Antlitz nieder; krachend zerbrach der irdene Krug.

„Ughlu!“ grollte Björn, trat herzu und stieß mit dem Fuß an ihr Knie. „Ich glaube, das Neidweib ist tot.“ „Das ist . . .? Das ist . . . das Geschöpf?“ sprach die Königin von weitem. „Wie kam sie her?“ staunte der Alte, wandte sich und sah nach dem Fjorde hin. „Bei Freir und allen Göttern! Auf ihrer Nußschale! Das Unmögliche — sie hat's gewagt. Sie ist tot,“ wiederholte er, sich bückend. „Werft das Meerweib zurück ins Meer.“ — „Nein!“ schrie Ughlu aufschnellend, „noch nicht tot. Ich muß sehen . . . sie sehen . . . Wo ist . . .?“ Nun traf ihr umhersuchender Blick Haralda: „Das? . . . Nein! Das ist kein irdisch Weib! Das ist — so beschrieb sie der Skalde der Mutter — Frigga die Göttin. O Königin von Asgardh, stiegst du nieder, ihn hinaufzuholen? Ach weck' ihn auf — nur auf Einen Augenblick . . . Dann heil' ich ihn.“ Und sie warf sich wieder zur Erde und rutschte auf den Knieen, beide Hände flehend vorgestreckt, auf Haralda zu.

Diese aber wich zurück vor ihr, von Abscheu erfaßt, die Rechte wie zur Abwehr erhoben.

„Rühr' sie nicht an, Sudhexe!“ rief Björn, sie an der

Schulter emporreißend. „Nicht an den Saum ihres Gewandes! Denn das ist Haralda, seine Königin." — „O wie schön!" hauchte die Finnin, mit offnem Munde sie anstaunend. „Verfluchte Zauberdirne!" zürnte der Alte. „Versagen dir jetzt deine Künste vor so viel Herrlichkeit und so viel Weh? Hinweg mit dir! Du wolltest ihn ja sterben wissen! Du sollst dich nicht weiden an dem Anblick deines Sieges. Fort! Oder unsere Hunde sollen dich zerreißen. Hier ist deine Stelle nicht, Mörderin!" — „Du hast recht," wimmerte sie kläglich, „ich habe ihn gemordet: denn ich konnte ihn retten! Ja, ich habe ihn in diese Flammen gestürzt. Wohlan: ich teile sie. Harald, Harald, vergieb mir! Ich komme." Und den Kopf in den Nacken werfend, beide Arme starr gen Himmel gereckt, warf sie sich in hohem Sprung in die Gluten, die, rot aufprasselnd, über ihr zusammenschlugen. Ein Schrei des Staunens, des Entsetzens fuhr aus aller Mund.

„O die Beneidenswerte!" rief Haralda hinzueilend. „Dürft' ich ihr folgen!"

„Nein, Frau Königin von Harjadal," sprach Björn fest, dicht an sie herantretend, „das darfst du nicht. Du und ich — wir müssen diesen Knaben da heranziehen zu einem Helden, — seiner wert."

Mit sanfter Gewalt löste er das Kind von ihrem Busen und zeigte es hocherhebend mit beiden Händen dem Volke.

„Schaut her, ihr Männer von Harjadal! Seht eures toten Königs Erben! Wollt ihr mir helfen, dieses Kind beschützen, bis es herangewachsen ist, euch zu schützen mit dem Schild seines Rechts und dem Schwert seiner Kraft? Wollt ihr das?"

„Das wollen wir!" antworteten die Männer und

schlugen klirrend die Waffen zusammen. „Heil Harmodhr Haraldsohn, dem König von Harjadal!“

„Hörst du?“ sprach Björn, ihr den Säugling zurückreichend. „So muß es sein! Nicht sterben aus wilder Verzweiflung, leben aus heil'ger Pflicht, leben für dein Kind, — das nur ist deiner würdig. Denn das, o Königin, ist Weibesheldentum.“

Der Vater und die Söhne

Historischer Roman
aus der Völkerwanderung

I.

In dem Schreibgemach des bischöflichen Palastes zu Sevilla trat in einer Frühlingsnacht des Jahres 579 nach Christus eine Anzahl von hohen Geistlichen des Westgotenreiches zu geheimer Beratung zusammen. Es lag in dem Erdgeschoß des wuchtigen, düsteren Baues streng byzantinischen Stils: dumpf lastete das niedrige Gewölbe des schmalen Raumes, den ein paar geweihte rote Wachskerzen, auf hohen Silberleuchtern aufgesteckt, — sie verbreiteten im Brennen süßlichen weihrauchähnlichen Geruch — nur schwach erhellten. Das einzige Rundbogenfenster blickte nicht auf die Straße, sondern in den kreisrunden hoch ummauerten Hof des weitläufigen Gebäudes.

Die Beratung mußte wohl gar geheime Dinge betreffen: denn der dicke Laden aus Edelkastanienholz war sorgfältig geschlossen und von dichten Wollteppichen verhängt, die auch die beiden schmalen Pforten verkleideten, so daß die draußen auf den Schwellen wachenden Ostiarii, die unwillkommenen Besuch abwehren oder doch rechtzeitig melden sollten, nichts von den drinnen gewechselten Reden vernehmen konnten. Auch der kostbare Mosaikestrich — er stellte in bunten Farben die Arche Noah mit ihrem Getier dar — war so hoch mit Decken belegt, daß die ohnehin so leisetretenden Sandalen der Priester geräuschlos hin und her glitten. In der breitesten Wand, dem

Fenster gegenüber, war in den edeln dunkelgrünen Malachit (aus Teruel in Aragonien) ein Musivbild der heiligen Eulalia, der Schutzpatronin dieser Landschaften, eingelassen: der Goldgrund konnte die ungefüge Zeichnung nicht schöner machen; ein schwarzer Betschemel zu ihren Füßen trug auf der obersten Stufe eine ewig brennende Öllampe aus irisirendem Glas. An den übrigen Seiten standen viereckige tiefe Truhen, Sarkophagen ähnlich: sie bargen, fest verschlossen, die Bücher — zumal die Urkundenschätze — der Bistumskathedrale.

In der Mitte des Raumes um einen mächtigen Rundtisch aus Citrusholz auf je vier gekreuzten Füßen stand eine Anzahl von deckenbehängten Stühlen mit gar niedriger Rückenlehne, aber zwei langen Armlehnen; sie schienen sich zu scharen um den hohen thronähnlichen Purpursitz, von dem der Metropolitan überherrschend auf alle niedersah. Gestalt und Antlitz dieses Priesters prägten sich, einmal erschaut, unauslöschlich ein: der hohe Wuchs, das hagre knochige Gesicht, die eingefallenen wachsfahlen Wangen, die scharf geschnittenen, sorgfältig geschornen, mitleidlosen Lippen, die Adlernase, die schwarzen unstät blitzenden Augen unter den stolz geschwungenen Brauen, die hohe, von Gedanken, auch wohl von Leidenschaften gefurchte Stirn. Denn der Friede des Herrn schien nicht eingekehrt in diesen seinen noch ganz schwarzhaarigen Diener: dämonisch war die Erscheinung, sowohl wann sie in eisiger Ruhe der längst angeschulten Selbstbeherrschung undurchdringlich lauerte, wie wann sie plötzlich zum Angriff hervorschnellte wie eine getretene Natter. Jetzt hatte er in jener Ruhestellung die Rechte gerade vor sich hin auf den Tisch gestreckt: die feine kleine Hand ruhte wie behütend auf einigen Pergamenturkunden und Papyrusbriefen. Nicht nur die Tracht des Metropolitans, der weitfaltige dunkel

purpurne, Chlamys-ähnliche Mantel, kennzeichnete ihn als allen hier Versammelten übergeordnet.

Seltsam war die Ähnlichkeit, mit der seine beiden Nachbarn ihm glichen: Brüder waren die drei offenbar: aber bei dem zur Rechten, Bischof Fulgentius von Astigi, schreckten die unheimlichen Züge noch drohender, während die geistige Überlegenheit des Älteren nicht auf dieser niederen Stirne thronte; der dritte Bruder, erheblich jünger, trug die gemeinsamen Familienzüge gemildert, ja verklärt durch den Ausdruck wohlwollender Güte und friedliebender Weisheit, er war nicht Bischof wie die beiden Älteren: seine Tracht war die des Archipresbyters. Die gleiche Gewandung trug der den drei Brüdern gegenübersitzende Priester, dessen Sutane und darüber geworfene Mantelkapuze — der Cucullus, — nicht den spanischen Zuschnitt zeigte.

An ihn, der, im Banne dieser stechenden Augen, gar merksam unverwandten Blickes an dem Munde des Metropolitans hing, richtete der nun das Wort: „Es ist unerläßlich, mein in Christo geliebter Sohn Sabinianus, daß Ihr außer dem Briefe, den ich Euch für meinen hohen Freund und Gönner in Rom mitgebe, auch mündlich einiges vernehmet und überbringet, was der Schrift nicht sicher anzuvertrauen ist. Zwar haben der gelehrte Gregor und ich längst eine Geheimschrift vereinbart . . . .“ — „Ich kenne diese Formata, ehrwürdiger Vater,“ nickte der Fremde. — „Gewiß: hat der Treffliche mir doch seinen vertrautesten Freund als Zwischenträger gesandt.“ — „Und ich werde deinen Brief eifriger verteidigen als mein Leben, o Leander.“

Da zuckte ein grimmig Lächeln um dessen Lippen: „Ah, aber der Herr König liebt die Gewalt und seine Sajonen — sie gehorchen ihm wie Jagdhunde — sind stark.“ — „Dann könnte er doch nicht lesen . . .“ — „Er nicht.

Aber sein kluger, nur allzukluger Sohn, mein feiner Neffe, der mir täglich mehr aus Hand und Zucht wächst.“ — „Ja,“ warf Fulgentius giftig ein. „Jung Rekared versteht sich auf Schriftwerk wie Fechtwerk.“ — „Deshalb das Geheimste nur von Mund zu Ohr.“ Ehrerbietig verneigte sich der Fremde.

„Und es drängt die Zeit: denn nicht lange mehr, mein' ich, wird Papst Pelagius, der müde Greis, die Tiara tragen. Allzuschlaff hat der Alte die Zügel der heiligen Kirche um die Könige dieser Welt angezogen. Das wird ganz anders, sobald mein Gönner, der gewaltige Gregor, den weltbeherrschenden Thron Sankt Peters besteigt.“ — „Er sträubt sich gegen den Plan,“ meinte Sabinianus. — „Ei freilich,“ schmunzelte Leander, „löbliche priesterliche Bescheidenheit: muß ja so sein. Aber er unterwirft sich schließlich dem Willen des Herrn, verlaß dich drauf. Und ist er Papst, dann wehe diesem Ketzer- und Barbaren-Königreich.“ — „Zur Hölle König und Volk!“ drohte Fulgentius. — „Aber meine Brüder!“ mahnte der Jüngste, mißbilligend das Haupt schüttelnd. „Wir haben Treue geschworen.“ — „Erzwungener Eid!“ grollte Fulgentius. — „Der künftige Arzt, der große Gregor, muß, bevor er mit Feuer und Messer die Wunden heilt, die Krankheit dieses Staates kennen. Höre darum meinen Bericht. Wenn er zu ungerecht ausfällt, — ei, hier sitzt mein Bruder Isidor, der Fürsprech aller Verunrechteten,“ höhnte er. — „Ich war jahrelang fern von Hispanien, in Byzanz, in Rom, wo ich damals Gregor zum Freund gewann. Als ich wiederkam, fand ich einen neuen König und ein neues Reich. Der neue König war mein eigener Schwager, Leovigild, dem in erster Ehe unsere Schwester, Theodosia, von unserem Vater Severianus vermählt worden war.“ — „Die Tochter eines altedeln Römergeschlechts — des

großen Imperators Theodosius! — einem Barbaren, einem Ketzer!“ grollte Fulgentius. — „Sie führten eine vollendet glückliche Ehe,“ mahnte Isidor. — „Aber die beiden Söhne der Katholikin, Hermenigild und Rekared, wurden im Ketzertum erzogen. Und bald nach unsrer Schwester Tod freite er die hitzige Arianerin Godiswintha, König Athanagilds Witwe. — „Seither verfolgt er die heilige Kirche.“

„Vergib, Bruder Fulgentius,“ unterbrach Isidor, „das ist nicht so. König Leovigild läßt sich nicht durch ein Weib leiten. Was er — nicht gegen unsere Kirche —, gegen unbotmäßige Bischöfe, tut, tun muß . . . —“ — „Schweig, Archipresbyter! Das geht zu weit. Verlaß uns! Wir sind, scheint es, deiner nicht sicher.“ Isidor wollte widersprechen: aber der Metropolitan hob mahnend den Zeigefinger der rechten Hand: demütig sich neigend glitt der Bruder aus dem Gemach.

II.

„'s ist besser so,“ sprach Fulgentius. „Er würde unsre Pläne nicht verraten, aber durch hartnäckigen Einspruch hemmen. — Also höre weiter. In Byzanz, in Rom konnte ich damals dem Imperator und dem Papst die Auflösung, den Untergang dieses Mischreichs bestimmt in nahe Aussicht stellen: Feinde bedrohten es ringsum. Das tiefste Verderben dieses Staates ist, daß alle seine Feinde Söhne der heiligen Kirche sind, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, die vielmehr alle ihre Widersacher unter ihre Füße treten wird wie der Engel

des Herrn die schuppigen Drachen: katholisch sind die Sueven in den Bergen des Nordens, katholisch die Franken im Westen . . . —"

„Gar eifrige Christen sind die Merowinger! Gregor lobt sie stets!" nickte der Gesandte.

„Katholisch das oströmische Reich im Osten, dem vor Gott und Menschen dieses Hispanien, die alte römische Provinz, gehört. Schon vor zwei Menschenaltern hatte der Imperator Justinianus, nachdem er die Reiche der Vandalen und der Ostgoten zerstört, die Hand auch nach diesem dritten ketzerischen Barbarenreich ausgestreckt: — und mit Erfolg! Eine ganze Reihe von Seefestungen, von Küstenstädten trägt seitdem die Besatzungen, die Fahnen des Imperators. Greifen diese drei katholischen Mächte verbündet an . . —" — „So muß das Goten-Reich erliegen," frohlockte Fulgentius. — „Denn es ist unterwühlt von seinem gefährlichsten Feind, von seinen eignen katholischen Untertanen, von dem römischen Adel und —" — „Von uns, den Bischöfen und Priestern des Herrn: alle paar Jahre lodert ein Aufstand gegen die Goten empor."

„Und gerade vor dieses eisernen Leovigild Wahl war das Unheil des Reiches in vollster Blüte: sein greiser Bruder, König Leova, war gestorben, der gotische Adel lag in selbstzerfleischendem Wahlkrieg, Sueven, Franken brachen über die Grenzen, die Byzantiner in Cordoba zogen ins offene Feld, die Basken in ihren Bergen, die Römer in Tarraconien standen in den Waffen: der Gotenstaat schien verloren. Da eilte ich zurück, um zu verhüten, daß es einen Helden wie dieser Leovigild — Gott sei's geklagt! — nun einmal ist, zum Herrscher, zum einzig möglichen Retter erhalte: — denn ich — wie wir alle — will Byzanz, das rechtgläubige, herrschen sehen auf

der ganzen Halbinsel von Meer zu Meer. Ich eilte also selbst zu unserem Schwager, dem die Mehrzahl der Wähler die Krone antrug. Ich beschwor ihn, abzulehnen, sich nicht dem sichern Untergang im Kampf mit jenen übermächtigen Feinden zu weihen: — ich zählte ihm all' diese Gegner, diese Gefahren eindringlich auf: — weißt du, was der Kühne mir zur Antwort gab? Er sprang auf von dem Feldbett, auf dem er sinnend, schweigend gesessen: „Dank," rief er, „Schwager! Ich schwankte: du hast mich entschieden. Ja, das Reich i s t bedroht, ganz wie du schilderst. Ich nehme seine Krone: ich rette das Gotenvolk oder falle." Und stürmte zum Zelt hinaus und begann — zur Stunde — sein Werk." — „Das — das ist groß!" staunte der Römer. — „Und wie hat er's gefördert und vollendet!" fuhr Leander fort. „Der Haß selbst muß das bewundern. Ein zerfallendes Reich, ein rings bedrohtes, hatte ich verlassen — und so Kaiser und Papst geschildert — ein stolz aufgerichtetes, sieghaft gerettetes fand ich wieder. Gleich nach seiner Thronbesteigung," erzählte der Bischof weiter, „schlug er in vier Schlachten hintereinander die Byzantiner aus dem Feld, entriß ihnen nach zähem Widerstard die schöne Cordoba, die stets wie ein feurig edel Roß in den gotischen Zügel knirscht, unterwarf den Aufstand der Basken und der Cantabrer, dort die Bauern, hier die Städter, scheuchte die Sueven, die zu Hilfe heranzogen, in ihre Berge zurück und trat überall mit eherner Ferse die letzten Funken der Empörung des römischen Adels und der römischen Bischöfe aus."

„Und all' das hat e i n Mann, hat e i n e Menschenkraft vollendet?" forschte Sabinianus. — „Nein," grollte Fulgentius, „das eben ist's: der Satan, ich zweifle nicht, hilft dem Ketzerkönig, der sich ihm verschworen."

„Nach diesen Siegen und Erfolgen," fuhr Leander fort, „schwang er wie bisher das Königsschwert fortab gewaltig den Königstab, schuf das starke Toledo zu seiner Burg und Residenz, bestrafte die bestechlichen Richter, schrieb schwere neue Steuern aus und füllte habgierig — mehr noch: herrschgierig! — seinen Schatz mit den eingezogenen Gütern und Geldern der vielen Geschlechter des römischen Adels, die mit Byzanz sich verschworen hatten, und ach! vieler, sehr vieler Bistümer und Klöster, die, unvorsichtig, ihre Neigung zu den katholischen Fahnen zu deutlich verraten."

„So nahm er mir die Hälfte meines Kirchenguts," zürnte Fulgentius, „nur, weil ich für den Sieg der kaiserlichen Waffen hatte beten lassen." — „Erführ' er all' das andre," meinte der Metropolitan, „schützte nicht die Infula dein Haupt." — „So soll ich in Rom berichten," fragte der Archipresbyter, „bei deiner Heimkehr habest du alles verändert gefunden, und gegenüber diesem gewaltigen Barbarenhelden gebt ihr jede Hoffnung auf Befreiung, jeden Widerstand auf?"

Heftig sprang der Metropolitan von seinem Thron empor: „Nein! Nie! Niemals. Solang ich atme, hass' ich ihn und dieses Reich der Ketzer. Nie verzichte ich auf die Hoffnung, den orthodoxen Imperator herrschen zu sehen von den Pyrenäen bis an den Ozean. Das sage dem weisen Gregor! Und er muß dazu helfen, jetzt schon und bald vom Stuhl Sankt Peters herab. Schon hab' ich einen neuen Plan ersonnen. Oder vielmehr einen Plan des Tyrannen heimlich wider ihn selbst gewandt. Er soll sich wundern! Er will die Merowinger für sich . . . . — doch Geduld! Das ist noch nicht reif. Du, Freund Sabinianus, überbringst selbst dies geheime Schreiben an die Frankenkönigin Brunichildis. Dein Rückweg führt dich

ja über Gallien. Ein andrer Bote trägt in hohlem Stab einen Brief an den Suevenkönig Miro, der Rache sinnt für viele Schläge, die ihm der Tyrann geschlagen. Freund Gregor aber laß ich bitten, täglich — gleich uns — sein Nachtgebet zu schließen mit den Worten: „Verdirb, Herr Christus, König Leovigild und dieses Ketzerreich der Goten. Amen!“

III.

An dem Tage, der diesem nächtlichen Gespräch in Sevilla folgte, wandelten in dem Palastgarten zu Toledo unter reich blühenden und stark duftenden Mandelbäumen auf den — nach römischer Gartenkunst — streng geradlinigen, mit rotem, gelbem, weißem Sande bestreuten Wegen zwischen den gleichmäßig geschorenen Taxusbüschen hin ein hoher Greis und zwei Jünglinge, offenbar seine Söhne: die Ähnlichkeit der Züge bezeugte das, unerachtet der starken Verschiedenheit des Ausdrucks. Des Vaters weißes Haar flatterte noch dicht in langen Wellen auf die mächtigen Schultern: nur an den Schläfen hatte es der vieljährige Druck des Helmes abgewetzt. Er trug keine Kopfbedeckung: der Wind spielte frei in dem Silbergewoge; sein schlichtes, braunes Wollwams reichte bis an die Knie, der Wehrgurt barg keine Waffe. „Mein Schwert heißt Rekared, meine Brünne Hermenigild,“ hatte er auf die Mahnung der Gattin geantwortet, die vor den an diesem Hof so häufigen Mordanschlägen gegen die Könige warnen wollte.

Und in der Tat: der jüngere braunlockige Sohn, der zur Linken schritt, schien in seiner jugendlichen Kraft und

in der wachen Klugheit seines Blickes eine scharfe Waffe für den Vater. Der ältere — zur Rechten — war stets einen Schritt zurück: oft blieb er sinnend, wie träumend stehen, strich die schlichten, blonden Haare aus der Stirn und schlug dann die meist gesenkten blauen Augen, wie suchend, wie fragend, gen Himmel auf. Jetzt kreuzte raschelnd den Sandweg gerade vor dem König eine Werre, die so schädliche Maulwurfsgrille, die Tausende von Pflanzenwurzeln durchbeißt. „Gibt acht, Vater!" rief Hermenigild. „Schone des Tierleins!" Aber der König zertrat es mit festem Schritt. „Nein, mein Sohn. Schädlich Gewürm muß man zertreten, wo man's findet. Merke dir das, künftiger König." — „Künftiger König!" wiederholte seufzend der Sohn. „Wenig freut mich die Aussicht." — „Man ist nicht zum eignen Vergnügen König, Bruder, nur zum Heil des Reiches," sprach der Jüngere ernst. — „Du hast recht, wie immer, Rekared! Ach, weshalb bist du nicht der Erstgeborne? Du gehörst auf den Thron. Ich aber . . . — Ich hätte längst gebeten . . . Nur eines hält mich ab." Dies flüsterte er fast unhörbar vor sich hin. Aber scharfen Ohres wie Auges hatte Rekared es doch verstanden: „Ich will dir's verraten, dies eine," lächelte er ihm leise zu, ihn einen Schritt zurückziehend, „du willst Leander und den Katholiken ein mildrer Herrscher werden als der Vater ist und als ich — wie du fürchtest — sein würde. Wenig kennst du mich." — „Schweig vor dem Vater," bat Hermenigild. — „Gewiß: ich hüte dein Geheimnis, obwohl nicht du mir's vertraut."

Leovigild wandte sich um und winkte beide wieder heran. „Du möchtest vielleicht ins Kloster?" grollte der König. „Beten, träumen und faullenzen? Nichts da, Herr Sohn. Meine Söhne gehören nicht der Kirche: und

— auf Erden — auch nicht dem Himmel, sondern ihrem Volk. Allzuviel verkehrst du mir schriftlich — und auch mündlich in Sevilla — mit Leander." — „Er ist meiner seligen Mutter Bruder, Vater."

„Ja, leider. Ich wollt', er wäre andern Mannes Ohm. — Übrigens, wenn du die Krone deines Volkes verschmähst — kein Gesetz bevorzugt den Erstgebornen, auch deinen Bruder mag der Reichstag wählen. Oder man könnte auch," sprach er bedächtig und die Söhne scharf dabei musternd, „das Reich unter euch teilen: du, Hermenigild, könntest hier in Toledo herrschen, — oder bei deinem geliebten Ohm in Sevilla, eh? — Rekared in seinem Rekopolis, das ich — ihm zu Ehren seiner Siege über die Keltiberer, die Basken — gebaut und benannt habe." — „Ja, gern!" rief Hermenigild rasch. Aber Rekared schüttelte unwillig das Haupt: „König Leovigild, das ist nicht dein Ernst. Du hast mit Heldenkraft das vielzerrissene Reich geeint: du wirst es nicht mit eigner Hand wieder spalten. Und ich? Ich bin kein Halbmann, auch kein Halbkönig."

Der Vater schlug ihm auf die Schulter, sah ihn freundlich mit den goldbraunen Adleraugen an und sprach: „Gut, mein tapfrer Sohn. — Ihr wähltet beide wie ich's gedacht. — Du aber, frommer Heiliger, — welch ein Glück, daß ich — trotz deiner Mutter Bitten! — dich arianisch, nicht katholisch taufen ließ — sonst wärst du Leander längst gar und ganz verfallen! — du kannst wirklich nicht ins Kloster gehen," spottete er gutmütig. „Denn du mußt heiraten."

Betroffen blieb Hermenigild stehen; er fand kein Wort. Rekared machte große Augen.

„Ja, heiraten. Und zwar ganz geschwind. Tretet näher heran. — Dies ist noch tief geheim — ein Plan,

der ausgeführt sein muß, bevor jene Leute davon erfahren, die ihn vereiteln würden. — Hört mich an. Ihr wißt, seit jenem Unheilskönig Chlodovech, der durch den Schlag bei Voulon uns fast all unser Land in Südgallien entriß, haben die Merowingen, diese frommen Lieblinge des heiligen Vaters, mit Raubgier und Gottseligkeit — denn wir sind ja Ketzer! — uns in Krieg und Frieden zu schaden gesucht nach Kräften, unablässig, länger als siebzig Jahre. Stets im Bund mit unsern andern katholischen Feinden, Byzanz und Sueven von außen, und den ärgeren von innen — mit den Bischöfen, Äbten, dem Adel der Römer in unserm Lande — haben sie uns offen und geheim bekämpft." — „Ja, und nur deine Heldenkraft, Vater, hat sie, die schlimmsten und mächtigsten, bisher abgewehrt!" — „Mit äußerster Mühe, oft nur um Haaresbreite das Verderben meidend. So geht's nicht fort. Ich bin alt, bin müde . . ." — „Man merkt's nicht," lachte Rekared. „Laß nochmal die Stürme ringsher dich bedrohen, — wie vor Jahren wirst du sie bestehen." — „Und bin ich tot? Hermenigild ist fromm und gut, aber allzugut, das heißt er ist schwach. Er liebt seine Feinde, der sanfte Tor." — „Und ich segne, die mir fluchen," schloß dieser, „wie der Herr gelehrt." — „Der war nicht Gotenkönig!" brauste Leovigild auf, „und hatte nicht ein bedrohtes Volk zu schützen. Duldete er doch das Römerjoch auf der Seinen Nacken. Natürlich! Die linke Wange lehrt er zum Schlage reichen nach der Rechten, dem Räuber des Mantels das Wams dazu geben. Dabei kann kein Reich, kein Recht bestehen. Der war auch zu fromm — wie du!" — „Lästre nicht, Vater!" rief Hermenigild erschrocken. „Einen Menschen vergleichen mit ihm, der Gott selber ist." — „Wa — Was war das?" schrie der König, zornig herumfahrend gegen den Sohn. „Was

wagst du zu sagen? Bist du katholisch?" — „Schweig doch, Bruder, schweig!" mahnte Rekared. „Glaub' was du willst. Aber rede nicht zur Unzeit." Hermenigild erbleichte: er verstummte.

„Also soweit hat er dich schon gebracht, der tückische Bischof von Sevilla?" — Hermenigild sprach mit gesenkten Augen: „Vergib, Vater. Ich will es nie mehr sagen." — „Nicht denken sollst du's, ungeratener Sohn!"

„Denken? Vater!" mahnte Rekared. „Wer kann für Gedanken? Sie fragen nicht, ob sie kommen dürfen: — sie sind da." — „Wohl! Aber solche Gedanken führen in meinem Reich nicht auf den Thron, auch nicht in ein katholisches Kloster, sondern in einen gotischen Kerker. Hüte dich, Träumer! Solche Träume sind gefährlich, aber nur dem, der sie träumt. — Also hört zu Ende. Um die Zahl unsrer Feinde zu mindern, den Mächtigsten zum Freunde zu gewinnen, — lange sucht' ich dazu nach einem Weg. Ich hab' ihn gefunden: wir werden uns mit den Merowingen verbünden, verschwägern. Du, mein Ältester, wirst eine Königstochter der Franken freien: du hast sie als mein Gesandter am Hof zu Metz gesehen, sie ist dir keine Fremde, es ist deine Stiefnichte Ingundis." Hermenigild fuhr zusammen: er errötete. „Die Enkelin meiner Gemahlin Godiswintha, die Tochter ihrer Tochter Brunichildis und des ermordeten Gatten, des Königs Sigibert von Austrasien." — „Und die Merowingen willigen ein?" Rekared fragte so, nicht Hermenigild. — „Ja, das heißt Frau Brunichildis! Nicht deren Todfeinde, Chilperich und Fredigundis. Aber die haben ihr nichts zu verbieten und diese blutige Spaltung schwächt das Haus und die Macht der Merowingen. Und du, frommer Sohn, ich meine, du bringst dies Opfer gern? Deine Schilderung der Nichte nach deiner Heimkehr war . . ."

Da sank der Jüngling vor dem Vater auf die Kniee, suchte dessen Hand und küßte sie: „Dank, Vater, gütigstes Herz! Du weißt nicht, welche Erlösung du mir bringst. Ich schalt mein Wünschen, seit ich sie verlassen, mein Sehnen nach der Lieblichen als Sünde, als verbotenes Begehren: und nun verwandelst du diese Liebe in ein schönes Recht und eine heilige Pflicht. Dank dir!" — „Steh auf und fasse dich! Ich mag so weiche Rührung nicht." Er wandte sich zu Rekared, sah ihm gütig in die Augen und sprach leise: „Danke heute dem Himmel, daß du einen Bruder hast." — „Das tu' ich längst und alle Tage. Aber warum heute mehr?" — „Weil sonst du die Merowingin freien müßtest. Und was würde dazu schön Baddo sagen? Schweig! Ich weiß alles. Brauchst dich nicht deines Geschmacks zu schämen. Das Mädel ist bildschön."

IV.

Am Abend dieses Tages finden wir Rekared in dem Garten des katholischen Nonnenklosters der heiligen Eulalia, das in dem stillsten Teile der Königsstadt, hart an dem Tajo-Tor, in immergrünen Büschen versteckt lag: nur der fromme Gesang der Nonnen und ihrer weltlichen Schülerinnen — Töchter der vornehmsten römischen Adelshäuser — unterbrach zu genau geregelten Stunden des Tages und der Nacht das feierliche Schweigen des lauschigen Ortes. Er wandelte neben einem schönen Mädchen zarten Alters, das nicht die schwarz und weißen Gewande der Sanctimoniales des Klosters, aber doch nur dunkle Farben und auf der Brust ein großes Kreuz von schwarzem

Marmor trug. Gar oft suchten und zärtlich fanden sich die Blicke des jungen Paares: sie sprachen wenig: sie waren glücklich in einverstandenem Schweigen. Da bückte sich der Jüngling, pflückte aus einem duftenden Beet eine schöne weiße Narzisse und reichte sie der Geliebten: „Bitte, stecke sie vor jenes schwarze Kreuz, das dich der Welt und ihrer Freude zu entfremden droht. Ich fürchte es, meine Baddo." — „Keine Ursache," lächelte diese und barg die Blume an dem Busen. „Mich hält ein starker Anker fest in der Welt. Freiwillig verlaß ich deren Glück, ach! deren Hoffnung nicht." — „Nun, gezwungen wird keine Freie unter König Leovigilds Schild, nicht die ärmste Ziegenhirtin seines Reichs, und nun erst seines Sohnes Braut!"

Das Mädchen errötete: — es strich erregt die weizenblonden Locken zurück, die aus dem grauen Schleier quollen — „o schon wieder dies Wort, das allzukühne! Fordre nicht den Himmel heraus! Wer weiß, ob das jemals wird . . ." — „Und warum soll das nicht werden? Mein Vater , heute hab ich's erfahren — hat — Gott weiß, wie? — mein, unser Geheimnis erkundet: — er zürnt nicht. Er hat dich auch gesehen und . . ." — „Ja, er war hier, der Äbtissin seine neue Klostersteuer anzukünden. Er fragte nach meinem Namen — er streichelte mein Haar." — „Also! Was König Leovigild will, das geschieht in seinem Reich!" — „In seinem Reich!" wiederholte das Mädchen ernst. — „So bist du eine Fremde?" rief Rekared, stehen bleibend. „Ich dachte es wohl. Aber wer auch dein Vater . . ." — Sie schüttelte traurig das Haupt: „Ich habe lang schon keinen Vater mehr." — „Nun denn, dein Muntwalt! Und wär's der Imperator zu Byzanz, er sagt nicht nein, wirbt Held Leovigild für seinen Sohn. O Geliebte, du hast geschworen, sagst du,

wie die Äbtissin, solange du hier weilst, nichts von deiner Herkunft zu verraten: — keiner Seele. Und mir hast du das Wort abgenommen, nie zu fragen. Ich hab's gehalten bis heute: — ich halt' es bis du mich davon entbindest — aber diese Geheimhaltung kann alles verderben! Wie soll ich dich erringen, weiß ich nicht, wem ich dich abzuringen habe, in Güte oder mit Gewalt?" — „Ich habe geschworen, Rekared."

Er seufzte tief. „Welche Qualen legt mir dies Rätsel auf seit Wochen! — Seit, . . . seit jenem Tag, da ich dich mit der Äbtissin in der Tagus-Fähre erblickte, sofort in das Schifflein sprang . . ." — „Ja, so ungestüm," lächelte sie, „daß es fast umschlug. Die Äbtissin — sie ward gar naß! — erschrak und rief: „Prinz Rekared!" Da erschrak auch ich. Der schöne Fremdling ein Königssohn! Aber bald wich der Schreck der Freude, als der Königssohn nicht mehr von mir ließ. Und es war recht gut, daß der geliebte Mann der Königssohn war: einen andern hätte die gestrenge Frau Abbatissa nicht so oft in den Klostergarten dringen lassen." — „Bah, bist ja keine Nonne. Und sollst keine werden, bei meines Vaters Haupt!" — „Aber katholisch bin ich. Und dein Vater . . ." — „Ei, meine Mutter war auch katholisch. Damit richtet er nichts aus. Also, wann du genug gelernt hast bei den frommen, hochgelehrten Schwestern . ." — „Ich meine," lächelte sie anmutig, „es reicht schon. Ein Weib braucht gar nicht soviel zu wissen, um . . ." — „Selig zu machen und selig zu sein! Und wann du endlich deine Sippe nennen darfst, dann tu's sogleich, o Geliebte, nicht einen Tag wart' ich mehr! — Dann hol' ich dich, Süße, Heißgeliebte!" Und er umschlang die schlanke Gestalt und bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küssen. — „Halt ein, Geliebter. Halt! Du mußt jetzt fort. Die Äbtissin schickt

den Pförtner — horch, wie er schon von weitem mahnend mit den Schlüsseln klirrt." — „Ich gehe. Noch einen Kuß. Und was immer uns trennen mag von außen: — wir sind eins. Und deine Seele ist mein?" — „Auf ewig!"

Am Morgen des folgenden Tages war Rekared mit einigen Gefolgen aus Toledo geritten, Musterung über ein paar Tausendschaften seiner Reiter — er war der Führer der gotischen Reiterei — in Elbora, den Tajo abwärts, vorzunehmen.

Kaum war er fort, als dem König ein Schreiben der Äbtissin von Sankt Eulalia überbracht wurde, das lautete: „Nicht ohne Bestürzung melde ich dir, Herr König, daß die Alumna Baddo, die du mir so dringend empfohlen, heute Nacht von den Ihrigen in die Heimat abgeholt wurde. Vergebens bat ich um die Erlaubnis, jetzt wenigstens ihre Herkunft dir mitteilen zu dürfen . . ." — „Gut, daß ich sie längst kenne, diese Herkunft." — „Sie schied unter heißen Tränen." — „Das glaub' ich! — Nun, mein tapferer Sohn, nun holst du dir bald die Braut mit dem Schwert. Aber nicht bevor ich's dir in die Faust drücke."

V.

Wenige Wochen danach durchdrang die Königsstadt am Tajo freudige Bewegung: zahlreiche Begnadigungen, — zumal von Staatsverbrechern in früheren Empörungen, — wurden unter Trompetenschall in den Straßen verkündet, zugleich mit den „öffentlichen Freuden", wie man sagte,

wegen der Verlobung des Thronfolgers mit der fränkischen Königstochter: bei solchen und ähnlichen Anlässen pflegten derartige Hulderweisungen zu erfolgen. Bei der römischen Bevölkerung ward die Freude erhöht durch das katholische Bekenntnis der Braut· unmöglich konnte der König fortab noch die Bekenner des Glaubens seiner eignen Schwiegertochter verfolgen. Zudem schien die Verbindung mit den Merowingen den stets zu befürchtenden Angriffen der Franken auf das gotische Südgallien ein Ende zu machen: den katholischen Römern standen die katholischen Franken viel näher als ihre ketzerischen Beherrscher, die Goten.

Es verdroß den König, daß gerade einige seiner treuesten Gefolgen und Waffengehilfen die Festfreude nicht so recht zu teilen schienen. Und bei dem Vespertrunk, dem „Dämmertrunk", sagten die Goten, gab er diesem Unwillen Ausdruck, als die beiden Treuesten und Verdientesten dieser alten Kämpen, die Brüder Garding und Gardila, ebenfalls durchaus nicht vergnügt erschienen. Es waren zwei Riesen, der jüngere um eine halbe Fingerbreite kürzer, aber auch noch erheblich länger als der doch auch über die Mittelgröße ragende König.

Schweigend traten sie in das kleinere Trinkgemach, in dem Leovigild die vertrautesten Goten bei Sonnenuntergang um sich zu sammeln pflegte, bevor in dem großen Speisesaal dieses einst kaiserlichen Palastes der Abendschmaus mit den zahlreichen — gotischen und römischen — Palatinen gehalten wurde. Schweigend begrüßten sie erst die Königin Godiswintha, dann schweigend den König an ihrer Seite, schweigend ließen sie sich dem Paare gegenüber an dem länglichen Bronzetisch nieder.

„Nun, Kleiner," redete Leovigild den einen Riesen an, „ist auch dir heute die Zunge in die durstige Kehle gefallen? Von deinem langen Herrn Bruder sind wir

schon gewohnt, daß er schweigt, wenn er nicht brummt." — „So brumm' ich denn, Herr König, wenn dir mein Schweigen mißfällt. Sorge dafür, daß bei den dummen Freudenfesten deine lieben Römer nicht ihre Freudenfahnen deinen treusten Gefolgen auf die Köpfe fallen lassen. Gerade hab ich den Fetzen da abgerissen." Er zog ein Stück eines rot- und goldgestreiften Flaggentuches aus dem Wehrgurt, zeigte ihn der Königin und warf ihn unter den Tisch. — „Das macht, der Große ist zu groß," lachte Gardila. „Ich kam glücklich darunter durch." — Aber Leovigild war ernst geworden: „Rot und Gold?" grollte er. „Das sind der Merowinger Farben! Wer wagt in meinem Toledo . . . ?" — „Ei," lachte Garding grimmig — Bären würden so lachen, könnten sie's — „natürlich ein frommer Römer, der sich freut und der dich dadurch zu erfreuen hofft." — „Und hoffen darf," ergänzte Gardila, „ehrt er — in ihren Farben — doch deine Schwiegertochter, die Katholikin!"

Da fuhr die Königin heftig auf, die hohe Gestalt aufrichtend: sie war fast eine Greisin, das Antlitz mußte bildschön gewesen sein, aber das Fehlen des linken Auges und ein rotes Brandmal der rechten Wange entstellten es arg, mehr noch der bitterböse Ausdruck der allzuscharf geschnittenen und von Leidenschaften durchwitterten Züge: er war unheimlich drohend: so erschrak der alte Hüne als sie nun wie eine Schlange gegen ihn fuhr. „Gardila," schrie sie mit schriller Stimme, „hüte dich! Vieles verzeih ich dir und Garding — um manches starken Schwertstreiches willen: — aber das laß mich nicht noch einmal hören. Bei meinem Zorn! Ich und eine katholische Schwiegertochter? Eher erwürge ich sie mit diesen Händen." Man traute ihr das zu, so drohte das funkelnde Auge. „Gemach, Frau Ungestüm," beschwichtigte der König. „Nicht

Streit in der Sippe, nicht Glaubensgezänk, — ich habe genug daran! — Friede und Versöhnung auch mit den Franken ist der Zweck meines Planes. Darauf laß uns trinken."

Die Brüder taten Bescheid. Dann sprach der Ältere, die bärtigen Lippen wischend: „Möge der Wunschgott . . ." — „Was faselst du da?" zürnte Godiswintha. — „Verzeiht, fromme Frau. Schwer ist's in diesem Reich, just das Richtige zu glauben! — Möge der Himmel diese fränkische Verschwägerung zu besserem Ende führen als alle früheren. König Amalarich brachte sie den Tod." — „Ist lange her," meinte Leovigild und trank. — „Aber nicht lang ist's her, Frau Königin, als Ihr die beiden Edelperlen, Eure Töchter, den Merowingen vermähltet." — „Schweig, Unheilsrabe!" rief Godiswintha und verdeckte das Antlitz mit der Hand. Aber der fuhr unerbittlich fort: „Tot, erwürgt von Fredigundis, der Walandine, liegt die sanfte Galswintha, die Lilie der Goten." — „Und tot liegt, ermordet durch Fredigundis, Frau Brunichildens edler Gemahl, sie selbst verwitwet, gefangen, ihres Knaben beraubt . . ." — „Schweigt, sag' ich," schrie Godiswintha. — „Und nun abermals," schloß Garding, „eine merowingische Ehe?" — „Schweig wirklich, Garding!" herrschte ihn der König an. „Die Staatskunst muß Vergangenes vergessen können um der Zukunft willen. Siehst du denn nicht die Vorteile dieses Bundes? — „Meiner Treu, nicht einen." — „Franke und Gote sind wie Wolf und Edelhirsch, sagt man in unsrem Volk." — „Und ein andres Mahnwort lautet: den Franken halt fern, sonst frißt er dich. Schon flattern fränkische Farben in Toledo. Und diese katholische . . . ." — „Ingundis legt jene Farben wie ihren Glauben ab, sobald sie Hermenigilds Weib," entgegnete der Herrscher ernst. „Übrigens, du bist doch

sonst immer noch mehr Heide als Arianer," grollte Godiswintha. „Ich glaube, du opferst zuweilen noch Wodan! — du verehrst . . ." — „Ich verehre den Siegesgott, Frau Königin, ihm ist dies Schwert geweiht und das ist den Schlachten deines Gemahls bisher ganz gut bekommen," erwiderte er trotzig. — „Schande mir, vergäß ich's je und eure vierzehn Schlachten an meiner Seite," sprach dieser und reichte beiden über die Tafel hin die Hand. „Aber du mußt doch einsehen, Brummkopf: haben wir die Franken als Mitstreiter, können wir den Sueven die ewigen Seitenhiebe vergelten und die Kaiserlichen ins Meer werfen." — „Können wir beides auch allein," sprach Gardila, „solang wir mit uns Leovigild haben." — „Und den Siegesgott," schloß Garding. „Da kommen Priester. Ich gehe; komm, Bruder!"

Während sie die Marmorstufen aus dem Palast auf die Straße herabstiegen, sprach Gardila unmutig: „Warum hat er sie genommen, die üble Hexe, die Einäugige . . ." — „Still! Andre Leute sind auch einäugig." — „Aber warum?" — „Sie ist ein gewaltig Weib und war die Witwe seines Vorgängers Athanagild. Groß war ihr Anhang im Adel und alle wütigen Arianer . . ." — „Ich wollte, sie wäre anderswo! Samt ihrer merowingischen Enkelin. Der Mond ging blutrot auf. Das bedeutet nicht Versöhnung!"

VI.

Einstweilen bewegte sich das stattliche Brautgeleit Ingundens gar langsam, weil auf allerlei Umwegen — denn Brunichildens Tochter konnte man nicht Fredigundens

Machtbereich betreten lassen — auf der alten Römerstraße am Rhone-Ufer hin von Lyon über Valence, Avignon und Nîmes nach Narbonne, der Hauptstadt des gotischen Galliens, in dessen stattlichem Palatium Rast gehalten und die Braut von Hermenigild empfangen werden sollte. Wie erstaunte daher diese, als ihr alsbald in dem Empfangssaal statt des Bräutigams entgegen trat — dessen Oheim Leander. Der vielerfahrene Seelenergründer erkannte leicht die Enttäuschung des Mädchens: „Zürne mir nicht, Königskind," begann er in seiner leisen einschmeichelnden Stimme. „Nur ganz kurze Zeit mußte ich dich allein sprechen: — das heißt, bevor er eintrifft."

Die Tochter Brunichildens hatte viel von deren stolzen Schönheit, aber wie deren dunkle Augen und Haare auch den hochgemuten stolzen Sinn und die feste Willenskraft, mit der die Witwe Herrn Sigiberts den trotzigen Adel Austrasiens bändigte, kräftiger, mutiger als mancher Mann auf diesen fränkischen Thronen. Das edle Haupt in den Nacken werfend, sah sie dem Bischof scharf in die Augen und sprach, sich auf den purpurbehangenen Sitz niederlassend: „Ich werde kein Geheimnis haben vor meinem Gemahl." — „Sollst du nicht, meine wackre Nichte. Ich selbst werde ihm künden, was ich dir sage: — aber zur rechten Stunde. — Ingundis, ich kenne deine Seele." — „Du hast mich nur dreimal gesprochen," meinte sie streng. — „Aber dein Beichtvater, Fronimius von Agde, dein Erzieher im rechten Glauben, ist mein nächster Freund. Er schrieb von seinem Zögling, seinem Liebling gar viel in jedem Brief." — „Und aufs wärmste," nickte die Braut nun freundlicher, „hat er dich mir empfohlen. Dir, dir allein soll ich vertrauen in jenem Land der Ketzer. Gift ist diese Ketzerei!" Sie furchte die stolz geschwungenen Brauen.

Er faßte rasch ihre Hand. „Herrliches Kind, Dank! Dank für dies Wort. Es eint uns für immer: — es kürzt meine Aufgabe. Ich weiß von deinem Lehrer, wie tief durchdrungen du bist von unserem heiligen Glauben." — „Er ist das Leben meiner Seele," rief sie und schlug die Augen auf gen Himmel. „Christus weiß es!" — „Wohlan" — er sah sich scharf um, dann flüsterte er leise in ihr Ohr: „Man will ihn dir entreißen." — Sie lachte verächtlich: „Eh reißen sie den Morgenstern vom Himmel! — Wer will das?" — „Der König, die Königin. Alle Goten." —. „Auch Hermenigild?" — „Der liebt dich — und will nichts, was dich betrübt. Aber er kann dich nicht schützen." — „Ist er kein Mann?"

Leander zuckte die Achseln: „Ein weich, ein sehr weich Gemüt." — „Woher weißt du . . ?" — „Woher? Weil ich allein — weil meine Klugheit, meine Liebe zu dir — mehr noch: meine heilige Sorge um deine Seele dich gelöst hat aus dem Netze, das über deinem Haupt zusammenfallen sollte. Höre. Der König hatte deine Mutter bereits dafür gewonnen, daß du vor der Vermählung — wie umgekehrt sie und ihre Schwester bei der Heirat mit den Merowingen katholisch geworden sind, — unsern heiligen Glauben mit jener Ketzerei vertauschen sollst." — „Unmöglich!" rief Ingundis und sprang auf: ihre Augen blitzten. „Abscheulich! Niemals!"

Mit Wohlgefallen betrachtete sie der Bischof: „So gefällst du mir, tapfre Nichte. Vernimm, wie ich den Plan vereitelt habe:" er zog eine Rolle aus den Falten seiner Sutane, „ich hatte den Auftrag von beiden, den Vertrag über eure Vermählung zu verfassen: in dem Entwurf standen ausdrücklich die Worte: ‚katholisches, . . . arianisches Bekenntnis'. Ich änderte so: ‚die Vertragenden sind darin einverstanden, daß die Gatten auch durch das gleiche Be-

kenntnis werden verbunden sein‘.“ — „Aber — ich verstehe nicht . .“ — Überlegen lächelte der Bischof. „Ja! auch der König verstand es nicht. Wenigstens nicht richtig. Er dachte natürlich nur an das Bekenntnis Hermenigilds.“ — „Jawohl! Und der ist Arianer!“ — „Er darf's nicht bleiben,“ sprach Leander fest. — „Ah, Oheim, teurer Ohm!“ — „Du verstehst mich. Das gleiche Bekenntnis, das euch verbinden soll, ist unser heiliger Glaube. Nicht du wirst Ketzerin, — der Königssohn wird rechtgläubig.“

„Ein schwierig Werk!“ — „Nicht für dich. — Du bist sehr, sehr schön, bist heiß begehrenswert. Er liebt dich mit aller Kraft, deren seine zarte Seele überhaupt fähig ist. Ein hoher Geist in Rom . “ — „Gregor! der Mutter Freund!“ — „Und ich haben kräftig vorgearbeitet. Schon lange schwankt er: — du, du mußt ihn zu uns herüberziehen.“ — „Ich! Wie kann ich das?“ — „Indem du, bis er katholisch geworden“ — hier flüsterte er ganz leise — „ihm alles, alles weigerst, was der Liebende, der Gatte ersehnt. Den Brautkuß freilich mußt du ihm — vor allem Volk! — gewähren. Aber nach diesem einen Kuß nicht die kleinste Gunst: — hörst du? Kaum einen Handschlag. Alles hängt davon ab. Bleibe fest, meine Tochter, bleibe scheinbar hart. Nur scheinbar; denn es gilt seine unsterbliche Seele zu retten: — das bedenke. Du kannst ihn bekehren: — eine Todsünde lädst du auf dich, unterläßt du's aus Weibesschwäche, aus — Liebe.“

Da zuckte sie die Achseln: „Ich weiß nicht, was das ist. Er ist mir gleichgültig. Aber die Seele des Gatten vor den Flammen der Hölle retten: — ja, das will ich.“ — „Der Himmel wird dir lohnen. Und bedenke, Königskind: nicht diesen einen Ketzer rettest du: Leovigild ist ein Greis. Sein Sohn folgt ihm bald auf den Thron:

ein katholischer Gotenkönig aber mit einer solchen Königin: — sie werden das ganze Gotenvolk zum rechten Glauben herüberziehen. Das letzte Ketzerreich im Abendland verschwindet und das, dies große, dies heilige Werk ist dein Verdienst, meine Tochter. Willst du mir folgen?" — „Ja, ich will," rief sie leidenschaftlich mit Tränen der Rührung in den Augen. „Ich verspreche dir's bei Christus dem Herrn." — Und sie sank vor ihm auf die Kniee und küßte seinen Bischofsring. Er legte die Hand auf das schöne Haupt und sprach feierlich: „Und Christus der Herr wird dich dabei führen, stärken und segnen. Amen." Im stillen aber sprach er zu sich selber: „Jetzt, Herr König, zieht Unfriede in dein Haus und das Verderben in dein Reich."

VII.

Festlich und prachtvoll schmückte sich die stolze Königstadt Toledo an dem Tage, da das junge Brautpar seinen Einzug hielt. Von Narbonne aus hatte es, auf dem Seeweg Barcelona anfahrend, dann den Ebro zu Berg Tortosa und von dort, auf der alten Legionenstraße die Berge überschreitend, den Tajo und die Residenz erreicht. Die Römer hatten all' ihre Haustüren — Balkone und Fenster nach der Straße zu gab es noch nicht — mit den Blumen des Sommertages geschmückt und gar oft mit Teppichen in den merowingischen Farben: die alte blaue Gotenfahne sah man selten.

Der Abend des Einzugstages kam heran: die lauten Feste waren vorüber, die vielen hundert Gäste hatten das Palatium verlassen. Die Königsfamilie mit wenigen ver-

trautesten Freunden blieb noch beisammen in jenem kleinen Dämmertrunk-Gemach. Da sprach die Königin — sie hatte die Eiseskälte der Enkelin, die sich ihr nach Kräften fern hielt, den ganzen Tag über scharf vermerkt: — „Und nun, Ingundis. Du hast zu bestimmen: wann soll die Taufe, wann die Trauung sein?“

Da fiel Isidor, der weise und herzensgute Archipresbyter, ein: „Verzeiht, Frau Königin, ein wohlgemeintes Wort. Es wird uns, — den Katholischen — besonders schwer, bei dem Übertritt die Taufe zu erneuen. Das sieht aus, als gelte unsere Taufe nicht. Ich bitte, verzichtet auf die nochmalige Taufe.“

Grollend wollte die Königin ablehnen: allein Rekared kam ihr zuvor. Seit er, heimgekehrt, die Geliebte spurlos verschwunden gefunden, hatte ihn tiefes Weh verdüstert: er lebte nur noch der Pflicht, das hieß für ihn: dem Reich: aber diesem so eifrig, eifriger als je zuvor. „Gewähre das, Vater,“ bat er. „Abt Gregor, der weise, in Rom hat es erbeten. Und“ — fügte er flüsternd bei — „es erleichtert ja den Übertritt.“ — „Es sei, mein kluger Sohn,“ sprach Leovigild. „Was liegt dem Reich an einer Taufe oder zweien! — Aber die Vermählung! Auf wann, liebe Tochter, setzest du sie fest?“ — Da erhob sich Ingundis von ihrem Sitz ihm gegenüber: noch einen Blick warf sie auf Hermenigild, der das Haupt senkte und, leise zitternd, sitzen blieb: dann trat sie hart vor den König, hob das schöne Haupt und sprach mit fester Stimme: „Herr König, wir sind bereits vermählt.“

Da sprangen alle auf von ihren Sitzen: ein Gewoge von Stimmen, von Rufen erschallte durcheinander: aber alles, auch Godiswinthas Zornruf übertönte Leovigilds dröhnendes Wort: „Vermählt? Wo . . . Wann?“ — „In Narbonne. Vor zwei Wochen.“ — „Durch wen getraut?“

— Nun erhob sich Hermenigild: er war bleich, aber nun hatte er sich gefaßt: „Oheim Leander." — „Katholisch getraut!" gellte die Königin. — „Das ist nichtig," sprach der König, „du bist Arianer." — „Gewesen!" entgegnete Ingundis. „Der Metropolitan hat ihn aufgenommen in unsere heilige Kirche." — „Mein Sohn! Sag' nein!" — Ruhig trat Hermenigild vor. „So ist's. Ich mußte." — „So? Nun sollst du sehen, was ich muß. Garding, ergreife den Verräter. In den Römerturm mit ihm! Königin, dir übergeb' ich die Verführerin. Du stehst dafür, daß sie ihn nicht sieht." — „Ich stehe dafür," erwiderte Godiswintha und ergriff sie mit harter Gewalt am Arm: sie ließ es ohne Widerstand geschehen.

„Ah, dieser Leander, der Betrüger," rief der König. — „Er hat nicht betrogen," erwiderte Ingundis. „Was steht in dem Vertrag? ‚Auch des Glaubens Einheit soll uns verbinden': wohlan: sie verbindet uns." — „Der Hohn! Der Hohn! Ein echter Priesterstreich!" Da stürmte Gardila ins Gemach: „Nun freue dich, altes Schwert Leovigilds! Du bekommst wieder zu tun. Auf, Herr König! Drei Boten trafen soeben zusammen vor den Toren deines Palastes von Nord, von Süd, von West. Der Suevenkönig Miro brach aus seinen Bergen und hat den Duero überschritten: eine Flotte der Byzantiner ist den Bätis zu Berg gesegelt nach Sevilla und hat, von Leander empfangen, viele Tausende gelandet: die Römer in Merida, Cordoba, Carmona, Astigi haben sich empört und die Basken ziehen in hellen Haufen auf Saragossa."

„Weiter nichts?" lachte der alte Held grimmig. „Nun, sie haben's gut vorbereitet, unsere Feinde. Das klappt ja trefflich! Alles auf einen Schlag! Auf einen Tag! Nun wartet! Der alte Gott lebt noch und der alte Leovigild auch. — Verlaßt mich jetzt alle. Ich muß mir ein

paar Sachen überlegen. Es ist spät. Morgen bei Sonnenaufgang, Rekared, versammelst du auf dem Platz vor dem Palatium alle Gotenkrieger zu Toledo!"

VIII.

Die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne glitzerten auf den Helmen, den Speerspitzen, den Schilden und Brünnen der Hundertschaften und Tausendschaften, die sich, Reiter und Fußvolk, dem ergangenen Heerbann gemäß, auf dem alten „Forum des Theodosius" wohlgeordnet geschart hatten: lustig flatterten im Morgenwind die langen blauen „Gunfanon". Freudig lauter Zuruf begrüßte den König, wie er mit Rekared und seinen obersten Führern vollgerüstet aus dem Mitteltor auf die breite Oberstufe der Marmortreppe trat. Er winkte mit der Rechten: sofort verstummte der Lärm.

„Dank euch, meine Goten. So muß denn nochmal das Schwert — ich hatte es in der Halle für immer, — dacht' ich, — aufgehängt, ihr kennt es! — aus der Scheide fahren gegen die alten Feinde. Ihr kennt auch sie: besonders von hinten." Eine schallende Lache war die Antwort auf den derben Lagerwitz. „Aber diesmal steck' ich die gute Klinge nicht ein, bevor sie gründlicher Ruhe geschaffen hat als je zuvor. Und da nun Untreue immer wieder ihr Haupt erhebt, will ich mir gegen solche Untreue einen lebend'gen Schild der Treue schmieden. — In dieser schlummerlosen Nacht kam mir der Gedanke: zwei Hundertschaften auserlesner Krieger will ich um mich scharen, nicht meine Brust, meinen Leib zu schützen — das tu' ich selbst!

— Nein: als mein fleisch-gewordner Wille allüberall meine Befehle zu vollstrecken, den Ungehorsam niederzuschlagen mit scharfer Gewalt, als ob meine Hand zweihundert Schwerte schwänge. Melden kann sich jeder Wehrmann: ich lese sie aus: nicht nach Adel der Geburt, — edel ist, wer edel tut — nach Würdigkeit. Zu eurem Führer aber bestell' ich Graf Wandalar von Valencia, den tapfern Mann, den Bezwinger Keltiberiens: ihm sollt ihr in allen Stücken blind gehorchen wie mir selbst. Erwartet keinen Lohn, keine Gunstgeschenke: die Ehre ist euer Lohn: ‚die Schar der Treuen' sollt ihr heißen — und sein. Wollt ihr das, meine Goten?"

„Heil! Heil König Leovigild! Das wollen wir!" riefen die Scharen und erhoben die Waffen.

„Gut! Ich wähle aus, bevor wir aufbrechen. Und nun vernehmt sogleich mein erst Gebot, Getreue. — Was ich voraus gewußt, sobald die erste Kunde von dem Aufstand der Basken, von der Empörung der Römer eintraf — spätere Boten haben es bestätigt — überall, in den baskischen Bergen wie auf den Ebenen um Sevilla, sind es die Priester, die höchsten wie die untersten, die den Brand geschürt, die Flammen geweckt haben: der Bischof von Astigi, Helm auf dem Haupt, Schwert in der Faust, hat am Altar gepredigt, ich sei ein Dämon der Hölle, wer mir gehorche, gehorche dem Satan und sei dem verfallen auf ewig: feierlich hat er die mit Grauen auf den Knieen vor ihm Lauschenden mit geweihtem Wasser übersprengt, sie Christus und Sankt Eulalien geweiht und alle Katholischen vom Eid der Treue gegen mich entbunden." Ein Murren zuerst des Grolls, bald ein Schrei des Zorns lief durch die Reihen. „Überall, in Ossetum, in Auca, in Pampilona, haben die Geistlichen — gegen ihre Canones! — selbst die Waffen ergriffen: sie führen die Haufen an,

die über die vereinzelten Gehöfte der Goten im Flachland wie in den Bergen herfallen, die Häuser verbrennen, die Bewohner erschlagen: — auch Weiber und Kinder . . ." — „Rache! Rache!" scholl es in der Runde. — „Nicht Rache: Strafe! Aber gegen wen? Nicht gegen die betörten Basken, die armen Berghirten, die von Kindheit auf gewohnt sind, alles blind zu glauben, was der Priester sagt, nicht die verführten Bauern an dem Bätis, nein: — die Verführer gilt's zu treffen. Zersprengt die Haufen, die Gefangnen entwaffnet und laßt sie laufen — doch jeden Priester, den ihr trefft in Waffen — sei's Diakon, Bischof, Metropolitan! — Getreue, hängt ihn an den nächsten Baum. Sie sollen's lernen, was des Königs ist. Ich laß ihnen Himmel und Hölle, sie sollen mir nur dies Land, dies Volk und mein Haus lassen." Brausender Zuruf antwortete ihm. „Wir aus Toledo brechen sofort auf: mein Sohn gegen die Sueven, gen Nordwesten, ich gegen Sevilla und die Byzantiner gen Süden: die Aufgebote der andern Landschaften, — von allen Seiten ziehen sie uns nach — von morgen, übermorgen an. Es eilt . . . ."

Da drängte sich durch die waffenblitzenden Reihen der Hundertschaft gerade gegenüber der Hochtreppe ein ärmlich gekleideter alter Mann und stieg mühsam die Stufen hinan, auf einen langen Stab sich stützend· er mahnte einen zweiten, der gar scheu und schüchtern umherblickte, zu folgen: „Komm nur, Sacharja, Freund Gottes! Komm getrost und fürchte dich nicht. Der Herr König — Gott segne seinen Samen! — sieht wohl grimmig wie der Löwe auf Karmels Höhn, doch sein Herz hat lieb die Gerechtigkeit." Ermutigt folgte der andre. — „Was willst du, Jude?" rief der König unwillig. „Ich kenne dich, Jojada ist dein Name, bist ein redlicher Jud': — das gibt's

auch! Hast einen Handel bei Gades an der See. Aber du siehst doch, jetzt hab ich keine Zeit für Tausch und Kauf." — „Herr König, hast du auch nicht Zeit fürs Recht? Wofür hat dich der Herr gesetzt auf den Thron? Ist der Thron nicht der Stuhl des Richters?" — „Ja, Mensch," grollte der König. „Aber ich muß jetzt auf den Gaul, nicht auf den Thron. Mach's kurz. Was willst du?" — „Gerechtigkeit." — „Die wird dir. Was ist's?" — „Was es ist? Weh geschrien über das, was ist. Die Christen, beides, deine blonden Langmächtigen und die schwarzen, die Römischen, haben gemacht große Gewalt in Gades der Stadt und haben verbrannt unser Bethaus und geraubt die Silberleuchter und — . . . ." — „Genug! Wenn sich's erwahrt, stellen sie beide, Goten und Römer, das Bethaus her auf ihre Kosten und die Räuber sterben." — „Hast du gehört, Sacharja, du Gerechter Gottes? Was hab' ich gesagt von unserem Herrn, dem König? Solchen Herrn habt Ihr nicht im Reich der bitterbösen Merowingen — er ist nämlich aus Paris, ist der Sacharja: — da ist ein Gewaltherr, heißt Chilperich." — „Gott sei's geklagt! Was hat er für Bosheiten am Leibe gegen das auserwählte Volk!" — „Na, ich hätte mir ein andres auserwählt! — Aber ich kenne Fredigundens Gemahl, Alter. — Noch was, Jojada?"

Der warf einen verschmitzten Blick auf seinen Genossen, der sollte sagen: „Jetzt merk' erst recht auf." — „Ja doch, Herr König, großmächtiger. Ich habe eine Tochter: — Rebekka ist sie geheißen und ist so schön wie der Granatbaum und die rote Blüte des Granatbaums und die weiße Lilie von . . ." — „Saron. Ich glaub' es schon. Was ist mit ihr?" — „Ist da dein großer Herzog über Malaccitana . . ." — Der König nickte. „Stavila, einer meiner besten Helden und mein Freund." — „Weil

geschrien über ihn! Er hat nachts überfallen mein Haus, davon geschleppt Rebeckchen und hat ihr Gewalt getan." — Leovigild erbleichte. „Jud', das ist nicht wahr!" — „Hörst du?" flüsterte der aus Paris. „Ich sagte es doch." — „Ist es aber wahr," fuhr der Herrscher fort, „bei Gottes Zorn, fällt sein Haupt."

Da warf sich Jojada vor ihm auf die Knie und küßte den Saum seines Mantels. „Dank dir und Heil, Herr König, du Turm der Gerechtigkeit! Hörst du, siehst du nun, Zweifler? Er ist, wie ich gerühmt, nicht wie euer Chilperich. — Verzeih, gewaltiger Kriegesheld. Rebeckchen ist unversehrt daheim." — Der Greis fuhr zornig auf. „Was wagtest du, Elender?" — „Verzeih', wir haben gewettet. Der Gastfreund wollte nicht glauben, daß du auch dem armen Juden wider deine Schwertgewaltigen zu seinem Rechte verhilfst. Wir haben gewettet um tausend Solidi . . ." — „Schau, schau, die armen Juden!" — „Herr König, die Wette ist nicht dein Schade. Zum Waffenkrieg gehört Geld, — grausam viel Geld! Ich hass' ihn wie ich ihn fürchte! Aber ich schenke dir die zehnmal hundert schönen Goldstücke." — „Welche Frechheit!" — „Gelt, es ist dir zu wenig? Nun, da nimm diesen Schlüssel zu meiner großen Truhe. Da findest du mehr. Und alles ist dein was Jojada hat."

Aber Leovigild wehrte mit der Hand unwillig ab: „Packe dich, Jude, und danke Gott, daß du ungeahndet den König belogen hast." — Er wandte sich nun zu seinem Sohne. „Ich weiß, es bedarf des Spornes nicht, dich vorwärts in den Kampf zu treiben." — „Ich werde meine Pflicht tun, Vater." — „Ja, wie immer. Aber damit du sie gar freudig tuest: — höre noch eins. Weißt du, warum ich dich gerade gegen die Sueven schicke? Weil . . . nun: ich erwarte, daß du diesmal die Räuber

nicht bloß — wie bisher — über die Grenze nach Hause treibst . . ." — „Wir sollten diesem bösen Nachbarreich der Störenfriede ein Ende machen für immer, ihr Land dem unsern einverleiben . . ." — „Das sollst du, mein Sohn. Diesen Ruhm hab' ich dir zugedacht. Du dringst den Weichenden nach bis in ihre Hauptstadt Astorga. Dort durchsuche genau den Palast des Königs." — „Wegen der Schätze?" — „Ja! Zumal um einer Perle willen. Die bringst du nach Toledo. Die heißt — Baddo." — „Vater!" jubelte Rekared. „Wie . . .?" — „Frage jetzt nicht. Säume nicht. Dort unten scharrt ungeduldig dein Hengst. Eile! Bald wirst du alles erfahren."

IX.

Das junge Ehepaar war getrennt, Hermenigild in den festen Turm des alten Römerkastells auf der Nordseite des Palastes abgeführt, — in das Erdgeschoß, — Ingundis in das letzte der Frauengemächer gebracht worden, in welches nur eine Tür — aus dem Schlafgemach der Königin — führte. Godiswintha selbst begleitete die Enkelin dahin: sie bemerkte deren suchenden Blick: „Nein," lachte sie giftig, „schönes Vögelein, du bleibst in diesem Käfig. Das Fenster ist vergittert, und vor dem Ausgang aus dem Frauenflügel steht Tag und Nacht eine Speerwache. Du bleibst hier gefangen bis du deine Irrlehre abgeschworen." — „So werd' ich hier sterben," sprach Ingundis ruhig und ließ sich auf dem Ruhebett nieder. — „Das wollen wir sehen," meinte die Großmutter. „Schon stärkeren Trotz hat man gebrochen. Laß sehen, wie lange

du mir widerstehst, dringe ich Tag und Nacht auf dich ein: — in Güte oder, muß es sein, — anders." — „Das Leben kannst du mir nehmen, nicht meine Seele, das heißt meinen Glauben. Mich zwingen? Ich bin Brunichildens Tochter." — „Und meine Enkelin. Du sollst sie kennen lernen, diese Großmutter. Ich werde nicht rasten, bis . . ." — „Oh, ich bin erschöpft von all' dem. Laß mich schlafen." — „Gerade schlafen sollst du nicht: man kirrt die wildesten Falken, indem man sie immer rüttelt. Ja, schließe nur die Augen, ich werde rütteln. Tag und Nacht." Sie faßte sie unsanft an der Schulter. — „Großmutter! Warum bist du so böse? Warst du immer so!" — „O nein, du freche Fragerin. Ich war sanft und still und scheu und schön — wie du, nein, viel schöner. — Und alle lobten mich, die mich sahen, sogar die Mädchen, die Frauen. Und die Männer, ei die! Das Palatium des Vaters, des Herzogs zu Tarracona, ward nicht leer von Freiern. Aber ich bat den Vater, nein zu sagen zu allen: denn tief im Herzen barg ich die Liebe zu ihm, dem Herrlichsten von allen; — ach auch dem Treuesten wähnte ich! — Sigisar, dem Grafen von Tortosa. Und auch er liebte mich: — glaubte, mich zu lieben. Gleich nach unserer Verlobung brach wieder einmal eine Empörung der Katholiken in Tarraconien aus. Ich eilte fliehend von Barcelona, — aus dem Meerbade — nach Hause. Aber bevor ich die Tore von Tarraco erreichen konnte, ward ich mit meinem Gefolge von einer Rotte der Aufständischen gefangen und vor den Bischof von Egara gebracht, der in Waffen im Felde stand gegen König Agila. Der Elende drang mit Gewalt in mich, in seinen römischen Pfuhl zu springen. Er drohte, mich zu töten. Ich blieb fest: da sprach er: ‚Nun, ich weiß, was du mehr fürchtest als den Tod, eitle Puppe: die Häßlichkeit. Wohlan, lebe: aber entstellt, den

Menschen ein Abscheu. Brandmarken will ich deine glatte Larve und dir die trotzigen Augen aus dem Gesicht reißen.' Und ich blieb standhaft und das Scheusal hielt Wort. Ah," schrie sie auf, „sowie ich's gedenke, spür' ich wieder das heiße Eisen an der Wange, den bohrenden Stachel in der leeren Augenhöhle. Und mich noch grausamer zu quälen in Angst vor dem nun gekannten Schmerz, sollte mir das andre Auge, die andre Wange erst nach drei Tagen zerstört werden, wenn ich nicht nachgäbe. Ich wimmerte vor Angst, aber ich gab nicht nach. Da — in der zweiten Nacht — überfiel mein Vater das Lager der Aufständischen, zersprengte sie und befreite mich. Auch mein Geliebter war unter den Siegern. Als er aber die Braut erschaute, da schrie er auf, wandte sich, floh und zerriß das Band der Treue! Das alles dank' ich Rom und seinen Priestern. Elend, vom Geliebten verlassen, ungeliebt, von allen Glücklichen gemieden schleppte ich das Leben dahin, bis König Athanagild, des Vaters alter Freund, mich zu sich auf den Thron erhob. Und nun soll ich meine Enkelin und den Nachfolger in diesem Reich als Glieder der verhaßten Kirche leben sehen? Lieber sollen sie sterben."

„Aber Großmutter, meine Mutter und ihre Schwester sind doch auch . . ." — „Ah, woran mahnst du mich, Unselige!" und im Zorn ihrer nicht mehr mächtig holte die Greisin aus und versetzte ihr mit der Faust einen Schlag ins Angesicht.

Ingundis fuhr auf, riß eine lange scharfe Nadel aus ihrem Haar, das nun in dunklen Wellen auf ihre Schultern herabflutete, und zückte sie zur Abwehr: „Rühr' mich nicht nochmal an — sonst . . ." Aber Godiswintha entwand ihr die Waffe und stieß sie ihr in den Arm: hochauf spritzte das Blut auf das weiße Brautgewand. „Ah du stichst, schöne Viper? Wart', ich lasse dich durch meine Knechte

binden und geißeln bis noch mehr fließt von dem verhaßten Merowingenblut." Ingundis sank stöhnend vor Schmerz auf das Lager. Triumphierend beugte sich die Alte über sie: „Da liegt die Martyrin! Willst du jetzt nachgeben?" — „Niemals." — „Was mußtest du meine tiefste Wunde aufrühren? Ja, ich hatte mich bewegen lassen durch König Athanagild, um der weltlichen Vorteile willen meine beiden Töchter den Merowingen und deren verhaßtem Glauben hinzugeben. Die Strafe Gottes blieb nicht aus. Gar bald war meine holdselige, sanfte Galswintha erwürgt, meine Brunichild verwitwet, gefangen im eignen Land. Und nun verführt ihre Tochter den künftigen Gotenkönig zum Abfall! Warte, du sollst mir's büßen." Sie stürmte aus dem Gemach und ließ Ingundis in Ohnmacht auf dem Pfühle liegen. Als diese aus ihrer Betäubung erwachte, konnte sie die Arme und Füße nicht heben: sie waren in schwere Fesseln geschlagen.

Und Wochen vergingen so· tief schnitten die harten Ketten in den zarten Leib der Dulderin. Tag um Tag drang die Greisin in ihr Opfer: — ohne jeden Erfolg: die Gequälte antwortete nicht mehr.

Aber in einer Nacht stürmte die Königin, eine Fackel in der Hand, in das Gemach. „Verfluchte," gellte sie, „die Hölle ist mit euch! Hermenigild ist entflohen. Der Wächter vor seinem Turm ist erdolcht. Sterbend berichtet er, drei Männer in Mönchsgewanden brachen aus dem Gebüsch, stießen ihn von rückwärts nieder, erkletterten auf hoher Leiter das Turmfenster und entführten den Gefangenen. Dich sollen sie nicht entführen! Ihr Knechte, erhebt sie und tragt sie hinunter in den Eiskeller. Zwei Speerträger vor die Eisentür des Gewölbes."

X.

Hermenigild war es gelungen, durch Hilfe der zahlreichen Glaubensgenossen, welche nur die Furcht vor Leovigild abhielt, sich dem Flüchtling offen anzuschließen, auf schmalen, allein den Umwohnern bekannten Steigen über die Carpetanischen Berge nach Alea, dann nach Merida und von hier über das Marianische Gebirge nach Sevilla zu entkommen, das er von Leander in besten Verteidigungsstand gesetzt fand. Der Metropolitan übergab ihm nun die weitere Führung, nachdem er ihm in der Kathedrale feierlich die Krone des Gotenreiches auf das Haupt gesetzt hatte: — das anfängliche Sträuben des frommen Gläubigen — der ganze Eifer des Neubekehrten hatte ihn ergriffen — war bald überwunden worden durch den Hinweis auf die Pflicht, die heilige Kirche vor der Verfolgung des — für abgesetzt erklärten — Ketzerkönigs zu schützen: das verlange schon der Dank für die mirakelhafte Befreiung! Der neue König der Goten führte den in der katholischen Taufe ihm beigelegten Namen „Johannes“ und prägte eifrig Münzen auf diesen Namen. Leander aber erklärte nun, er müsse fort, so lang der Bätis und die See noch nicht durch die Schiffe Leovigilds gesperrt seien. Es gelte, neue Truppen aus Byzanz herbeizurufen: denn die bisher gelandeten reichten offenbar nicht aus, die Goten zu bezwingen. Schweren Herzens sah der junge König dem Eilschiff nach, das seinen gewaltigen Metropolitan entführte: er war seine einzige Stütze gewesen: in sich selbst fand er keinen Halt, seit ihm die kühne Tochter Brunichildens fehlte. Und näher und näher drang das Verderben gegen ihn heran.

Der alte Held hatte die vereinten Byzantiner und die empörten Hispanier in Schlachten und Gefechten geschlagen,

Merida erstürmt und zog nun in Eilmärschen gegen den Bätis und Sevilla. Wenige Tage nach Leanders Flucht sperrten Leovigilds Trieren die Stadt im Süden von der Flußmündung ab, während gleich darauf er selbst sein Landheer im Norden und Osten die alten, noch von den Römern angelegten Befestigungen, zumal aber im Westen bei Italica eng umklammern ließ. Ausfälle der Belagerten wurden blutig zurückgeschlagen. Garding und Gardila hielten scharfe Wacht. Gleichwohl war die hier versammelte Streitkraft zu schwach, die ausgezeichnet stark befestigte Römerstadt mit Sturm zu nehmen. Das Beste leistete bei der Verteidigung nicht der wenig kriegerische Königsohn, sondern Basilius, der tapfere und vielerfahrene Feldherr der Byzantiner. Er war die Seele des Widerstands: allgegenwärtig schien er an jedem bedrohten Punkt, mit aufopferndem Eifer setzte er sich Tag und Nacht den Geschossen der Belagerer aus, mehr als einmal ward er getroffen. Hermenigild fühlte sich nicht nur von Dankbarkeit, von herzlicher Neigung zu dem Manne hingezogen, der die beste Stütze seiner Sache war. Als er wieder einmal den Blutenden seines Dankes versicherte, erwiderte der Grieche: „Dank? ich tue meine Pflicht, drum ist mir wohl im Herzen. Und dich mit deiner sanften Seele hab' ich lieb gewonnen."

Ungeduldig ertrug der ungestüme Greis draußen vor den Toren die Verzögerung. Groß war daher die Freude, als die ersten Reiter Rekareds in das Lager sprengten mit der frohen Meldung eines Doppelsiegs über die Basken und über die Sueven — König Miro sei gefallen — und seines baldigen Eintreffens im Lager. Ungeduldig ritt der Vater dem Sohn entgegen. Von weitem schon begrüßten sich mit freudigem Wiehern die beiden Hengste: waren sie doch auch Vater und Sohn. Aber zur Rechten

neben dem Rappen des Sohnes sah Leovigild einen zierlichen weißen Zelter traben: „Er hat sie!“ lachte der Alte in den Bart und spornte sein Pferd. Am Ausgang eines Pinienwäldchens trafen sie zusammen. Alsbald sprangen beide ab und umarmten sich, dann hob Rekared eine schlanke Gestalt von dem Zelter und schlug ihren Schleier zurück: „Hier ist sie, die Perle des Suevenreichs.“ — „Willkommen, Töchterchen beim Vater.“ Und er schloß sie in die Arme.

Ihre Augen strahlten „Vater? Ach ich hab' ihn kaum gekannt. Er starb so früh.“ — „Ihm hätte der Königstab der Sueven gebührt,“ nickte Leovigild. Aber sein Vetter Miro wünschte ihm den Tod, der Tod kam und Miro ward König.“ — „Mich schickte er nach Toledo in die Ferne, in eine Art Gefängnis unter dem Vorwand des Klosters.“ — „Aber geheim, zumal geheim vor mir, damit ich dich nicht als Geisel für seine oft gebrochene Vertragstreue behielte. Doch ich erkundete alles, auch von dieses Helden eifrigen Klosterbesuchen. Hatte ich doch meine Freude daran. — Zuletzt hat dem Argen die Äbtissin was gesteckt und schleunig holte er das Vögelein zurück. Ich aber wußte, nächstens schlägt er doch wieder los: dann mag der Bräutigam sich die Geliebte holen. Wie fiel der König?“ — „Auf der letzten Schanze von Astorga: — von meinem Speer. Hier ist sein Schwert. Das Volk der Sueven huldigt seinem König.“

„Du hast sie dir verdient: — nimm die Befreite.“ Und er legte sie an Rekareds Brust. — „Dank, Vater! Aber du weißt: sie ist katholisch.“ — „Und ich bleib' es,“ sprach das Mädchen fest. Einen Augenblick holte der König tief Atem: „Das setzt bösen Streit mit meiner Königin. Aber bleib' es. Es ist vielleicht wohlgetan, den allzustraff gespannten Bogen . . .“ — „O, König

Leovigild!" rief Rekared feurig. „Das ist ein weiser Gedanke, ja ein rettender für dieses Reich. Halt ihn fest." — „Das werd' ich. — Aber Töchterchen, mach' mir ihn nicht auch katholisch — wie die andere den anderen. Nun kommt in das Lager: jetzt machen wir ein Ende mit König Johannes."

XI.

Und rasch ging's — nach dieser Verstärkung der Belagerer — zu Ende mit Sevilla. Vor dem Beginn des Kampfes erbat Rekared vom Vater kurzen Aufschub: er möge vorher das ganze Heer zur Beichte und zum Erlaß der Sündenstrafen gehen lassen. Mit großen Augen sah Leovigild auf den Sohn: „Glaubst du wirklich . . .?" Dieser lächelte. „Nicht, daß dann die Engel des Herrn für uns kämpfen, Wunder für uns geschehen werden! Aber die Leute werden freieren Herzens und deshalb erfolgreicher kämpfen, ihr Leben freudiger wagen: steigen sie dann doch — ohne Sündenschuld — geradenwegs gen Himmel auf. Gleichviel, ob's wahr ist: sie glauben's: das wirkt ganz, als ob's wahr wäre." — Der König zauderte: „Die Religion ist dir . . ?" — „Sehr viel. Sehr! Aber auch Mittel zum Wohl des Reichs, zum Zweck des Sieges." Da gab Leovigild nach: und es wirkte gut. Nach Vollendung der Vorbereitung befahl der König den Sturm im Doppelangriff: in der gleichen Stunde der dunklen Herbstnacht nahm er selbst von Westen, von Italica her, die Brücke über den Bätis und brach in die Stadt: — der Alte war der erste hinter dem von seiner Streitaxt zertrümmerten Tor: — während Rekared von Norden, von

Carmona her, den Wall erstieg. Noch auf der Wallkrone leistete hier Basilius tapfer Widerstand: als aber den Schwerverwundeten seine Doryphoren aus dem Getümmel davontrugen, verzagten die Kaiserlichen auch an dieser Stelle und flohen. In der Mitte der Stadt, auf dem Forum des Theodosius, bei dem roten Licht der Fackeln und dem gelben brennender Häuser trafen die beiden Sturmhaufen der Sieger zusammen. „Halt ein, Vater!“ flüsterte der Sohn. „Nicht gegen . . . — ihn. Dort ragt das Palatium, darin ist er gewiß nicht. Dort raste, warte bis ich ihn bringe!“ — „Gefangen! Meinen Sohn!“ sprach der König, die Axt in den Wehrgurt steckend. „Ja! — Wahre sein Leben!“ — „Sorglicher als das meine!“ Und schon war er verschwunden in der Nacht. Bald war der Flüchtling gefunden. Er hatte es nicht über sich gebracht, mit dem Vater, dem Bruder das Schwert zu kreuzen: weder Wall noch Tor hatte er verteidigt: auf dem Forum hatte er den Ausgang abgewartet. Nach der Entscheidung suchte er Asyl. Die Seinen rieten ihm das einer arianischen Kirche, das würden die Sieger am sichersten ehren. „Nein,“ sprach er, „ich will nichts dem Glauben verdanken, den ich verlassen!“ So floh er in die erzbischöfliche Hauptkirche der Katholiken. Die gewährte vor den Goten nicht Asyl. Aber Rekared, der das Versteck bald erraten hatte, ehrte ein Recht, das gar nicht bestand. Er legte das Schwert vor der Türe der Basilika ab und ging waffenlos zu dem Bruder hinein. Er fand ihn auf der untersten Stufe des Hauptaltars vor der Apsis sitzend, Kronhelm und Schwert hatte er von sich getan: das Haupt hatte er in beide Hände — auf den Knieen — gelegt: er weinte. Rekared hemmte den Schritt in dem breiten Mittelgang: die Kirche war leer, die Flüchtlinge hatten den Schutz der arianischen Kirchen gesucht: spärlich Licht fiel auf den Altar.

„Armer Bruder! Unseliger! Aber kein König der Goten," dachte er. — „Komm, Bruder," rief er ihn nun an. Hermenigild erhob sich langsam. „Wohin? Am liebsten zum Tod!" — „Nicht doch! An das Herz des Vaters. Du kennst es nicht, dies Herz. Es verzeiht: — ich bürge für dein Leben. Komm zum Vater!"

Als der Gefangne in die hell erleuchtete Palast-Halle trat, ward wie dem Vater so auch dem Bruder der Jammer dieses Anblicks erst klar: Blut floß von der Stirn — ein scharfer Schleuderstein hatte ihn hoch im Bogen getroffen — über das entstellte Gesicht: sein Königsmantel war zerfetzt, von eignem und von fremdem Blut besudelt: denn er hatte die Verwundeten, die man aus dem Gefecht zurücktrug, gepflegt: — die Augen wagte er nicht zu dem Vater aufzuschlagen. Der sah mit tiefem Weh auf ihn. „Absalon," rief er, „mein Sohn Absalon!" Der Gefangene sank vor ihm auf beide Knie. „Bruder," mahnte Rekared, „sage, daß du alles bereust." „Nicht alles," erwiderte der Gefangene. „Nur die Empörung — von ganzem Herzen! Nicht die Annahme des wahren Glaubens."

Scharf prüfend sah der König ihm in die nun zuerst aufgeschlagenen Augen: „Du trittst zurück zu unserem Glauben oder du stirbst." — „So sterb' ich." — Da nickte der König und hob ihn auf: „Das war wacker. Ich verzeihe dir. Rekared, führ' ihn zu meinem Arzt. Er blutet stark."

XII.

Nach kurzer Zeit konnte der König nun sein siegreiches Heer in die Heimatprovinzen entlassen: der Fall Sevillas, die Gefangennahme Hermenigilds entmutigte die Aufständischen, sie legten die Waffen nieder und unterwarfen sich: die Byzantiner flohen in die von ihnen früher schon besetzten Küstenfesten. Leovigild legte in Sevilla, Cordoba, Astigi ausreichende Besatzungen und kehrte mit den Seinen nach Toledo zurück, wo alsbald die Vermählung Rekareds erfolgen sollte. Hermenigild hatte sein Wort gegeben, nicht zu entfliehen. So ward er ungefesselt mitgeführt und in der Hauptstadt in einem zu dem Palast gehörigen Nebengebäude in dem weiten Garten untergebracht, ohne Wache und bei offenen Türen.

Der König fragte gleich bei der Begrüßung seiner Gemahlin nach Ingundis. Achselzuckend erwiderte diese: „Sie ist krank. Nach der Flucht des Empörers mußte ich sie sicher verwahren." — „Wo?" — „In den Kellern; das hat sie, scheint es, schlecht vertragen." — „Abscheuliche! Sofort führt sie herauf!" befahl Leovigild den Palastdienern. „Hierher! Zu mir." — „Aber! Sie weigert — noch immer — hartnäckig den Übertritt," mahnte die Königin. — „Wie der Gatte. Das gefällt mir." — „Wie? Was?" — „Ja, das ist doch Treue. Gefiele dir's besser, verleugneten die beiden aus Furcht oder um des Vorteils willen ihre Überzeugung?" — „Wirst du vielleicht den Rebellen auf deinen Thron nachfolgen lassen?" lachte sie höhnisch. — „Das werd' ich nicht: ich werde Rekared durch das Volk wählen lassen." — „Ei, warum? Um den Preis der Krone tritt er wohl über, der Märtyrer." — „Nicht um den Preis des Lebens. — Hilf Gott! Ist das

Ingundis oder ihr Geist? Sie kann kaum stehen." — „Ich war krank, Herr König." — „Hat man dir was zu leide getan?" — Sie schwieg. — „Ja, ich," sprach die Königin. „Ich habe sie geschlagen, die verstockte katholische Schwiegertochter."

Da furchte Leovigild die gewaltige Stirn und streng sprach er. „Damit du nicht auch die zweite Schwiegertochter schlägst, Rekareds Braut und dich entwürdigst — nicht die Geschlagenen! — räumst du sofort den Palast und Toledo. Weit weg von uns! Garding, du bringst die Königin nach Astorga, jetzt meine zweite Residenz. Schweig, Godiswintha. Jetzt beginnt hier eine andere Zeit: — sie würde dir schlecht gefallen. Rekared hat Recht: der Bogen war zu straff gespannt. Gib mir die Hand, Ingundis, ich führe dich zu deinem Gemahl."

XIII.

Bald nachdem die Vermählungsfeier, an der auch Hermenigild und Ingundis teilnahmen, vorüber war, berief der König seine nächsten Freunde und vertrautesten Räte zu einer wichtigen Besprechung: es waren meist Goten, aber auch Römer, sogar einer ihrer Priester, der milde und weise Isidor. Vor Eröffnung der Beratung teilte der König seinen Entschluß mit, durch Heer und Volk alsbald Rekared zu seinem Nachfolger wählen zu lassen, was einstimmig gebilligt ward: — ein Vorzugsrecht der Erstgeburt bestand ja in keiner Weise. Rekared schwieg: er kannte den Beschluß des Vaters als unwiderruflich und zu seiner Gattin sprach er: „Ich glaube selbst, es ist besser so fürs

Reich der Goten. Der arme Bruder ist allzuweich." — „Unverlässig ist er," schloß Baddo. „Ich würde ihm nicht vertrauen."

Dann verkündete der König Begnadigung aller, die sich an der Empörung beteiligt hatten: „Ich kann nicht den Anführer begnadigen und die Anhänger bestrafen," meinte er. — „Aber wohl die Anstifter," grollte Garding. „Leander, der das Ganze eingefädelt . . ." — „Und seinen Bruder Fulgentius, der ihm nach Kräften geholfen," schloß Gardila. „Er hat — im Mönchsgewand — den Turm Hermenigilds erklettert." — Isidor wagte einzufallen: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." — „Der Herr König in diesem Fall!" rief Leovigild. „Nein, guter Isidor. Schreib du weiter an deinem vielbändigen Werk, das verstehst du besser: — aber den Staat laß mir: — den versteh' ich besser. Deine beiden Brüder sind friedlos gebannt: sie sterben, werden sie ergriffen." — „Leider werden sie sich nicht ergreifen lassen," meinte Garding.

Der Herrscher fuhr fort: „Aber nicht bloß dies Einzelne wollt' ich mit euch beraten. Mein Sohn Rekared hat von jeher — und allmählich immer stärker — in mich gedrungen, die Strenge, die mir gegen die Papstkirche notwendig schien, zu mildern: die Katholiken nicht durch den Schrecken niederzuhalten als Feinde, durch Milde zu gewinnen als Freunde. Sprich nun, mein Sohn, zu unsern Freunden, wie du so oft zu mir gesprochen."

Rekared erhob sich und begann: „Welch' arge Greuel erleben wir in diesem Reich, seit zuerst der unselige Streit der Bekenntnisse entbrannte! Welch' blutige Frevel vor alters und vor kurzem. ‚Religionis erat tantum suadere malorum', sagte ein Dichter: nur die Religion kann soviel Unheil bewirken. Aber hier nicht die Religion, — ver-

schiedene Bekenntnisse derselben Religion! Wieviel Blut ist geflossen um ein Jota, ganz buchstäblich: — ein Jota: ‚homoiousios‘, wesensähnlich, sagen die einen von Christus, ‚homoousios‘, wesenseins mit Gott, die andern. Und deshalb hassen und verfolgen sie sich auf Erden und verfluchen sich in die Hölle! Ich aber meine: das Wesen Gottes ist unerforschlich. Und solche Haarspalterei der Gelehrten darf nicht die zwei Hälften eines Reiches spalten. Ziehen wir heran, was uns eint, schieben wir zurück, was uns trennt. Der König hat vor Jahren ein großes Religionsgespräch angeordnet, die Bekenntnisse zu versöhnen: feindseliger sind sie auseinandergegangen als sie zusammengekommen sind! Laßt doch jeden glauben und bekennen was er will, vielmehr was er muß. Heben wir Goten alle Nachteile auf, welche die Römer, das heißt die Katholischen, in unserm Reich bedrücken: dann werden sie keinen Grund mehr haben, aufzustehen, und Byzantiner und Franken keinen Vorwand mehr, ihnen beizustehen. Schon hat die Ehegenossenschaft sich durchgesetzt trotz der Verbote beider Kirchen: katholisch war meine Mutter, katholisch ist mein Weib.“

Gedankenvoll hatte ihm der König zugehört: nun unterbrach er ihn: „Und katholisch wirst vielleicht auch du?“ — Rekared zuckte: dann strich er mit der Hand langsam über die Stirn: „Vater, . . . das wirst du niemals sehen.“ — „Wohlan,“ so schloß Leovigild die Verhandlung. „Folgen wir dem Rat des künftigen Königs. Er hat die Folgen, die Verantwortung zu tragen: ich nur noch kurze Zeit. Isidor, bereite die Gesetzentwürfe vor.“

XIV.

Wenige Tage darauf ergriff Rekared das böse Fieber, das die sumpfigen Ufer des Tajo im Herbst häufig ausbrüten. Wochenlang lähmte es seine Kraft. Noch hatte er sich nicht vom Lager erhoben, als die gleiche Krankheit den Vater niederwarf. Sehr zur Unzeit, wie beide schalten. Denn plötzlich meldeten Flüchtlinge aus Malacitanien, — im Südosten der Halbinsel — eine byzantinische Flotte von dreißig Trieren habe bei Caviclum starke Streitkräfte gelandet, die in Eilmärschen geradewegs von Süd nach Nord auf Toledo zögen.

Des Königs bewährte Feldherren, Garding und Gardila, weilten jenseit der Pyrenäen in Septimanien, verdächtige Rüstungen des Merowingen Guntchramn, nahe der gotischen Grenze angehäufte Scharen zu beobachten und nötigenfalls abzuwehren. Da hatte der alte Held die Natur zwingen wollen: gegen das Verbot der Ärzte hatte er sich die Waffen an das Lager bringen lassen: er stand auf und — sank sofort um. Nun ließ er Rekared auf dessen Pfühl in sein Gemach tragen: dem war jeder Versuch, sich zu erheben, streng untersagt. „Laß mich — trotz allem — zu Pferd," bat der Sohn. — „Soll ich meinen gewählten Nachfolger, die Hoffnung der Zukunft, in den Fiebertod schicken? Nein, ich ließ dich bringen, dir einen andern Entschluß mitzuteilen. Ich werde Hermenigild vorausschicken."

Da erschrak Rekared: „Vater! Gegen die Byzantiner? seine Glaubensgenossen?" — „Nun, so abgrundtief treulos, so ganz ehrlos wird mein Sohn doch nicht sein, — soviel erwiesene Großmut mit neuem Verrat zu vergelten. Dann sollte er . . .: — aber jeder Gedanke daran tut ihm schwer Unrecht." — „Er ist kein starker Feldherr." —

„Ist nicht nötig. Die beiden Hünen sind aus Septimanien zurückgerufen durch eilende Boten. Vor der Entscheidungsschlacht — Hermenigild muß die hinauszögern — können sie bei ihm eintreffen . . ." — „Dann laß ihn doch hier." — „Du traust ihm nicht!" grollte der Vater schmerzlich. „Mißtrauen züchtet, Vertrauen erstickt die üblen Keime. Begreifst du nicht? Mein ehrendes Vertrauen soll den Tiefgesunkenen heben. Hat er doch aufrichtig bereut." — „Vater, du meinst das schön. Und du mußt entscheiden. Es ist dein Sohn und dein Reich."

Leovigild ließ Hermenigild rufen und sprach: „Mein Sohn, du hast gehört: der Feind steht wieder im Land. Die Kaiserlichen, die Leander in Byzanz erbat — dich und Sevilla sollten sie entsetzen — kamen hierfür zu spät. Aber jetzt sind sie gelandet und ziehen auf Toledo. Sprich, mein Sohn, wessen ist die Schuld, daß das geschieht?"

Hermenigild schlug die Augen nieder: „Die meine, Vater." — „Gut, daß du's einsiehst und gestehst. Wohlan: wessen Sache ist's, wessen Ehre gebeut, die Herbeigerufenen auszuschaffen?"

„Die meine wäre es," brachte er errötend — mühsam — hervor. „Jedoch . . ich . ."

„Wohl denn: es soll die deine sein. Zieh ihnen entgegen mit 6000 Helmen: darunter meine ‚Getreuen', verjage sie aus unserem Vaterland und stelle deine Ehre wieder her."

„Vater, Vater! welche Güte!" er sank ihm schluchzend zu Füßen. „Wodurch verdiene ich das?"

„Bisher durch nichts. Du sollst es verdienen durch Eifer und durch Treue."

„Das andre, Bruder," flüsterte Rekared leise, „das Undenkbare . . . er würd' es, mein' ich, nicht überleben, der alte Mann." — „Rekared! Dieser Zweifel tut

weh." — „Vergib mir, Bruder. Es ist nur die Sorge um den Vater. Die Krankheit hat den Greis gar arg entkräftet."

XV.

Am Tage darauf brach Hermenigild mit den „Getreuen" und einem kleinen Heer auf, das bald durch die von Garding und Gardila von der Grenze herangeführten Scharen verstärkt werden sollte. Seine Gemahlin hatte ihn auf seine Bitte ins Feld begleiten dürfen; gegen Rekareds Rat, der sie als Pfand zurückbehalten wissen wollte; unwillig wies der Vater diesen Gedanken ab. — Da beide Heere in Eilmärschen widereinander rückten, trafen sie bald zusammen: bis Boecula war's, ungefähr halbwegs für beide.

Schon ging die Sonne zu Golde hinter den grünen Marianusbergen im Westen, als Hermenigild — er führte als berittene Vorhut die „Getreuen" — der ersten Haufen des Fußvolks der Byzantiner ansichtig wurde, die, keines Angriffs gewärtig, — ein Wäldchen auf der Krone des Hügels verdeckte die Goten — in lockeren Reihen den steilen Hügel hinaufklommen. Schon hatte Hermenigild das Schwert gezogen, schon wollte er den Befehl zum Angriff geben, auf den die „Getreuen" ungeduldig warteten: — da erkannte er den feindlichen Anführer: es war Basilius. Er senkte den Arm, sein Auge umflorte sich, die Stimme versagte den Befehlsruf: „Ich Unseliger!" stöhnte er! „Schuld, Schuld, was ich auch beginne, wohin ich mich wende. Undank, Abfall, Zwiespalt zerreißt mir die Seele. Was tun, was lassen?"

„Nun, Königssohn, wird's bald?" raunte ihm der Führer der Getreuen, Graf Wandalar, zornig zu. „Da haben wir die Verhaßten — sie sind verloren, die Ahnungslosen! — wir halten den sichern Sieg in Händen und du zögerst? Gib den Befehl oder ich greife an — ohne dich!"

Der Gequälte raffte sich auf, er winkte mit dem Schwert. Die Reitertrompeten schmetterten. Wie ein Bergsturz rasselten die Gepanzerten auf die Überraschten herab: nur wenige leisteten Widerstand, zusammengehalten von Basilius.

„Flieh, Patricius!" rief ihm einer seiner weichenden Doryphoren zu. „Weißt du, wer die Goten führt? Dein Freund, König Johannes!" und er enteilte. — „Unmöglich!" rief Basilius. „Der Undankbare!" Im selben Augenblick stürzte er, überritten, zu Boden. Er ward von den Goten erkannt: ein paar Reiter sprangen ab und banden ihn mit Stricken.

Hermenigild kehrte soeben von der Verfolgung der Fliehenden zurück, die sich in die nahen Tore von Boecula retteten. „Sieh, Königssohn, wen wir dir da bringen," rief Graf Wandalar freudig. „Der beste Fang, den wir machen konnten!" Und er schob jenen — die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden — dicht an das Pferd Hermenigilds. Dieser fand zunächst kein Wort: dann sprach er: „Um Gott, Freund, wie stehst du vor mir!" — „Als dein Gefangener," erwiderte der Feldherr mit blitzenden Augen. „Aber nicht um die Krone der Welt möcht' ich vor dir stehen, wie du vor mir, Eidbrüchiger, Verräter! Behalte deine falsche Freundschaft!" Der Gescholtene sprang ab, zog den Dolch und zerschnitt die Stricke des Gefangenen. „Geh, du bist frei!" — „Was, Hermenigild?" schrie Graf Wandalar. „Rasest

du? Unsern gefährlichsten Feind! So lohnst du deines Vaters Großmut, Undankbarer? Nein, Verräter, das geschieht nicht." Und er stieß dem Griechen das Schwert in den Hals. — „Gut, gut!" jubelten die Getreuen. „Heil Wandalar!"

Stärker als der Zorn Hermenigilds war sein Weh: noch bevor er daran dachte, den Meuterer zu strafen, kniete er neben den Freund, suchte den Bluterguß zu hemmen, griff nach seiner Hand. Mit letzter Kraft stieß ihn der Sterbende zurück: „Fort die Verräterfinger. Fluch über dich!" Auf sprang Hermenigild von der Leiche: „Wandalar, was wagtest du zu tun?" — „Meine Pflicht. Ich habe dem König Treue geschworen. Die halt' ich: wir sollen seinen Willen vollstrecken, gehorsam wie sein Schwert. Sein Wille war nicht, — sicher nicht! — was du getan. Du hast deinen Vater zum zweitenmal verraten." — „Ergreift ihn, Goten," befahl Hermenigild. „Entwaffnet ihn." Aber keine Hand rührte sich. „Nein," riefen die Getreuen durcheinander. „Recht hat er getan! Recht nach des Königs Willen! Ihm gehorchen wir, nicht seinem verräterischen Sohn." — Graf Wandalar sprang in den Sattel. „Auf! folgt mir, ihr Getreuen! Wir verlassen den Abgefallenen. Auf! Garding und Gardila ziehen heran, — ihnen entgegen: sie sollen uns führen." Und wie der Sturmwind jagten alle zwei Hundertschaften davon nach Osten.

Allein, verlassen von allen stand Hermenigild bei der Leiche: denn seine andern Scharen, das Fußvolk, erreichten jetzt erst oben die Höhenkrone. Zerschmettert faßte er sein Pferd am Zügel und schritt langsam gesenkten Hauptes den Hügel — gen Norden — hinan. Hier befahl er, Lager zu schlagen und unten auf dem Schlachtfeld die Toten zu bestatten.

Er hob Ingundis von ihrem Zelter herab, sank an ihre Brust und stöhnte:

„Ich bin der Unseligste der Menschen."

XVI.

Als es dunkel geworden war über Berg und Tal, erschien in dem Lager ein Bote aus Boecula und lud Hermenigild und Ingundis in die Stadt zu einer Zwiesprach mit einem Führer der Kaiserlichen: der schlage vor, gemeinsam einen Weg zu suchen, weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Die Byzantiner seien — unter gewissen Bedingungen — bereit, das Land zu räumen. Blutvergießen vermeiden! Heute noch mehr als je entsprach das dem Herzenswunsch Hermenigilds: auch Ingundis billigte lebhaft seinen Entschluß. So bestiegen sie die Pferde und folgten, von wenigen Kriegern begleitet, dem Boten in das nahe Städtlein. Unheimlich, schaurig mutete die Gatten bei dem roten Schein der Fackeln der Totengräber der Anblick des Schlachtfeldes an. Plötzlich gab Hermenigild dem Pferd die Sporen.

„Was eilst du hier so?" fragte die Frau, ihm nachreitend. — „Hast du nicht gesehn? Er war's! Seine Leiche! Noch der Tote schien mir zu fluchen aus dem weit aufgerissenen Munde! Komm, komm! Rascher!"

In die kleine Stadt eingelassen wurden die Gatten in deren stattlichstes Haus — das des ‚defensors' — geleitet, in welchem die Feldherren Wohnung genommen hatten und, während ihre Begleiter in dem Atrium harrten, in den Speisesaal geführt. Hier trafen sie einen ihnen

unbekannten vornehmen Byzantiner, der sie mit stummem Gruße feindselig empfing. Hermenigild hob an: „Gern bin ich bereit, mit dir über Waffenstillstand und Frieden zu verhandeln . . .“

„Ich, Protospatharius Megas, des Basilius Bruder, verhandle nicht mit Eidbrüchigen. Da kommt er, der mit dir verhandeln will.“ Er schritt zur Türe hinaus, auf einen dunkeln Vorhang deutend, der den gegenüberliegenden Eingang verhüllte: — aus diesem trat nun in das Gemach eine hochragende Priestergestalt.

„Leander!“ riefen beide Gatten. Und Hermenigild wollte seine Hand ergreifen. Aber der trat zurück, erhob das Haupt und fragte schroff: „Sprich, hast du, wie den Imperator, auch Christus den Herrn verleugnet? Bist du wie ein Verräter deines Verbündeten auch ein Verräter Gottes, ein Ketzer, geworden?“ — „Ich bin und bleibe unsrer heil'gen Kirche treu. Wie konntest du wähnen . .?“ — Leander zuckte die Achseln. „Ein Eidbrüchiger!“ — „Was redest du da?“ forschte Ingundis. — „Die Wahrheit. Sprich, König Johannes! Hast du nicht an deinem Krönungstag in der Basilika der heiligen Leokadia — auf deren Überreste im Glassarg! — geeidet, — nicht eher bis du geschworen, gab ich dir die Krone! — du werdest von Stund ab zeitlebens ein treuer Verbündeter, ein Mitkämpfer sein des großen Imperators Mauricius zu Byzanz, ein Schützer des rechten Glaubens überall gegen alle Ketzer? Hast du das nicht geschworen?“ — Ingundis erbleichte: „Mein Gemahl! Sag nein!“ Aber der senkte verstummend das Haupt: seine Kniee wankten: er sank auf den nächsten Sitz und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. „Er kann nicht nein sagen,“ fuhr Leander schonungslos fort, „er kann nicht lügen mir ins Angesicht wie er Gott dem Herrn gelogen hat, dem Abwesenden,

wie er wähnte: aber der ist allgegenwärtig und läßt sich nicht spotten. Gott war zugegen, als du den Eid leistetest, ‚fortab zeitlebens ein treuer Verbündeter des Imperators‘ — so lautete die Formel — und Gott war zugegen heute, als du mit deinen Panzerreitern des Imperators Krieger überfielst.“

Der Gequälte rang die Hände: „Du vergissest . . . — inzwischen ward ich gefangen! — Was kann ich dafür . . .?“ — „Nichts. Aber niemand hat dich gezwungen, diese Feldherrnschaft zu übernehmen.“ — „Der Dank! Dank gegen meinen Vater.“ — „Ah, wem gilt deine höchste Pflicht, deinem Vater, dem Ketzer, oder Christus dem Herrn? Wahrlich, wahrlich, wer nicht Vater und Mutter verläßt und mir nachfolgt, spricht der Herr, wird nicht in das Reich Gottes kommen. Eidbrüchiger! Das Blut des gemordeten Basilius schreit um Rache gegen dich gen Himmel.“ — „Das hat er nicht gewollt, bei Gott!“ rief die Frau. „War er doch sein Freund.“ — „Gewiß! Und doch trägt er die Schuld an diesem Blut. Die Sünde erzeugt auch nicht gewollte Sünde. Erkenne die Strafe Gottes: — sie züchtigt den Sünder an seinem Liebsten. Bald wird auch deines Weibes Haupt . . .“ — „Ah,“ schrie Hermenigild, „halt ein! Nicht sie! Nur nicht sie! Wende das ab, heiliger Bischof, durch dein Gebet.“ — „Wie kann ich, wenn du in der Sünde verharrst! Du bist durch deinen Eidbruch abgefallen von der Kirche — — du bist innerlich schon ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Christen, noch bevor ich die Exkommunikation ausgesprochen, die ich jetzt aussprechen muß über dich. Und über Ingundis, läßt sie nicht von dir.“ — „Niemals!“ rief diese und ergriff des Gatten Hand. „Im Unglück hab’ ich ihn lieben gelernt.“ — „O nicht, nicht, Oheim Leander! Nicht das Anathem über mich. Bei der Seele

meiner Mutter beschwöre ich dich . . . ." — „Nenne sie nicht, die fromme Christin· sie verwirft dich mit allen Seligen im Himmel. So spreche ich denn . . ." feierlich erhob er beide Hände. — „Nein, ich flehe!" rief Ingundis und fiel ihm in den Arm. „Was soll er tun, den Fluch von sich zu wenden?"

Ein Strahl der Befriedigung schoß über Leanders finstere Züge. „Vor allem — bereuen." — „Was bereuen?" fragte Hermenigild. — „Deinen Eidbruch."

„Ja, ja! Ich bereue ihn von ganzem Herzen: — Gott weiß es, wie ich des Freundes Tod beklage." — „Und die Sünde lassen, nicht mehr kämpfen gegen den Imperator!" — „Gern! Hier nimm mein Schwert. Ich bin dein Gefangener."

Aber Leander schüttelte das Haupt und sprach: „Mitnichten. Das ist keine Umkehr, keine Buße, keine Besserung." — „Ja was — was soll ich noch . . .?" — „Deinen Eid erfüllen, halten, gut machen, so weit du kannst." — „Was meinst du?" fragte Ingundis, ahnungsvoll. — „Du frägst? Er hat geeidet, als des Imperators Waffengenoß dessen Feinde, die Ketzer, zu bekämpfen allerorten. Wohlan: — vor dieser Stadt im Norden — auf jenem Hügel — lagert ein Ketzerheer: dort steht dein Feind! Nicht abgeben sollst du dein Schwert, — nein, ziehen sollst du's und als des Kaisers Feldherr, an Basilius' Stelle, es schwingen gegen des Kaisers Feind. Du führst unsern Ausfall an." — „Wie kann ich!" rief er. — „Nimmermehr!" schrie Ingundis.

Ein scharfer Blick, ein drohender traf sie. „Das sollst du büßen, Weib," dachte der Priester. Aber laut sprach er: „Er weigert die Reue, die Besserung. Wohl. Ihr habt gewählt. — Beide. — So tu' ich denn mein Amt und ich spreche kraft meines bischöflichen Amts den Fluch

der . . ." — „Entbinde ihn von jenem Eid," bat Ingundis. — „Warum? War er etwa erzwungen? Freiwillig, öffentlich, vor allem Volk, vor dem Hochaltar — hell brannten die Kerzen! — laut sprach König Johannes den Schwur." — „So laß mich sterben!" rief Hermenigild und fuhr ans Schwert. — Aber mit ehernem Griff hielt ihm Leander den Arm. „Halt, Sünder! Häufe nicht Selbstmord zu Eidbruch. Gehorche oder — beim Zorne Gottes! — ich spreche die Verfluchung." — „Nein, nein, alles, nur das nicht." — „So rüste dich zum Kampfe. In einer halben Stunde führt Megas den Ausfall aus dem Nordtor. Du reitest an seiner Seite und, statt dir zu fluchen, segn' ich dich und dein Schwert." — „Tu's nicht," schrie Ingundis. Tu's nicht! Deine Ehre! Das ist ärgste Untreue. Denke des Vaters!" — „Schweig, Weib," herrschte der Bischof sie an. „Willst du seine Seele und die deine verderben? Schweig!" — „Ach! Ich sehe keinen Ausweg; aus Schande und Sünde! Rings Abfall, Schuld und Verrat!" jammerte sie und brach bewußtlos zusammen.

Hermenigild kniete neben sie und küßte sie auf die Stirn. Dann sprang er auf. „Wohlan, segne sie und mich. Ich bin bereit. Zur Schlacht! Dort, unter den Speeren der Goten, find' ich den Frieden."

XVII.

Aber es kam anders. Der Ausfall der Byzantiner hatte anfangs Erfolg. In tiefster Stille führte Megas bei vollster Dunkelheit — nicht Mond nicht Sterne zeigte

der Himmel — seine Scharen gegen den Hügel im Norden zu über das Schlachtfeld des Mittags hin. Hermenigild, das Schwert in der Scheide, ritt an seiner Rechten. Unvermerkt kamen die Angreifer bis an die Sohle des Hügels, unvermerkt bis auf dessen Krone: erst hier gerieten die Vordersten in den Bereich der Wachtfeuer vor den ersten Zelten: nun riefen die Wachen sie an. Lautes Schlachtgeschrei der Angreifer war die Antwort und sofort ergossen sich diese in die vordersten Zeltreihen der Goten. Überrascht, führerlos, zu gutem Teil ohne die abgelegten Schutzwaffen, aus dem Schlummer geschreckt, vermochten diese dem Überfall nicht standzuhalten: sie wichen.

„Nach! Nach!" befahl Megas. „Unser ist der Sieg! Vorwärts, König Johannes! Oder willst du vielleicht noch mal umsatteln? Das wäre dein Tod!" Und er bedräute ihn mit dem Schwerte, faßte das Pferd am Zügel und riß es mit sich vorwärts. Willenlos ließ Hermenigild alles geschehen: er zog auch jetzt nicht das Schwert: er trug weder Helm noch Schild noch Brünne: stumpf sah er vor sich hin, den Tod erwartend, ersehnend: aber Pfeile und Wurfspeere schienen ihn zu meiden.

„Vorwärts!" wiederholte Megas. „Was stockt ihr?" — „Schau dort hin!" riefen seine Doryphoren. „Rechts! Nach Osten schau! Von dort her neue Feinde!" Und also war's.

In dichten Haufen drangen von Osten gotische Waffen heran. Voran flogen rasche Reiter, dann dröhnten die Schritte starker Scharen von Fußvolk. Auch Hermenigild sah sich nun zögernd um. „Wandalar und die Getreuen!" rief er. „Und dahinter? — Das sind Garding und Gardila: Megas, Ihr seid verloren." — „Aber du mit," schrie dieser. „Verräter, du hast uns in diese Falle gelockt." Und er hob das Schwert gegen ihn. Doch bevor

er den Stoß vollführen konnte, stürzte er, von Wandalar durchspeert, aus dem Sattel.

„Ah, was ist das?" rief der Sieger. „Hermenigild an seiner Seite, neben dem Feldherrn des Kaisers! Ergib dich, Verräter! Ergreift ihn, Getreue, bindet ihn, fest bindet ihn! Bringt ihn Gardila! Ich muß weiter vor."

Die Goten der Lagerbesatzung hatten den eingetroffenen Entsatz nun erkannt: sie hielten wieder stand, ja, sie drangen vor. Die Byzantiner, von vorn und von der rechten Flanke her grimmig — von Übermacht — angepackt, flohen, soweit sie dieser Zange entweichen konnten — die meisten fielen oder wurden gefangen — den Hügel abwärts auf das Städtlein zu. Hermenigild sprach kein Wort. Stumm ließ er alles über sich ergehen: Schmähworte, das Fesseln seiner Hände, das Zerfetzen seines Mantels, auch einen Faustschlag ins Gesicht. Nur als er vor Garding und Gardila stand und diese ihm zuriefen: „Doppelter Verräter, elender Bube!" da stürzte er besinnungslos auf sein Antlitz.

Bei Sonnenaufgang zogen die Sieger gegen die Tore von Boecula: sie fanden sie geöffnet, die Stadt von Byzantinern leer: die Bewohner kamen ihnen, um Gnade bittend, entgegen. Sie ward ihnen gewährt: denn man glaubte ihrer Beteuerung, daß sie die Kaiserlichen nur gezwungen aufgenommen hätten; und Leovigild und Rekared hatten äußerste Schonung der Römer eingeschärft. Hermenigild, in dem Haus eingesperrt und scharf bewacht, das er gestern mit Ingundis betreten, erfuhr auf seine Fragen, der Metropolitan habe die sich heftig Sträubende — sie hatte den Gatten hier erwarten, sein Geschick teilen wollen — mit Gewalt in seinem Gefolge mitführen lassen, als er bei dem Eintreffen der ersten Flüchtlinge aus der Stadt

eilte, gen Süden, dem Meere zu, nach Caricluni, wo die Flotte der Byzantiner ankerte.

Unverfolgt erreichte Leander mit seiner Gefangenen die rettenden Schiffe. Bald drang hierher die Nachricht von Hermenigilds Gefangenhaltung. Nun begehrte Ingundis, zu ihm zurückgesandt zu werden. „Oder gib mich nur frei," bat sie, „und laß mich in das Frankenreich zu meiner Mutter zurückgehn. Ach hätt' ich es nie verlassen! Nie auf dein Betreiben den Unseligen . . . —" — „Ah," sprach er höhnisch, „jetzt bereust du gar noch die einzige gute Tat deines Lebens, ihn für die heilige Kirche gewonnen zu haben. Nein, Wankelmütige, du folgst mir nach Byzanz als Geisel für die Treue der Merowingen. Viel Gold haben sie vom Imperator empfangen, um Goten und Langobarden zu bekämpfen. Wenig haben sie dafür geleistet. Du siehst die Mutter und das Frankenreich nicht wieder, bis . . ." — „Also nicht als Befreite, als Gefangene führst du mich mit dir?" — „Nimm's wie du willst. Der Imperator soll erfahren, wer durchaus jenen Schwächling abhalten wollte, seinen Eidbruch gutzumachen." — „Als Gefangene nach Byzanz! Hab' ich das um dich verdient, Verräter?" — „Dies Wort sollte seine Gattin meiden," grollte er. „Wen und was hat er nicht verraten? Seinen Glauben, seinen Vater, den Imperator und nochmal seinen Vater!"

Aber nicht als Gefangene sollte Ingundis nach Byzanz kommen, als Leiche. Zerrissen von widerstreitenden Gefühlen erkrankte sie auf der Fahrt und starb nach der Landung auf Sizilien.

XVIII.

Zum erstenmal seit sie sich von der Krankheit und dem Lager erhoben, wandelten in dem großen Marmorsaal des Palastes zu Toledo Leovigild und Rekared, sich gegenseitig stützend: — doch meist der Sohn den völlig erschöpften Greis. — Da trat vor sie, vom Staube des Eilritts über und über bedeckt, Graf Wandalar. Er berichtete alles, der Wahrheit getreu, auch seine eigne rasche Tat gegen Basilius: — Alles, bis auf den Augenblick, da er den Königsohn an der Seite des Byzantiners gefangen nahm. „Nun, Herr König, richte. Was soll mir geschehen? Was deinem Sohn?“

Der Alte sank langsam nach rückwärts an Rekareds Brust. Aber sofort, mit einem letzten Aufwand von Kraft, raffte er sich auf, löste eine goldne Kette von der Brust und hing sie dem Grafen um den Hals. „Dem Treuesten der Getreuen! Die Tat war recht. Er aber, der mich und das Reich zweimal verraten hat: — er muß sterben. Pfeilschnell jage zurück: Garding soll ihm vor allem Volk das falsche Haupt abschlagen lassen.“ — „Vater! Mein Bruder! Ich flehe dich an!“ „Herr König! Dein Sohn!“ — „Wollen auch die Treuesten nicht mehr Treue halten? Gehorche!“ Es war sein letztes Königsgebot.

Während Wandalar aus dem Saal eilte, sank er bewußtlos um: er blieb es tagelang. Als er sich und die Sprache wiedergefunden, war sein erstes Wort: „Das Urteil . . . ist es vollstreckt? Wo ist Wandalar?“ — „Zurück. Es ist vollstreckt,“ antwortete Rekared ernst. — „Das Reich, das Heil der Goten hat's erheischt. Mein Sohn, mein Rekared — stets — alles, alles für Volk und Reich.“ Und er drückte ihm die Hand und starb.

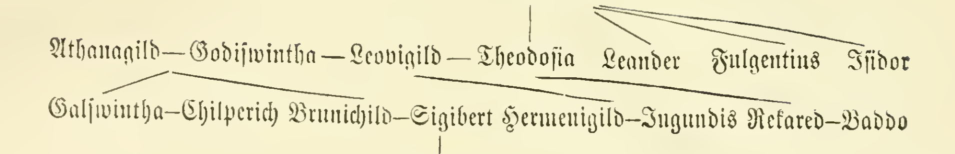
Von dem Sarge hinweg, der in der Krypta der Basilika der Arianer zu Toledo beigesetzt ward, schritt König Rekared in das Schreibgemach, wohin er Isidor beschieden hatte.

„Metropolitan von Sevilla . . ." sprach er diesen an. — „Herr König, mein Bruder lebt." — „Ich setz' ihn ab. Ich allein. Ohne Papst und ohne Konzil, den Hochverräter, kraft des Rechts des Königtums und seiner Pflicht, den Staat zu retten." — „Das ist wider die Canones. Ich kann nicht . . ." — „Dann folgt ihm ein andrer! Setze sofort ein Schreiben auf an alle Bischöfe und Äbte deiner Kirche, an alle Herzoge, Grafen und Großen des Reichs, Römer wie Goten. Lade sie zu einem Konzil und Reichstag nach Toledo auf den ersten des nächsten Monats. Schreibe wörtlich: dort wird der König mit seinen Getreuen beraten, ob er aus himmlischen und aus irdischen Gründen, vergiß dies ja nicht! — ich mag nicht heucheln! — das katholische Bekenntnis annehmen soll." — „Herr König! Das ist . . ." — „Verwunderlich, nicht wahr? Fast am Sarg des großen Ketzerkönigs! Aber sein letztes Wort war: alles für Volk und Reich." — „Und — und deine Gründe? Hat die Frau Königin . . .?" — Rekared lächelte schmerzlich: „Auch du! Dacht' ich's doch. So werden viele wähnen. Wäre Baddo doch heidnisch! Wär' mir lieber! Nein, eines Weibes Andringen bezwänge mich nicht. Und nie hat sie solch Wort gewagt." — „Also du bist überzeugt . . .?"

Sehr ernst erwiderte der junge König: „Ja. Ich darf ja sagen: denn ich fühle, daß Eure Lehre mehr folgerichtig ist, glaubt man — wie ich — an den Erlöser. Ein Halbgott ist — eine Halbheit. Aber das allein würde mich nicht bestimmen. ‚Irdische' Gründe füge bei, hörst du? Sueven, Franken, Byzantiner aus Feinden zu Glaubens-

genossen machen, und zumal im Reiche selbst Goten und Römer versöhnen, das ist wohl ein Gewinn, um den der König ein Jota hingeben mag als Preis: ‚Homoiousios‘ oder ‚Homoousios‘ — was kommt drauf an für einen König, der einer ist? Und ich — ich will und werde einer sein!“

Stammbäume.



I.
Severianus
Athanagild—Godiswintha—Leovigild—Theodosia Leander Fulgentius Isidor
Galswintha—Chilperich Brunichild—Sigibert Hermenigild—Ingundis Rekared—Baddo
Ingundis
II.
Chlothachar I.
Sigibert—Brunichildis Galswintha—Chilperich—Fredigundis
Ingundis.





